

CHRISTIAN GELLINEK
**Die Deutsche
Kaiserchronik**
ERZÄHLTECHNIK UND KRITIK



ATHENÄUM



Christian Gellinek
Die deutsche Kaiserchronik

Die Deutsche Kaiserchronik

Erzähltechnik und Kritik

von
Christian Gellinek

Athenäum Verlag

Alle Rechte vorbehalten
© 1971 by Athenäum Verlag GmbH - Frankfurt/Main
Gesamtherstellung: Tagblatt-Druckerei KG - Haßfurt am Main
Printed in Germany

INHALTSÜBERSICHT

VERWENDETE ABKÜRZUNGEN	7
VORWORT	9
EINLEITUNG	10
<i>Die Problematik</i>	
DER PROLOG DER KAISERCHRONIK ALS PROGRAMMAUSSAGE	21
<i>Erster Teil</i>	
ERZÄHLTECHNIK IN DER KAISERCHRONIK	29
Kapitel I	
<i>Die ungleichen Figurendreiecke in ihrer beschränkten Erzählwirkung</i>	29
Caligula-Jupiter-Jovinus	29
Vitellus-Rom-Odnatus	34
Tiberius-Jerusalem-Veronica	39
Trajan-Gregorius-Witwe	47
Severus-Ratgeber-Adelger	56
Ergebnis	66
Kapitel II	
<i>Übergänge zu wohlkonstruierten Triaden mit erhöhtem Erzähleffekt</i>	69
Evangelist Johannes-Domitian	69
Paul-Peter-Nero	72
Heraclius – das heilige Kreuz – Cosdras	77
Theodosius-	81
Venusstandbild-Astrolabius	82
Siebenschläfer	91
Constantius-Helena-Constantin	95
Ergebnis	100

Zweiter Teil

KRITIK AN DER KAISERCHRONIK	104
---------------------------------------	-----

Kapitel III

<i>Die hierarchische Triade als Ausdruck bewußt konstruierter Vertikalität</i>	104
Silvester-Ecclesia/Helena-Constantin	104
Merkur/Mercurjus-Kaiserinmutter/Maria-Julian	132
Ergebnis	142

Kapitel IV

<i>Die anverwandelte Danielvision und die Darstellung der Herrschaftskontinuität im römischen Reich . .</i>	148
Die Danielvision im <i>Annolied</i> und in der <i>Kaiserchronik</i> sowie in der Dionisiuskapelle zu St. Emmeram .	153
<i>Translatio imperii</i> und die Herrschaftskontinuität	166
Karl der Große und Leo	172

SCHLUSSBEMERKUNGEN	178
LITERATURVERZEICHNIS	185
ANHANG	190
REGISTER	192

VERWENDETE ABKÜRZUNGEN

<i>AL</i>	<i>Annolied</i> , ed. von Opitz-Bulst
<i>DAEM</i>	<i>Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters</i>
<i>DVjs</i>	<i>Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte</i>
<i>Kchr.</i>	<i>Kaiserchronik</i> , ed. von E. Schröder-Stackmann
<i>MGH</i>	<i>Monumenta Germaniae Historica</i>
<i>LV.</i>	Literaturverzeichnis
<i>PBB</i>	<i>Pauls und Braunes Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur</i>
<i>PL</i>	<i>Patrologiae Latinae Cursus Completus</i> , ed. von Migne
<i>RGG</i>	<i>Religion in Geschichte und Gegenwart</i>
<i>RL</i>	<i>Das Rolandslied des Pfaffen Konrad</i> , ed. von C. Wesle
<i>SuL</i>	<i>Sage und Legende in der Kaiserchronik</i> (E. F. Ohly)
<i>ZfdA</i>	<i>Zeitschrift für deutsches Altertum</i>
<i>ZfdPh</i>	<i>Zeitschrift für deutsche Philologie</i>
<i>ZRG-GA</i>	<i>Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte Germanistische Abteilung</i>

VORWORT

Diese Studie habe ich während meines *Morse Fellowship* Jahres 1965–66 begonnen und im Sommer 1970 abgeschlossen. 1967 habe ich ein Seminar über das *Annolied* und die *Kaiserchronik* gegeben und danke den folgenden Seminarteilnehmern, den *honor students* Miss J. Irwin, Miss K. Winston, Miss V. Ziegler, Mr. G. Bond und Mr. St. Cerf für Anregungen. Eingeführt in die *Kaiserchronik* hat mich 1962 Prof. J. Szövérfy (SUNY Albany). Meine Vorarbeiten zu diesem Buch sind im Literaturverzeichnis aufgeführt.

Diese Studie ist meine letzte Abschlagszahlung auf ein großzügig gewährtes lehrfreies Forschungsjahr, wofür ich mich der Verwaltung des *Yale College*, besonders *Dean* Georges May, zu Dank verpflichtet weiß. Meiner Frau, Prof. Janis L. Gellinek (Connecticut College) danke ich wie immer herzlich für ihre Geduld beim Zuhören und Korrekturlesen.

Nur zögernd und mit großer Hochachtung nenne ich den indirekten Anreger dieser Untersuchung, den Verfasser des gelehrtesten Buches über die *Kaiserchronik* in diesem Jahrhundert. Nachdem ich sein Buch, *Sage und Legende in der Kaiserchronik*, auf Ablichtungspapier in der *Yale Sterling Memorial Library* schon oft studiert hatte, durfte ich Herrn Professor Ernst Friedrich Ohly 1968 in Münster persönlich kennenlernen.

Am meisten danke ich dem Herausgeber einer Reihe dieses Verlags, Prof. Reinhold Grimm, der mit großer Einfühlung Verbesserungsvorschläge gemacht hat, ohne die das Buch nicht seine endgültige Form gefunden hätte. Für die verbliebenen Fehler und die hier vertretenen Auffassungen bin ich allein verantwortlich.

EINLEITUNG

DIE PROBLEMATIK

Es ist an der Zeit, daß die umfangreichste deutschsprachige Dichtung des zwölften und unerhört lebendigen Jahrhunderts, die sogenannte *Kaiserchronik* eines angeblichen Regensburger Geistlichen als Erzählwerk der Literaturkritik ausgesetzt werde. Nur wenn der Kritiker dem Klischee von der sakrosankten mittelalterlichen Literatur zu Leibe rückt, versetzt er sich in die Lage festzustellen, worin im einzelnen der künstlerische Wert bzw. Mangel an Wert liegt.

Die letzte Monographie über die *Kaiserchronik* veröffentlichte Ernst Friedrich *Ohly* bei Kriegsausbruch¹. Sie ist eine umfassende Untersuchung über die Überlieferungssymbiose dieser ›Chronik‹. Ohlys Studie kam zu dem überraschenden Ergebnis, daß nicht die Tradition — weder Sage noch Legende — sondern die geistige Eigenleistung des Autors für die Beurteilung der *Kaiserchronik* ausschlaggebend sei. Ohlys Betrachtungen möchte ich die meinen, viel bescheideneren, über die literarische Leistung zur Seite stellen. Meine Studie baut indirekt auf die seine auf, verdankt ihr vieles, und zwar besonders den tieferschürfenden Erörterungen und Identifikation von über zehntausend Versen als Umarbeitung nach schriftlichen Quellen, und von etwa zweieinhalbtausend Versen aus mündlich umlaufenden Erzählungen. Die Unterschiede zu Ohlys Untersuchung sind methodischer Art.

Es ist Ohly zweifellos gelungen, unsern Blick von dem trockenen Kaisergerüst und den oft formelhaft knapp gehaltenen Herrscherabläufen abzuziehen. Bei rechter Lek-

¹ *Sage und Legende in der Kaiserchronik* (Münster, 1940); die vollen Titel nennt das Literaturverzeichnis.

türe sollte stattdessen dem Leser »das idelle Rückgrat«² der *Kaiserchronik* als heilsgeschichtlicher Grundplan transparent werden. Ich habe nun seit acht Jahren des öfteren in der *Kaiserchronik* gelesen, aber die genaue dichterische Formausprägung des heilsgeschichtlichen Grundplans habe ich niemals entdecken können. Auch in Ohlys Buch wird ein typologischer Gesamtplan der Struktur nirgends konkret dargelegt. Es ist mir auch fraglich geblieben, ob in dem Leser des zwanzigsten Jahrhunderts die Fähigkeit und der Wunsch vorausgesetzt werden darf, er müsse sich in ein quasi-heilsgeschichtliches Vollendungsdenken mittelalterlicher Prägung zurückversetzen lassen? Ohly selbst betont ausdrücklich, daß die etwa vorhandene dichterisch-freie Formausprägung dieser Heilsstruktur einen Charakter habe, der von der Bibelautorität losgelöst sei³. Obwohl doch die *Kaiserchronik* keinen Offenbarungscharakter hat noch haben kann, soll dennoch in ihr eine formell nachweisbare Spannung zwischen Vorausdeutung und Erfüllung (vergleichbar der Spannung zwischen alttestamentlicher Präfiguration und neutestamentlicher Erfüllung) obwalten und zu einem *modus operandi* des Dichters geworden sein. Eine solche typologische Spannung kann dann vorliegen, »wenn geschichtliche Fakten (Personen, Handlungen, Ereignisse, Einrichtungen) als von Gott gesetzte vorbildliche Darstellungen, d. h. ›Typen‹ kommender und zwar vollkommener und größerer Fakten aufgepaßt werden«⁴. Die Goppelt'sche Definition ist nicht unmodifiziert geblieben. R. Bultmann definiert die Typologie religionsphänomenologisch als

2 *SuL*, S. 238.

3 *Ebd.*, S. 26—29.

4 L. Goppelt, *Typos: Die typologische Deutung des Alten Testaments im Neuen* (1939) S. 18 f. Auf diese Definition stützt sich Ohly. Sie erscheint mit geringfügigen grammatischen Änderungen wieder bei Goppelt in *RGG*, VI (31962) S. 1094, wonach ich zitiert habe.

»Eschatologisierung des Wiederholungsmotivs«⁵. Neuerdings scheidet Goppelt in seinem zusammenfassenden Aufsatz über τύπος⁶ das typologische Denken von dem horizontalen bzw. vertikalen Analogiedenken. Letztere Denkweisen »überwuchern« oder »durchkreuzen« nach Goppelt freilich gerne das typologische Sinnverhältnis. Von dieser Überwucherung darf sich ein nicht-theologischer Kritiker der mittelalterlichen Literatur nicht übermannen lassen. Er sollte auch Analogien nur dort aufzeigen, wo sie dokumentiert werden können. Grundsätzlich wird man sagen dürfen, die von Ohly gesehene typologische Sinnbezüge (so weit sie dokumentiert worden sind) seien ihrem Wesen nach horizontal ausgreifende Analogien, d. h. letztlich Breitenwirkungen. Die von mir zu besprechenden Erzähltechniken wird man hingegen als vertikale Analogien, d. h. als erzählspannende Höhenwirkungen ansehen dürfen. Man darf dem *Kaiserchronik*-Dichter ein gewisses Maß an Abstraktionsvermögen, aber nicht ein Übermaß⁷ davon zutrauen. Was den Grundplan der *Kaiserchronik* angeht, so steht m. E. die These von der all-innerdichterischen und doch zugleich außerbiblischen *typologischen* (statt bloß, wie hier vertreten, *analogen*) Formgebung in einem Widerspruch zum dürftigen, oft geradezu auswechselbaren Kata-

5 »Ursprung und Sinn der Typologie als hermeneutische Methode«, *Theologische Literatur-Zeitung*, LXXV (1950) 205–212, bes. S. 207.

6 *Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament*, VIII (Stuttgart, 1966) S. 259.

7 So auch in bezug auf Wolfram von Eschenbach H.-J. Koppitz, *Wolframs Religiosität: Beobachtungen über das Verhältnis Wolframs von Eschenbach zur religiösen Tradition des Mittelalters* (1958/59), der zeigt, daß Wolframs Gewährsmänner in religiösen und theologischen Fragen wahrscheinlich die Dichter der frühmittelhochdeutschen Epoche gewesen sind (bes. S. 359–361). Vgl. auch B. Mergell, *PBB-Ost*, LXXIII (1951) 1–94; LXXIV (1952) 77–159, der nur von »Analogie«, »Kontrapost«, »Gegenbeziehung«, »Gegenbildlichkeit« spricht, nicht von »Typologie«.

log der Kaiserfiguren. Ohly hat diesen Widerspruch zwar keineswegs übersehen, ihn jedoch zu entschuldigen versucht⁸.

Zur Annahme einer literarischen Typologie gehören als Voraussetzung, wie E. Auerbach meint, »zwei zeitlich und kausal weit von einander entfernte Ereignisse« . . .⁹, und solche Art von *Ereignissen* könnten tatsächlich wegen der Art ihres behandelten Stoffes in der *Kaiserchronik* gegeben sein. Es mag auch, wie Auerbach weiter sagt, gleichgültig sein, »ob die moderne Kritik manche dieser Ereignisse als sagenhaft ansieht, oder etwa an ihr künftiges Geschehen nicht glaubt«¹⁰. Es ist aber doch die Frage, ob man einem Dichter, der gewiß analogische Neigungen gehabt hat, eine pan-typologische Anordnungssucht zusprechen darf, die dem überirdischen Heilsplan auf das strengste verpflichtet sei, so daß der dichterisch frei ausgewählte Ordnungsrahmen der Kaiser gewissermaßen eine höhere, fast schon kanonische Weihe erhält? Schließlich steht es doch auch nach Ohlys eigenen Forschungen fest, daß der Kaiserchronist die Kaiserabfolge, und damit das Spannungsmoment zwischen dichterischem Einfall und »der Wirklichkeit« angetastet hat. Der Kritiker der *Kaiserchronik* muß daher von Anfang an in Rechnung stellen, daß sich sein Dichter dem Vorwurf der ästhetischen Unglaubwürdigkeit ausgesetzt hat, den der Kritiker nicht berufen ist zu decken. Wenn H.-G. Gadamer postuliert: »Die freie Erfindung des Dichters ist Darstellung einer gemeinsamen Wahrheit, die auch den Dichter bindet«¹¹, so muß man so-

⁸ *SuL*, S. 17—20.

⁹ *Typologische Motive in der mittelalterlichen Literatur* (1953) S. 13.

¹⁰ *Ebd.*, S. 10.

¹¹ *Wahrheit und Methode: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik* (Tübingen, ²1965) S. 127. Zur Frage der Hermeneutik siehe auch E. Talbot Donaldson, »The Opposition«; R. E. Kaske, »The Defense«; Ch. Donahue, »Summation«, in »Patristic Exegesis in the Criticism of Medieval Literature«, *Critical Approaches to Medieval Literature* (Co-

gleich hinzufügen: aber nicht seinen Kritiker! Sonst würde um eine Dichtung aus früheren Jahrhunderten ein Schutzwall gegen literarische Wertung gelegt, die einer sehr wichtigen Interpretationsmöglichkeit von vorn herein den Boden entzöge: die Erzähltechnik des Dichters mag sich im Verlauf eines umfangreichen Werkes — wie etwa der *Kaiserchronik* — ändern, verbessern und verschlechtern. Die *Kaiserchronik*, die beim besten Willen nicht zur großen europäischen Kunst gerechnet werden kann, hat möglicherweise gut und schlecht erzählte Partien. Und wenn das zuträfe, verdient ihr Dichter oder Kompilator keinen hundertprozentigen Schutzwall gegen literarische Kritik. Denn er hat offensichtlich mit Hilfe von Manipulationen von seiner Zunftfreiheit reichlich Gebrauch gemacht. Er hat, anders ausgedrückt, die Freiheit in Anspruch genommen, Bezugsmöglichkeiten zu gebrauchen und zu mißbrauchen. Dem Literaturkritiker steht aber, mehr noch als dem Literaturhistoriker, ebenfalls die Freiheit seiner Zunft zu; er braucht sich nämlich an die Reihenfolge der vorgeführten Kaiserleben gar nicht gebunden zu fühlen. Meine Untersuchung nimmt sich ausdrücklich die Freiheit heraus, die erzählerisch-chronikalische Reihenfolge des Stoffes zu ignorieren und zwar nicht deshalb, weil die *Kaiserchronik* nach dem Urteil der Fachhistoriker »nicht als Quelle brauchbar ist

lumbia University Press, 1965). Ohlys Methode ist von W. Mohr am Beispiel der »Lukretia in der Kaiserchronik«, *DVjs*, XXVI (1952) 433 ff. als zu starr kritisiert worden. Nach Abschluß des Manuskripts ist mir in der Hamburger Universitätsbibliothek die Bonner Dissertation von Frank Shaw, *Die Darstellung des Gefühls in der Kaiserchronik* (1967) bekanntgeworden, eine Arbeit, die ich leider nicht mehr berücksichtigen kann. Es heißt jedoch ebendort auf S. 289: »Daher will mir Ohlys Versuch, der ganzen *Kaiserchronik* eine einheitliche lehrhafte Absicht zu unterstellen, nicht einleuchten, denn seine These beruht auf der Annahme, daß alle Episoden miteinander verknüpft seien und daß man berechtigt sei, eine Episode von einer anderen aus zu deuten.«

für den Historiker«¹², sondern weil sie »ein erzählender Text *stricto sensu*«¹³ ist, Auch Ohly ist der Meinung, daß es Partien darin gibt, die nicht gut erzählt sind, besonders der Abschnitt über die Nachfolger Karls des Großen von immerhin 2192 Versen. Die Höhe der Erzählqualität scheint geradezu davon abzuhängen, ob sich der Kompilator für einen bestimmten Herrscher oder Heiligen interessiert oder nicht.

Meine Auswahl orientiert sich bewußt an der sich in der *Kaiserchronik* offenbar verbessernden Erzähltechnik. Nach meiner Auffassung gibt es in der *Kaiserchronik* grobschlächtiges Anfängermaterial mit beschränkter Erzählwirkung, das sich auf verschiedene Abschnitte verteilt. Das Wesentliche daran behandelt das erste Kapitel. Im zweiten Kapitel folgen die besser konstruierten Eigenstücke. Die bewegtesten und den Leser am meisten bewegenden Prachtstücke werden im dritten Kapitel besprochen. Im vierten Kapitel schließlich gehe ich auf die Epochaltypik des Dichters ein und versuche seine Zentralvision kritisch zu durchleuchten. Ich glaube nicht, daß mit diesem Vorgehen, das sich auf Schwerpunkte konzentriert, der dichterische Zusammenhang in der *Kaiserchronik* wirklich zerrissen wird. Der Dichter verwendet eine übersichtliche Aggregatstechnik, die die lebendige Kaiser-»Biographie« in binnenstrukturierte Sinnabschnitte¹⁴ einteilt, so daß man vermuten könnte, der »planende Arrangeur«¹⁵ habe sie nicht notwen-

12 H. Grundmann, *Geschichtsschreibung im Mittelalter: Gattungen — Epochen — Eigenart* (Göttingen, 1965) S. 10.

13 R. C. Caenegem — F. L. Ganshof, *Kurze Quellenkunde des westeuropäischen Mittelalters: Eine typologische, historische und bibliographische Einführung* (Göttingen, 1964) S. 33.

14 »Binnenstrukturiert« meint mit unseren Worten etwa das, was M. Ittenbach als »strophisch« auffaßte, *Dichtung und Volkstum*, XLII (1942) 15—46; die unveröffentlichte Dissertation von R. Scherr, Untersuchungen zur strophischen Form der *Kaiserchronik* (Freiburg, 1961) war mir nicht zugänglich.

15 A. Schirokauer, Besprechung von *Sage und Legende in der Kaiserchronik*, *Anzeiger für deutsches Altertum*, LXVII, 1 (1954) 4—7.

dig in der uns vorliegenden Reihenfolge geschaffen. Keine einzelne Kaiserbiographie vermag den visionären Heilsplan auszudrücken, noch ist er mit der Summe aller Kaiserbiographien erzähltechnisch identifizierbar. Gewisse Stücke treiben die Möglichkeit seiner Verwirklichung intensiver voran, andere wieder hemmen dessen Durchsetzung stärker als die jeweils vorhergehenden oder folgenden. Nachdem es Ohly gelungen ist nachzuweisen, daß die Eigenleistung des Dichters die *Kaiserchronik* zu einem literarischen Werk mache, werden in meiner Studie absichtlich diejenigen Stücke erörtert, die überwiegend auf seiner Erfindungsgabe beruhen und dem Thema wie der Durchführung nach überzeugend gestaltet sind. Es sind dies manchmal gerade diejenigen Abschnitte, welche von der Forschung erst in zweiter Linie behandelt worden sind. Quantitativ untersuche ich nicht mehr als siebentausendfünfhundert Verse; das ist etwa die Hälfte des gesamten Erzählguts bis zu dem Bericht über Karl den Großen einschließlich.

Ausgangspunkt meiner Bemühung ist die heute weithin geltende Meinung, daß die *Kaiserchronik* etwa zur gleichen Zeit in Bayern bekannt wurde wie Otto von Freising's *Chronica*¹⁶. Es ist leicht einzusehen, daß sich unsere volkssprachige *Kaiserchronik* nicht an die gleichen Schichten wie Ottos Werk, das zweifellos für den gebildeten bayerischen Höchadel und Klerus geschrieben wurde, wendet. Da sich die *Kaiserchronik* nicht gut an den schriftunkundigen Bauernstand wenden kann, muß sie sich entweder an die Mi-

16 Nach Hofmeister - Lammers, Otto Bischof von Freising, *Chronik*, S. XCII ff. habe Otto die *Kaiserchronik* benutzt bzw. gekannt. A. D. v. d. Brincken, *Studien zur lateinischen Weltchronistik bis in das Zeitalter Ottos von Freising* (Düsseldorf, 1957) S. 222, hält das für »sehr fraglich«. F. Neumann, *ZfdA*. XCI (1961/62) 295 Anm. 1 für möglich; F. Urbanek, *Euphorion*, LIII (1959) 127 für nicht möglich. Urbanek und E. E. Stengel (*DAEM*, XIV und XVI) nehmen eine jüngere Datierung der *Kchr.* an als F. Neumann.

nisterialen¹⁷, oder — was mir noch wahrscheinlicher ist — an die aufstrebenden patrizischen Bürger Bayerns und besonders Regensburgs gerichtet haben. Denn sie konnten wohl kaum etwas Latein wie die aristokratischen Leser des Weltgeschichtswerks aus Freising. Wir wissen endlich auf Grund der dankenswerten Studie K. Bosls¹⁸, daß das Bürgertum in Regensburg, der im zwölften Jahrhundert volkreichsten Stadt Deutschlands, eine größere soziale — und damit auch gesellschaftlich aufstrebende Rolle gespielt hat, als bisher angenommen werden konnte. Von hier aus ist es nur noch ein Schritt zu der Annahme und Ausbeutung eines suggerierten größeren Bildungshungers oder Geltungsbedürfnisses jener Schicht. Darauf paßt durchaus der Kontrast zwischen den beiden zitierten zeitgenössischen Chroniken. Der Gegensatz liegt in den Sprachen Latein und Deutsch, der gesamten Machart (Reimpaare gegen Prosa) und der erhofften Bildungseinwirkung. Ottos Chronik ist nach Konzept und Durchführung eine in glänzendem Latein geschriebene *Weltchronik*; sie ist dem Stil nach reflektiv, philosophisch, kühl abwägend; ihr Verfasser ein schöngeistig veranlagter gelehrter Autor, der freilich dem Komenden gegenüber abweisend eingestellt war¹⁹. Im Urteil eines jüngeren Gelehrten stellt sich uns der Bischof aus dem Babenberger- und Stauferhause in seinem Werk »als darstellend deutender Kopf«²⁰ seiner Epoche dar, der es sich leisten kann, auf typologische Deutungen der Gegenwart zu verzichten. Anders dagegen der Kaiserchronist. Sein

17 H. Grundmann, *Geschichtsschreibung*, S. 10, beschreibt den Adressaten der *Kaiserchronik* als »neue Schichten des Rittertums«.

18 »Die Sozialstruktur der mittelalterlichen Residenz- und Fernhandelsstadt Regensburg«, *Bayerische Akademie*, LXIII (1966).

19 Besonders der heraufkommenden modernen Technik: vgl. P. Sternhagel, *Die Artes Mechanicae im Mittelalter* (Kallmünz, 1966) S. 54 ff.

20 A. Funkenstein, *Heilsplan und natürliche Entwicklung* (München, 1965) S. 110.

Werk wird sich uns nach Konzeption und Durchführung als »Nationalgeschichte in Versen in Gestalt einer Kaisergeschichte«²¹ erweisen; dazu ist sie dem Stile nach drastisch, oft grobschlächtig-dynamisch, in einer kühnen Zickzacklinie von der Römerzeit zur Gegenwart führend, kurz, ein mittelhochdeutscher *Bestseller* mit einer reichhaltigen Handschriftentradition²². Hätte es im zwölften Jahrhundert schon das Genre des Fortsetzungsromans gegeben, so würde die *Kaiserchronik* darunter rubriziert werden können. Ihr Erfolg beim breiten Publikum hielt fast unvermindert bis ins sechzehnte Jahrhundert an – sehr im Gegensatz zur dürftigen Nachwirkung des überlegenen Freisinger Produkts. Der Regensburger Verfasser entlarvt sich dem aufmerksamen Leser als umdeutend darstellender, unphilosophischer Eiferer für seine Sache voll anregender Wirkung. Die Geschichtsauffassung, die in der *Kaiserchronik* kultiviert wird, geht m. E. indirekt auf das Vorbild des in Regensburg renommierten Reklusen Honorius Augustodunensis zurück²³, wenn sie auch im ganzen maßvoller ist.

Von der Warte der mittelalterlichen deutschen Standesordnung her gesehen, wurde die *Kaiserchronik* also nicht für das gehobene Literaturpublikum ihres Jahrhunderts geschrieben, sondern für eines, dessen Niveau pädagogisch niedriger lag. Somit dürfen wir voraussetzen, daß sich der Regensburger veranlaßt sah, bei seiner Hörerschaft gewisse

- 21 Caenegem-Ganshof, aaO., S. 33. In diesem Zusammenhang baut man vielleicht besser auf eine Stimme aus dem neutralen Ausland?
- 22 Der Herausgeber Edward Schröder führt in seiner Ausgabe (MGH, Neudruck, Berlin 1964 S. 7) neben etlichen hypothetischen Handschriften fünfzehn überlieferte Hss. und noch mehr Fragmente auf. Wir zitieren durchgehend nach dieser Ausgabe, die der ursprünglichen von 1892 genau entspricht, unter Weglassung von Längenzeichen.
- 23 *Summa Gloria, Liber de Lite*, III, Ausgabe J. Dieterich, S. 63 ff. besonders caput XXV. *De Imagine Mundi*, III, Migne, PL, CLXXII, 180 ff. Siehe III. und IV. Kapitel. Die Dissertation von I. Möller, *Die deutsche Geschichte in der Kchr.*, München, 1958, war mir leider nicht zugänglich.

Abstriche vorzunehmen. Der berechnende Chronist wollte von seinem Publikum ernstgenommen werden (auch wenn er es öfter köstlich unterhielt); denn er selbst nahm sich ernst in seiner bildungsvermittelnden Rolle in der Königsstadt Regensburg. Wir als kritische Leser müssen ihm zwar nicht ohne Wohlwollen entgegenkommen, doch nichtsdestoweniger scharf auf die Finger sehen. So wie die Kaiserchronikforscher der älteren Generationen die »Lügenhaftigkeit« des »Plagiators« übertrieben haben, so hat Ohly von der abstrakten Tiefsinnigkeit des Dichters eine zu hohe Meinung. Ich halte es für sinnlos, an unsere Erzählung – wie an eine wirkliche Biographie – die Wahrheitsfrage zu stellen. Sie ist bereits vom Herausgeber negativ beantwortet²⁴. Die Wahrheitsfrage war indessen nie wirklich am Platze, denn sowohl biographisch aufgeputzte, wie auch fiktiv-didaktische Elemente²⁵ sind in der *Kaiserchronik* ineinander verwoben. Daher beschäftige ich mich mit zwei relativ bescheidenen Fragenkomplexen, nämlich, welchen dichterischen Wert die *Kaiserchronik* in ihren charakteristischen Eigenstücken²⁶ habe und worauf sich dieser im einzelnen gründe. Die Untersuchung fragt sich ferner, ob der visionäre Überbau, so wie er sich konkret im Text zeigt, zur Befestigung einer epochaltypischen Verheißung in den Gemütern des zeitgenössischen Publikums Wesentliches beigetragen habe – einer Verheißung, die als Utopie niemals in Erfüllung gehen konnte. Dementsprechend zerfällt die Untersuchung in zwei Hauptteile, einen strikt literar-

24 E. Schröder in seiner Einleitung zur Ausgabe, S. 1–78.

25 Vgl. zur Theorie auch R. Scholes und R. Kellogg, *The Nature of Narrative* (Oxford University Press, 1966).

26 Dazu rechnen besonders nicht die Crescentia, Lukretia und Faustinianus, die in diesem Buch nicht behandelt werden. Vgl. zur ersteren U. Baaschs soeben erschienenes Buch, zur Lukretia W. Mohrs zitierten Aufsatz. Eine Erörterung des Begriffes der *wilsaelde*, des zentralen Disputationsthemas im Faustinianus hat F. P. Pickering, *Philologische Studien und Quellen*, XXXIX (1967) S. 110 Anm. 7; 154, in Aussicht gestellt.

technischen und einen mehr literarsoziologischen. Wäre ich der Meinung, daß der Regensburger Erzähler sein Handwerk nur schlecht verstanden hätte, so wäre das erste Kapitel dieser Studie vielleicht, das zweite gewiß ungeschrieben geblieben. Man hat bisher versäumt, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, ob der Dichter mit seiner Berichtart etwa die Kaiserreihe als ganze bewußt und unbewußt entheroisiert, Einzelkaiser verzeichnet, bzw. Päpste und Heilige aufgewertet haben könnte. Diese Probleme werfen Fragen auf, die bisher noch nicht ausgewertet worden sind. Es gibt Stücke, in denen solche dramatisierenden Eingriffe erzähltechnisch geglückt sind, wo etwa ein Kaiser auf Kosten seines Widerparts abgewertet worden ist, und in denen erzähltechnische in literatursoziologische Probleme übergehen.

Ich beschränke mich also in meiner Untersuchung auf die in der *Kaiserchronik* auftretenden ästhetisch glaubwürdig erzählten Stücke, lasse die unbefriedigenden Abschnitte wie auch einige größere bloß übernommene unerörtert. Quellenfragen bleiben weitgehend unberücksichtigt. Die seit 1854 ruhende Diskussion der Gesamt-*Kaiserchronik*²⁷ wird hier nicht wiedereröffnet. Ein Kritiker der vorhöfischen, das ist in unserem Fall fast schon vorbürgerlichen Literatur, ist ohnehin gut beraten, sich auf das urban Zumutbare, Ahistorische, im ganzen gut Gemachte zu beschränken.

27 H. F. Maßmann, *Der keiser und der kunige buoch* oder die sogenannte Kaiserchronik, III Bände (Quedlinburg, 1849—1854).

DER PROLOG DER *KAISERCHRONIK* ALS PROGRAMMAUSSAGE

Mit der Bitte um Gottes Beistand beginnt der Autor der *Kaiserchronik* sein Werk, um so die Bedeutsamkeit seines Unternehmens von vorn herein deutlich zu machen.

Es heißt in der neueren Fachliteratur, die Prologe der mittelhochdeutschen Dichtungen beruhten »auf dem Gesetz der Zweiteiligkeit«¹. Eine Zweiteilung unseres Prologs hätte in der Tat, wegen der Gegenüberstellung der Spannungen und Kräfte im Verhältnis von Kaiser und Papst, sehr nahegelegen. Der Aufbau des Prologs der *Kaiserchronik* ist jedoch dreiteilig. Die drei Abschnitte umfassen die Verse 1–14, 15–26 und 27–42. Auf das Äußerliche dieser Strukturierung hat Ohly bereits hingewiesen. Die drei Abschnitte bestehen jedoch nicht nur aus je vierzehn, zwölf und sechzehn Versen, sondern auch aus sieben, sechs und acht Reimpaaren, die zahlensymbolisch auf den Gegensatz zwischen der heidnischen Sechstageswoche und der christlichen Sieben- bzw. Achttageswoche deuten. Der Sonnentag der heidnischen Woche bleibt nach dieser Typik unnütz vertan und reduziert damit die volle Woche zu einer Sechstagesfrist. Nur als christlicher Ruhetag hat der Sonntag eine angemessene Bedeutung; nur so rundet er die Woche zu einer geistig erfüllten Siebentage- oder zu einer überhöhten Achttageswoche ab. Diese Spannung in der zu beschreibenden Auseinandersetzung zwischen heidnischen und christlichen Kräften kommt insgesamt in der Anzahl der Prologverse zum Ausdruck: sechs mal sieben macht zweiundvierzig².

1 H. Brinkmann, »Der Prolog im Mittelalter als literarische Erscheinung«, *Wirkendes Wort*, XIV (1964) 1–21.

2 Vgl. Honorius Augustodunensis zur traditionellen Sechstages-typik, *De Imagine Mundi*, III, Migne, PL, CLXXII, 145 ff.

Innerhalb des Rahmens wird überscharf und predigtartig der Nutzen hervorgehoben, den jedermann aus dem Anhören der Erzählung ziehen werde. Der Dichter stellt sich seinen Klienten wie ein Vermittler von Gottes Wohlwollen vor und reißt damit die Rolle eines Fürsprechers der Zuhörerschaft an sich. Seine Aufgabe hofft er dadurch zu bewältigen, daß er mit Hilfe einer *captatio benevolentiae* die Hörer in Belehrbare und Unbelehrbare einteilt. Dem ihm hörigen Publikum stellt er das Prädikat der Klugheit aus (V. 41).

Im Mittelteil des Prologs betont der Dichter mit berechtigtem Stolz, die Materie sei durch seine Arbeit deutschsprachig (*ze diute*, V. 15)³, also volkstümlich-verständlich geworden. Wie wir gesehen haben, macht er mit diesem Hinweis seinen Hörerkreis kenntlich. Er verhehlt uns auch nicht seinen Werktitel: *gehaizzen ist iz cronica*. Die Materie sei eine Chronik guter und arger Päpste sowie Könige des römischen Reiches⁴; sie reiche *unze an disen hiutegen tac*, finde also erst 1147 oder kurz darauf im Jahre x ihre thematische Begrenzung. Sodann folgt (V. 24 ff.) eine Bescheidenheitsfloskel und das nicht ungeschickt einladende: *iz verneme swer der welle*.

Im dritten und wichtigsten Teil des Prologs wird der Regensburger polemisch. Diese sechzehn Verse (27–42) berühren ein Hauptproblem unserer Untersuchung, und zwar sowohl in erzähltechnischer als auch literatursoziologischer Hinsicht. Ich spitze meine Übersetzung bewußt etwas zu, damit das Problem überdeutlich sichtbar werde:

Heutzutage (1147?) herrscht die weitverbreitete Gewohnheit, daß sich so manch einer Lügengeschichten austüfelt und sie mit Dichtersang und guten Worten zusammenfügt. Ich befürchte,

3 Vgl. zur ›Eindeutschung‹ folgende Stellen im *AL*, XX, 22; XXIV, 8; XXVIII, 12 und 17. Der Adressat des *Annoliedes* muß erst noch aufgewiesen werden. Auf die *Kchr.*-Prologverse 19–22 komme ich unten S. 175 Anm. 66 in einem anderen Zusammenhang zu sprechen.

4 Siehe dazu unten Seite 27 Anmerkung 14.

daß die Seelen solcher Lügenbarone deswegen in der Hölle brennen werden, weil jener Dichtweise Gottes Wohlwollen abgeht. So bringt man den Kindern, unsern Abkömmlingen, in der Schule heimische Dichtung bei. Sie werden diese Erdichtungen im Gedächtnis behalten und sie zu jeder Gelegenheit als etwas, das einstmals geschehen sei, auswendig hersagen. Solche hochfahrenden Erzählungen sind zu nichts nutze. Die Einsichtigen hören davon nur ungern. Nun fangen wir mit unserem pädagogisch nützlichen Gedicht an.

Es scheint, besonders wenn man die Stelle im Zusammenhang mit V. 1 ff. liest, unmittelbar klar zu sein, daß der Autor hier zwischen heimischer Dichtung, die nur der Ergötzung dient, und heilsgeschichtlich verantwortlichen Gedichten unterscheidet und daß er seine eigene Dichtung zur letzteren Art zählt. Auch ich habe diese Deutung zunächst für ausreichend gehalten, genau wie Ohly⁵. So gesehen, wäre der Dichter als Praktiker von einer Zweiteilung der zeitgenössischen Dichtung ausgegangen. Gemessen an der Autorität der Bibel könne die Literatur des einen Bereiches vor seinen Augen bestehen; auch die seinige zähle dazu. Der andere Bereich falle unter den Verdacht der Anrüchigkeit. Es geht dem Regensburger darum, das Bildungsmonopol im Raum der Literatur auf die Laiensprache Deutsch (weiter) auszudehnen, ja es vielleicht gänzlich in Anspruch zu nehmen. Bei den Versen 27 ff. meint er primär die Wirkung der Gegenwartsdichtung auf die Jugend. Unser Autor polemisiert auf gut bayerische Weise gegen jugendgefährdende, schriftlich nicht genau fixierte Dichtung. Sie konnte sich der Zensur leichter entziehen.

Im Fachjargon der lateinisch-poetischen Schullehre⁶ be-

⁵ SuL, S. 31.

⁶ F. Quadlbauer konnte in *Die Antike Theorie der Genera Dicendi im lateinischen Mittelalter* (1962) zeigen, daß die im Mittelalter irrtümlich Cicero zugeschriebene, oft wiederholte *Rhetorica ad Herennium* als Schullehre während unserer Zeit zumindest in Wien, der neuen Regierungsstadt der Babenberger, die gerade aus Regensburg dorthin umgezogen waren, benutzt wurde. Die angezogene *captatio* ist dort verzeichnet unter Nr. I, 4,8; vgl. *Kchr.* V. 6—14 und 27—41.

dient er sich dabei des sogenannten *modus ab adversariorum nostrorum*, der für das Verständnis seiner Erzähltechnik von Bedeutung ist. Den Konkurrenten von der leichtfertigeren Zunft wird ja nicht bloß vorgeworfen, sie hätten sich ihre Geschichten zurechtgelegt (V. 29), schlimmer ist, daß sie behaupten, das von ihnen Geschilderte sei wirklich *geschehen*. Gerügt wird also sowohl die Unzuverlässigkeit der mündlich tradierten Landesdichtung als auch die sittliche Bedenklichkeit ihrer Themen⁷. Ein pädagogisch einwandfreies Gedicht hingegen wäre ein solches, das nach ehrwürdigen schriftlichen Quellen gearbeitet und somit *materia excusata* ist. Nur mit »*olde appreved stories*« (um mit Chaucer zu reden) kann der noch nicht gebildete, aber aufstrebende Bürger belehrt (V. 3–5) und erfreut (V. 24–26) werden. Es kommt auf *prodesse et delectare* an.

Man darf aus all dem schließen, daß der Regensburger Kaiserchronist in den altbayerischen Kulturkampf schulmeisternd eingreifen wollte. Es war ein Bildungskampf, der wohl intensiver, als wir es heute ahnen, zwischen den großen bayerischen Schreibstuben hin und her gewogt hat. Doch kann man aus dem Prolog noch weitergehende Schlüsse hinsichtlich des Programms der *Kaiserchronik* ziehen.

Der Regensburger hat sich seine Strategie nicht ohne Absichten zurechtgelegt. Denn die Problematik enthält auch einen Vorwurf (V. 31) gegen die Machart mündlicher Dichtung. Das Argument lautete, die Konkurrenz fügte sich ihren Stoff mit »*dichtersängerischen Worten*«⁸ zusammen. Es werde also nicht in jeder Hinsicht unverrückbar, sondern gewissermaßen nach einem variablen Erzählgerüst – wie

7 Die Abneigung gegen heimische Dichtung zeigt sich ganz deutlich an dem unwürdigen Ende Dietrichs von Bern, dessen Seele in den Schlund des Vesuvs ihrer Verdammnis entgegensaust, siehe V. 14170 ff. Es waren eben die Heldensagen um Dietrich von Bern allorts beliebt und geschätzt.

8 Siehe zu *scophelich*, Braune-Mitzka, *Althochdeutsche Grammatik* (1959) § 32 Anm. 6.

wir heute sagen würden – gedichtet. Der Regensburger grenzt davon die eigene Machart ab, in der sein Verfahren genau und nach Vollendung unverrückbar⁹ dargeboten werde. Natürlich war ihm die vitale Sprache der Helden-dichtung nicht unbekannt. Er konnte an ihr nicht achtlos vorübergehen. Seine Verachtung war jedoch offensichtlich mit einer heimlichen Bewunderung gekoppelt, da er stellenweise den Rhythmus der älteren Dichtung einfließen läßt. Die Etikettierung der mündlich tradierten Dichtung als *lugene* im Gegensatz zur Dichtung nach schriftlichen Quellen, deren Produkt als *cronica* apostrophiert wird, war in der mittelalterlichen deutschen Literatur nicht allzu verbreitet¹⁰. Ich meine, daß hier an wichtiger Stelle dem Dichter vielleicht eine pseudo-platonische Unterscheidung des wahren *cronica*-Typs vom falschen *lugene*-Typ vorge-schwebt haben könne – Gedanken, deren Vorhandensein Etienne Gilson für das zwölfte Jahrhundert durchaus in Er-wägung zieht. Eine solche Unterscheidung zwischen hoch- und minderwertiger Dichtung entspräche auch der schola-stischen Schullehre der Zeit, wie sie im Kampf um die Überwindung des Nichtwissens und Irrtums eingesetzt wurde.

Es ist nicht genau bekannt, für welchen Auftraggeber¹¹ die *Kaiserchronik* verfaßt wurde. Doch läßt sich schwerlich

9 Die in die *Kchr.* eingepflanzte ›Unverrückbarkeit‹ hat, weil sie in der ›Chronologie‹ ihren Rückhalt fand, bewirkt, daß die Einheit des Werkes bei später erfolgenden Ausschreibungen nicht gesprengt wurde. Herausragenden Einzelstücken blieb somit bis zum zwanzigsten Jahrhundert ein Eigenda-sein versagt; vgl. dazu die Einzeleditionen von Bulst im LV.

10 Nach G. Ellinger, *Das Verhältnis der öffentlichen Meinung zu Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrhundert* (Berlin, 1884); vgl. auch E. Auerbach, *Literary Language and its Public* (1965) S. 186, 204, 286 ff.

11 F. Urbanek sieht in ihm den volksnah eingestellten Pfalz-grafen Otto V. von Wittelsbach, E. E. Stengel Otto VI. von Wittelsbach, Neumann Konrad I. von Wittelsbach, Erzbischof von Mainz. Für unsere Studie kommt es darauf an, für welches Publikum die *Kchr.* geschrieben ist.

in Abrede stellen, daß eine Arbeit von solcher Länge nicht nebenbei zum Vergnügen eines literaturliebenden Kanzlisten geschrieben worden sein kann. Möglicherweise war der Auftraggeber eine fürstliche Kanzlei, der viel daran lag, die Patrizier für ihre Faktion zu gewinnen.

In den Prolog ist ferner eine bereits zwei Generationen vorher in Siegburg verwendete Strategie eingearbeitet¹². Wir müssen auch sie kurz heranziehen.

Es handelt sich schon im *Annolied* um eine literarische Verwendung der bestehenden Spannung zwischen dem Verfasser, Gott und der Welt. Allerdings wird hier der Gedankengang (V. 1 ff.) noch ganz linear ausgeführt. In den ersten sieben Zeilen äfft der Siegburger Dichter in bewußter Klangmalerei, mit einem sich rhythmisch steigernden Effekt, das Heldengeschrei im *Nibelungenlied*, in der *Rabenschlacht* und ähnlichen Werken nach, und zwar mit Hilfe einer siebengliedrigen Pronominalkette¹³. Es ist eine Reihe, der er nicht zufällig im siebten Glied das sinn-schwere Wort *denken* grammatisch gegenüberstellt.

Anders verfährt sein Schüler, der Dichter der *Kaiserchronik*. Ihm hat sich das besagte Verhältnis zu einem Dreiecksverhältnis zugespitzt: es hat also erzähltechnisch an Spannung gewonnen. Er beginnt auch nicht, wie der Siegburger, im kollektiven Wir-Ton (*wir horten . . . wir enden*), sondern mit *ich*. Selbstbewußt steigert der Regensburger das Verhältnis von Erzähler und Zuhörer *architektonisch* zu einer Triade. Die Gottesminne ist ihre Spitze; darunter, auf dem angemessenen Platz, befindet sich der wissende Erzähler, der seine Vermittlerrolle beherrscht; noch tiefer darunter steht der Zuhörer als zu schützender,

12 Daß Abschnitte des *ALs* in geänderter Fassung in der *Kchr.* wieder auftauchen, ist bekannt. Wir zitieren die Bulst'sche Ausgabe, an der sich der behandelte Kunsteffekt leichter erkennen läßt als nach dem Druckbild der Ausgabe von Maurer.

13 wir-wi wi- wi- wi- wir, *AL*, V. 1—8.

da nicht vollmündiger Empfänger der ›Wahrheit‹. Die Abwertung des außerhalb der Triade stehenden Nichtwilligen hat damit, so will mir scheinen, sichtlich an Intensivierung und Beschreibungskunst gewonnen.

Nach diesem Programm erwartet man als eifriger Leser in den Versen 43—17283 der *Kaiserchronik* die Beschreibung

*von den babesen unt von den chunigen,
baidiu guoten unt ubelen,¹⁴
die vor uns waren
unt Romisces riches phlagen
unze an disen hiutege[n] tac. (V. 19—23).*

Diese Erwartung wird indes gründlich enttäuscht. Der Dichter behandelt zwar, wie versprochen, die Mehrzahl der römischen Kaiser, in der Regel aber nicht die zeitlich entsprechenden Päpste. Das ist kein Zufall; denn zwei Drittel des gesamten Erzählmaterials gehen nach Ohlys Untersuchungen auf Sagen und Legenden zurück, in denen *luge* eine sehr große, Päpste jedoch gewöhnlich eine recht kleine Rolle spielen. Der Kaiserchronist hat sich solche *luge* zwar nicht durchgehend selbst erdacht, wohl aber die ihm bekanntgewordenen kräftig ausgeschlachtet. Er baut nämlich auch sein pädagogisch nützlich Gedicht nur auf den Überlieferungstrümmern einer früheren Erzählepoche auf. Darin liegt eine gewisse Inkongruenz, ja eine unfreiwillige Ironie. Denn gerade die glänzendsten Stücke sind Stoffe entweder der mündlichen heimischen oder der stadtrömischen Überlieferung.

Die erste deutsche Kaiserchronik wurde speziell wegen ihrer üppigen Ranken, dem »überwuchernden Eigenleben . . . [der] einzelnen Teile« (de Boor) geschätzt, nicht so

14 Die Epitheta beziehen sich nach Ohly, S. 33, nur auf die *chunige*. Dadurch würde der Chronist seine Glaubwürdigkeit erheblich erschüttern. Anderer Meinung ist E. Nellmann, *Die Reichsidee in deutschen Dichtungen der Salier- und frühen Stauferzeit. Philologische Studien und Quellen*, XVI (1963) S. 91. Siehe dazu unten S. 175 Anm. 66.

sehr wegen ihres mechanischen Aufbaus. Denn trotz des Protests im Prolog und des angekündigten Programms gehört sie, wie sich im Folgenden zeigen soll, zu den ersten *Dichtungen*, und nicht etwa, wie Otto von Freisings Werk, zu den ersten *Chroniken* des vielgestaltigen zwölften Jahrhunderts¹⁵.

15 Nach Abschluß des Manuskripts bin ich dem Genreproblem weiter nachgegangen in einer Miszelle, »The German Emperors' Chronicle: An Epic Fiction?«, *Colloquia Germanica*, Internationale Zeitschrift für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft, Heft 3 (1971), und habe diese Frage positiv beantwortet.

ERZÄHLTECHNIK IN DER KAISERCHRONIK

Kapitel I

*Die ungleichen Figurendreiecke
in ihrer beschränkten Erzählwirkung*

Wir beginnen unsere Untersuchung der Erzähltechnik mit einem der kürzesten und prägnantesten Teile der Kaiserchronik, einer bloß 104 Verse umfassenden moralischen Verurteilung des Herrschers Gaius Caligula, der historisch richtig zwischen Tiberius und Claudius placiert wird. Das wüste zügellose Leben und der verdiente grausame Tod dieser Gestalt lieferten dem Dichter willkommenes Erzählmaterial. Für ihn ist der blasphemische Despotismus des Caligula eine ausgemachte Sache, die ebenso wie dessen Selbstvergötterung und endliche Ermordung als bekannt vorausgesetzt wird. Dem Erzähler genügt ein kurzer Hinweis (V. 1148) auf Caligulas große Schuld. Von des Kaisers weiteren Unternehmungen erfahren wir wenig oder nichts. Es wird also stillschweigend vorausgesetzt, daß der Hörer weiß, Caligula habe sich zu seinen Lebzeiten mit Jupiter messen wollen. Vielleicht gab es darüber einen einprägsamen Schulvers?

Wie dem auch sei, Jupiter kann natürlich eine solche Herausforderung nicht ungestraft hingehen lassen. Der Dichter wandelt daher seinen Bericht in eine Sage von der Rache Jupiters um und zieht sie wie einen Schwank auf. Jovis ahndet die Anmaßung Caligulas mit seinen ureigensten Waffen: mit Feuer und Blitz. Auf diese Weise wird Caligulas Regierungszeit zu einer unerhörten Begebenheit geschürzt, deren zentrales Motiv das *Feuer* ist.

Im ersten Teil der Erzählung bricht in Rom ein Höllenfeuer aus (V. 1115–1126), das weder Wasser noch Wein zu löschen vermag. Es handelt sich natürlich um eine feurige Manifestation des olympischen Zorns.

Im zweiten Teil der Erzählung (V. 1127–1152) läßt sich Jupiter herab und gibt auf das inständige Flehen der Römer hin die Bedingung bekannt, unter der er willens ist, das Feuer zu löschen. Ein edelbürtiger Ritter habe sich, so lautet sie, freiwillig in das Feuer zu stürzen; dessen Selbstopfer werde Jupiters Zorn besänftigen.

Im dritten Teil (V. 1153–1164) suchen die Römer vergebens nach einem solchen Mann, bis sich endlich im vierten Teil (V. 1165–1192) der Befreier aus eigenem Antrieb meldet, wobei er freilich seinerseits die Bedingung stellt, ein Jahr lang jede Römerin, die ihm gefalle, beschlafen zu dürfen. Den Schuldnern bleibt nichts anderes übrig, als zähneknirschend darauf einzugehen. Zum Zeichen, daß drinnen Unzucht getrieben wird, steht dann jeweils ein schwarzer Hut vor der Tür des gerade heimgesuchten Hauses¹.

Im fünften und letzten Teil (V. 1193–1218) stürzt sich dieser ›edle Ritter‹ namens Jovinus erschöpft in den feurigen Schlund und verschwindet mitsamt seinem Pferde auf Nimmerwiedersehen; der Abgrund schließt sich; das Feuer erlischt. Als die Römer ihren Dank anstimmen, zeigt sich Jupiter mit einem Extradonnerstrahl erkenntlich, der prompt Caligula vor dessen eigenem Thron tot niederstreckt. Alle erzittern furchtsam vor ihrem mächtigen Gott.

Es fällt sogleich auf, daß wir es hier nicht mit einem chronikhaften Bericht zu tun haben, sondern mit einem

1 W. Mohr, *DVjs*, XXVI, S. 445, hat diesen Hut geistreich, jedoch nicht ganz zutreffend als den ›Falken‹ dieser schwankähnlichen ›Novelle‹ bezeichnet und dafür H. G. Jantschs Zustimmung erhalten, *Studien zum Symbolischen in frühmittelhochdeutscher Literatur* (1959) S. 217. Auf die terminologischen Schwierigkeiten komme ich unten S. 31 ff. und öfter zu sprechen.

Caligula bloß angedichteten Schwank², der als solcher nicht ausschließlich in der Phantasie des *Kaiserchronik*-Dichters entstanden ist. Dem vorerst nur schwach gebildeten Bürger Regensburgs mußte jedoch verborgen bleiben, daß es sich bei diesem Schwank um eine stadtrömische Befreiersage handelt, die sowohl Livius wie Augustinus von dem Jüngling Marcus Curtius berichten. Curtius opfert sich nach der klassischen Version heldenhaft für seinen Staat, und zwar ohne daß er vorher Bedingungen gestellt hätte, am allerwenigsten solche unsittlichen Charakters.

Ein kurzer Blick in die zeitgenössische Chronik Ottos von Freising lehrt übrigens, daß diese Geschichte um 1147 durchaus auch unter ihrem echten Namen bekannt war. Unvertraut war sie nur dem angesprochenen Publikum in Regensburg.

Schon der neue Name — also etwa ›Kleiner Jupiter‹ — zeigt, daß sich die Macht des Gottes nicht nur darauf erstrecken soll, zum Entsetzen der Römer ein höllisches Feuer zu entfachen, sondern auch darauf, einen Retter in der Not erwachsen zu lassen, auch wenn dessen Heroismus aus recht trüben Quellen gespeist wird. Was der Dichter und Erzieher seinen Zuhörern vorhalten wollte, war die Strafe, die derart Vermessene ereilt. Caligula wird für seinen übermütigen Frevel, sich mit Jupiter gemessen zu haben, vom Blitz erschlagen; Jovinus' Seele kommt ins Fegefeuer. Der heidnische Herrscher muß einem heidnischen Tod durch den Donnerstrahl verfallen; sein Seelenheil bleibt für den Dichter, der ja in weitem Bogen auf seine eigene Epoche zusteuert, uninteressant. Jovinus erleidet den Feuer-tod als Vorstufe des Fegefeuers. Insofern ist also das Feuer und nicht der Hut das Zentralmotiv dieser Sage.

Die Befreiung vom Unheilsfeuer hilft zwar der Stadt Rom, nicht aber dem Befreier selbst. Er wirkt kaum wie

2 Wir benutzen den Terminus ›Schwank‹ in einem losen, undefinierten Sinne. Ohly verwendet diesen Ausdruck selbst trotz seiner Einwände auf S. 238 f. mit Bezug auf die hier nicht behandelte *Stephanus-translatio*, S. 236.

ein Held, und schon gar nicht wie ein Märtyrer. Hatte noch Augustinus den M. Curtius als Märtyrer aufgefaßt³, so erscheint er in der *Kaiserchronik* als passendes Opfer für einen unzüchtigen Gott – in verkehrter Typik. Nicht nur die Einwohnerschaft Roms lebt in der Knechtschaft ihres Heidengottes, sondern auch der Jüngling Jovinus wegen seiner übertriebenen Sinnlichkeit. Jovinus erscheint als Zwittergestalt, halb jupiterähnlich, halb caligula-artig. Er ist kein abgerundeter Charakter, sondern macht einen umrißhaften Eindruck. Doch vor allem ist der Götze Jupiter selbst ein Sklave: nämlich seiner eigenen Prunksucht. Durch diesen Hinweis übt der Autor Kritik an der römischen Götterwelt überhaupt. Jupiter verlangt, man solle den edlen Ritter mit Gold und Edelsteinen ausstatten; auch müsse er sich hoch zu Roß, mit einer Fahne versehen, in das Feuer stürzen. Aus eigenem Antrieb legt Jovinus noch ein extra feines Seidengewand an, das seinerseits mit Edelsteinen verziert ist. Er besänftigt den Heidengott, aber *diu sele muoz iemer dar umbe brinnen*. Jovinus ist Roms Retter und Jupiters Opfer zugleich.

Wie fügt sich eine solche Geschichte in das Programm der *Kaiserchronik* ein? Zweifellos verurteilt der Berichterstatter die Gestalt des Caligula; aber seine Kritik trifft doch nur indirekt. Was er anprangert, ist vielmehr hauptsächlich die sklavische Abhängigkeit der nichtchristlichen Römer von ihrem heidnischen Herrscher, der seinerseits von einem heidnischen Bannstrahl, dem Blitz, gefällt wird.

Die Zentralgestalt ist der Beherrscher des Zentralmotivs, nämlich des Feuers: *Jupiter tonans*. Er, der Stadtgott Roms, kann das Pech der Römer, einen übermütigen Kaiser zu haben, als Schuld bewerten und sie entweder dafür bestrafen oder ihnen die Strafe erlassen. Mit dem Feuer warnt er die Einwohner, damit sie sich an ihre Aufgabe machen und die Stadt vom Fluch erlösen. Er kann aber auch den Exponenten dieser Gefahr vernichten.

³ *De Civitate Dei*, V, 12–18.

Die zweitwichtigste Gestalt in dem Figurendreieck ist Jovinus. Eine gewisse Rangordnung deutet schon sein Diminutivname an. Das Urteil über ihn wird in V. 1192 ausgesprochen: es besagt, daß er trotz seiner heroischen Tat nicht der Verdammnis – im christlichen Sinne – entgehen werde. Der Autor meldet hier einen geistigen Vorbehalt gegen Taten aus unchristlichem Antrieb an. Deshalb mußte er die historisch überlieferte Curtius-Sage umbilden. Es läßt sich von hier eine Parallele zum Wortlaut einer Stelle des Prologs ziehen, wo es heißt, daß die Seelen der Lügendichter ins Fegefeuer kommen, weil es ihrem Gewerbe und Genre an *gotes minne* (V. 34) fehlt. Jovinus' Sinnlichkeit macht zwar sein Opfer nicht gänzlich zunichte, wohl aber unwirksam im Hinblick auf sein Seelenheil. Diese Unterscheidung darf man als geistliche Gradierungstendenz ansehen. Jovinus fungiert nicht nur als »positiver Pol« und »Typus im Bezug auf den . . . christlichen Antitypus«⁴, sondern ebenso als irdische, d. h. unvollkommene Verkörperung des heidnischen Antitypus, Jupiter.

Der Dichter hat sich die antike Erzählung zu einer echt mittelalterlichen Geschichte zurecht gebogen. Er faßt sie architektonisch, d. h. visuell, nicht temporal⁵. An der Spitze des Dreiecks⁶ steht Jupiter, darunter rangiert der Heldenjüngling, den sein eigener Übermut seelisch vernichtet; gegenüber steht Caligula, der entfesselte Frevler. Der frevelnde König und der übermütige Retter haben ein entscheidendes Manko gemeinsam: ihnen fehlt das Christentum. Jovinus, der auch ein wenig den Jupiter auf Erden widerspiegelt, verkleinert geradezu die Vorbildlichkeit dieses ehemaligen Gottes und entlarvt damit für den mittel-

4 So mit Recht Ohly, S. 73.

5 Es handelt sich um ein Phänomen der überdeutlichen Klarstellung, die der *manifestatio*, so wie sie E. Panofsky, *Gothic Architecture and Scholasticism* (Cleveland, 1957) S. 34, 58 f., sieht, nahekommt.

6 Welches freilich innerhalb der Großstruktur der *Kchr.* als Darstellungsfigur nur eine untergeordnete Rolle spielt.

alterlichen Hörer selbst schon innerhalb der heidnischen Welt dessen Unvorbildlichkeit. Mit Hilfe dieser Erzähltechnik läßt der Dichter durchblicken, daß er eine Epoche schildert, die ihrem *Sinnhintergrund*⁷ nach ein Verfallszeitalter sei. Der Sinnhintergrund der *Kaiserchronik* ist hier Stadtrum, anderswo das römische Reich, in wieder anderen Teilen die Romvorstellung⁸ als Traditions- und Herrscheraufgabe. In diesem ersten Schwank wird *Rom* unter dem Aspekt der Verwerflichkeit mit christlichen Augen gesehen.

Die Handlung vollzieht sich in fünf Etappen, die sich jeweils auseinander ergeben, allein die Darstellung ruht noch ganz auf einer gegenständlich verknüpften, nicht auf einer wirklich dichterischen Verbindung der Glieder.

Vergleichen wir damit eine ähnliche, nur mehr als doppelt so lange Geschichte eines anderen Übergangskaisers namens Vitellus, so zeigt sich, daß sich in der Vitellus-Odnatussage (V. 4861–5098) der Tyrann und sein Überwinde in einem viel stärkeren Maß bedingen als in der Jovinussage. Der Autor tut hier also einen erzähltechnischen Schritt voran. Er löst den Vitellus fast restlos aus seinem geschichtlichen Rahmen⁹: er läßt ihn die Rolle des Etruskerkönigs Porsenna, den Odnatus hingegen die des Mucius Scaevola spielen. Ohly hat bereits auf einige, teils wörtliche Übereinstimmungen der Caligula-Jovinussage mit der Vitellus-Odnatussage hingewiesen. Wir wollen dies Bild in erzähltechnischer Hinsicht vervollständigen.

Im ersten Teil (4861–4904) wird Vitellus von den An-

7 Bei der Benutzung dieses Hilfsbegriffs bin ich H. H. Malmedes Untersuchung zu Dank verpflichtet, siehe LV.

8 ›Reichsidee‹ mutet mich zu gewollt begrifflich an, zu nachhegelianisch, wenn man so will. Vgl. zum Problem E. Nellmann, *Die Reichsidee*, das trotz des Titels ein hervorragend nützlich Buch ist, und R. Folz, *L'idée d'empire en Occident du V^e au XIV^e siècle* (1953).

9 Der neunte Kaiser von Rom, Vitellius, regierte A. D. 69 während des Bürgerkrieges.

hängern Othos daran gehindert, weiter in der Stadt Rom zu regieren. Daraufhin belagert sie Vitellus.

Im zweiten Teil (4905–4978) erbiidet sich der junge Odnatus, den sich der Dichter wohl auch wie einen halb-helheldenhaften Jüngling vorgestellt hat – vielleicht sogar in namentlicher Anspielung auf ›Odingeboren? – durch Ermordung des Tyrannen Vitellus *dise stat [ze] erlededege[n]* (4910). Ich vermute folgenden Sinn hinter dieser Namensänderung von Mucius Scaevola zu Odnatus. Scaevola verdient in den Augen des Chronisten eine Abwertung. Diese Entheroisierung soll aber nur bis zu einem gewissen Grade erfolgen. Der Dichter benötigt eine fiktive Gestalt, deren Name von der Geschichte nicht kontaminiert ist. Hier enthüllt sich ein überraschend kühner Kunstgriff unseres Erzähltechnikers¹⁰.

Im dritten Teil (4979–5024) ersticht Odnatus einen Mann, den er gerade an, nicht etwa auf dem Herrscherstuhle sitzend antrifft; er wird ergriffen und vor Vitellus gebracht, der befiehlt, daß man seine Folterung aufschiebe, bis Odnatus sich auf eigenen Wunsch in einem Feuer gereinigt habe.

Danach verbrennt sich Odnatus den Arm zu einem Stumpf, bekennt, daß er den Vitellus habe töten wollen und sagt keck dessen Tod voraus (5025–5066).

Im letzten Teil (5067–5098) wird der so verstümmelte Tyrannenmörder durch das Geschenk eines Brutuspalastes¹¹

¹⁰ Das will Ohly, S. 239, nicht eingestehen, obwohl doch auch er zugeben muß, daß der *Kchr.*-Dichter seine Gestalten bewußt in einen anderen als den historischen Zusammenhang rückt, indem er »... [–] die ihm vorgegebenen und zum Teil schon sehr alten Stoffe ihres legendarischen, sagenhaften oder anekdotischen Einzellebens [enthebe]...«. Auf das *entheben* kommt es mir an.

¹¹ Unnötigerweise hat man nach einem *palatum Bruti* gefahndet. Die Erklärung lautet einfach genug: der namentliche Anklang soll das Publikum an die Rolle und Funktion des Tyrannenmörders Brutus gemahnen und somit auf die Caesarerzählung (V. 267–602) zurückweisen, obwohl dort Brutus (in V. 603) nicht namentlich erwähnt wird.

geehrt und kommt auch noch zu Reichtümern. Getreu seiner Voraussage wird Vitellus ermordet, und zwar auf schimpfliche Weise. Zwölf Römer begraben ihn lebendigen Leibes in römischer Erde, deren Herrscher zu sein er sich nur neun Monate lang rühmen durfte. Odnatus erreicht diesmal gleichsam durch Teamwork, was er mit dem Dolch in der Hand allein nicht erreichen konnte.

Der Dichter faßt den Erzählvorgang zu einer Kette zusammen, deren Glieder aber nicht ganz so logisch verknüpft sind wie diejenigen der Jovinussage. Heißt es zunächst in den Versen 4922 und 4936, daß es zwölf – ihm verwandte – Helfer gewesen seien, so stellt sich ab V. 4947 heraus, daß er und elf andere gemeint sind. Odnatus handelt selbzwölft¹². Obwohl er seinen Spießgesellen aufgibt, sie sollten für den Mord *guotiu mezzar tragen*, brüstet er sich übermütig, daß er die Tat als einzelner ausführen werde. Das schlägt indes fehl, da er blindlings den herzoglichen Beamten des Vitellus erdolcht, einen Mann, der ja gar nicht auf dem Thron gesessen hatte. Der Damon des zwölften Jahrhunderts überhebt sich noch mehr, als er sich die mein-eidige Hand abbrennt, um sich damit wegen des nicht erfolgten, seinen Genossen jedoch feierlich gelobten Mordes zu reinigen. Diese nach heidnischen Vorstellungen heroische Tat – kein Schmerzenslaut dringt über seine Lippen – ist gleichzeitig eine List. Sie soll den König so beeindrucken, daß er ihn begnadigt. Odnatus durchschaut, daß er mit der Selbstverstümmelung eines Körperteils vielleicht die Chance gewinnt, der tödlich verlaufenden Folterung zu entgehen, die auf des Königs Befehl noch für denselben Tag angesetzt ist. Diese seine Finte trägt wirklich Früchte: der König schenkt ihm das Leben. Er tut dies allerdings nicht aus Gnade, sondern weil es ihm nach längerem Nachdenken nicht geheuer ist, ob die Verstümmelung *neist ane groze sache niht gescehen* (5044).

12 Es sind die gleichen zwölf Vespasianer, die den Tyrannen gemeinsam lebendig begraben.

Nachdem ihm der König sein Wort gegeben hat, überhebt sich Odnatus ein drittes Mal und gibt zu, daß er mit der verstümmelten Hand Vitellus habe ermorden wollen und daß ihr, wie er höhnisch erklärt (*superbia!*), recht geschehen sei. Dann nimmt er sich die Prophezeiung heraus, selbst Jupiter könne den Tyrannen nicht mehr vor dem Tode bewahren. Auch in diesem letzten, nochmals gesteigerten Übermut liegt eine List beschlossen; denn Odnatus hofft, Vitellus werde abermals denken, eine solche Ankündigung geschehe nicht ohne bedeutsamen Grund. Die Chronik sagt zwar nicht, daß Vitellus seinen Gegner aus Aberglauben laufen lasse. Aber er entläßt ihn gleichwohl in die Stadt. Später, als Vitellus um Frieden bittet, und am wenigsten einen Anschlag erwartet, geschieht plötzlich die Tat.

Odnatus soll in den Augen der Zuhörer — im Vergleich zu Jovinus — der höher bewertete Heldenjüngling römischer Prägung sein. Der Dichter läßt Jovinus mit Haut und Haar verbrennen, Odnatus aber wird nur verstümmelt. Die Belohnung des einen besteht in dem Jahr Unzucht, die des anderen in irdischem Reichtum. Der Dichter nimmt aber nicht nur zu diesen Fragen Stellung, sondern auch allgemein zum Thema des Tyrannenmords im römischen Reich der Vergangenheit. Die Moral von der Geschichte gipfelt in der Sentenz: *bezzet ist, daz wir zwelfe ersterben, e disiu stat ze Rome vur werde*¹³. Jupiters Aufgabe als Nothelfer gegen die Tyrannei auf Erden wird in der Jovinussage in den Hintergrund gespielt. Das gleiche läßt sich von den elf wackeren Nothelfern der Odnatussage konstatieren. Beidemal wird gezeigt, wie sehr es der Stadt noch an wirksamem Schutz gebricht.

13 V. 4947 f., *vur werden* = zugrundegehen; vgl. auch V. 8728 f. Pfaffe Konrad hat diese Worte in seinem *Rolandslied*, V. 1895—97 (s. a. 1684—87!) ebenfalls benutzt. In Geneluns Munde verlieren sie jedoch an Wucht. (Bezeichnenderweise findet sich diese Formulierung nicht bei Tuoldus). Über die Rätlichkeit des Tyrannenmords siehe John of Salisbury, *Polycraticus*, Buch VII.

Der Regensburger ist davon überzeugt, daß die Einzeltat närrisch oder heroisch sein kann, jedoch selbst unter außergewöhnlichen Umständen, wie der Verschwörung zur Beseitigung eines Tyrannen, selten zum Ziel führt. Erst dem geschlossenen Einsatz einer politischen Verschwörergruppe mit einem klaren Ziel wird eine Erfolgsmöglichkeit eingeräumt. Voraussetzung ist, daß sie von einem Mann gelenkt wird, der über ein außerordentliches Maß an Selbstbeherrschung verfügt. Odnatus — so darf man mangels textlicher Hinweise vermuten — gerät zwar nicht ins Fegefeuer; aber auch der Himmel nimmt ihn nicht auf. Auch er ist zu keinem Märtyrer im christlichen Sinne gereift.

Wenn Jupiter, wie wir uns erinnern, Caligula tötet, ist ein Fehlgriff des strafenden Gottes ausgeschlossen. Der Blitz trifft mit Sicherheit seinen Mann. Beim Attentatsversuch des Odnatus vereitelt der Zufall für eine Weile den Erfolg. Der bayerische Chronist ergreift hier, wie mir scheint, persönlich Partei. Seine Römer loben Jovinus' Tat im Rahmen ihres Verhältnisses zu Roms Gottheit. Die Tat des Odnatus dagegen belobigt der Bayer in einer Zwischenrede an seine Zuhörerschaft: *daz enfraisctet ir niemer me von deheim werltlichen man . . .*«. Diese Zwischenbemerkung (5030 f.) darf nicht als grundsätzliche Billigung des Tyrannenmordes aufgefaßt werden; sie ist vielmehr nur eine besondere, zudem sehr vorsichtige Belobigung der geschilderten Mannestat.

Was den Sinnhintergrund betrifft, so wirkt Rom jetzt schon etwas weniger anrühlich als in der Jovinussage. Auf die Demonstrierung dieser *moralischen Entwicklung* kommt es dem Dichter vornehmlich an. Odnatus und Vitellus stehen, wie gesagt, in enger Wechselwirkung miteinander. Der Fürst erhält vom Verschwörer eine Lektion; bloß begreift er sie nicht mehr ganz rechtzeitig. Caligula war nie zur Einsicht gekommen; als völlig Uneinsichtigen hatte ihn der (obzwar weniger grausame) Tod durch den Blitzstrahl ereilt. Es ergibt sich aus dem Bisherigen also, daß der Dichter in seiner Behandlung dieser zwei *reges turpes* fast so

konkret wie ein Jurist nach Feierabend vorgegangen ist, der versucht, mit allgemeinverständlichen Erwägungen äußere Lebensläufe zu politisch-didaktischen Exempeln¹⁴ umzugestalten.

Besonders der Gegensatz von *rex* und *tyrannus* wird nicht abstrakt, sondern konkret in seiner Auswirkung – Friede oder Bürgerkrieg – angesehen. Der bayerische Verfasser war gewiß kein Anhänger jener Auffassung, die man im Englischen gerne mit der Formel *the king can do no wrong* bezeichnet. Das geht schon aus dem Programm des Prologs hervor. Vitellus zählt im Rahmen der *Kaiserchronik* ausgesprochen zu den Schwächlingen auf dem römischen Thron. So genügt es für seine Beseitigung, daß Odnatus ihm, allein auf menschliche Hilfe vertrauend, gegenübertritt. Dem Dichter gebricht es noch an anschaulichen Mitteln, ein Bezugsfeld wirksam zu beschreiben, das nicht nur rein antagonistisch ist. Erzähltechnisch bleiben die Helfer in dieser Geschichte blasse Statisten.

Wieder einen Schritt weiter führt die Erzählgestaltung der Tiberius-Veroniclegende, deren Umfang im Vergleich zu den beiden anderen Sagen auf immerhin über vierhundert Verse (671–1114) angestiegen ist und in deren Rahmen die Helfershelfer des Tiberius – genannt Vespasian und Titus – wenigstens schon Nebenrollen spielen. Erzähltechnisch ist diese Legende nach einem Fünferplan gebaut, die Abfolge ist jedoch nicht ausschließlich kettenartig-reihend, sondern sie schreitet von allgemeinen zu besonderen Aufgaben vor: der Einleitung schließt sich ein kurzer Bericht über des Kaisers Taten im Heiligen Land – und eine Erwähnung der Gründung Regensburgs durch Tiberius an (V. 675–689). Danach teilt sich die Erzählung in zwei Hauptstränge, die Heilung des Tiberius von seiner Erkrankung (690–838) sowie seine Rache an den Juden – er läßt

14 Nicht Fürstenspiegeln! Zu diesem Genre vgl. W. Berges, *Die Fürstenspiegel des hohen und späten Mittelalters*, MGH (1938).

Jerusalem durch Vespasian und Titus zerstören (839—1110), um dann in ein Schlußwort zu münden (1111—1114). Die Behandlung der Veronicalegende (V. 729—852) wird, wie für die Legende gehörig, dreiteilig dargeboten.

Das Gestaltendreieck der Hauptakteure besteht diesmal aus einem Kaiser, einer Vermittlergestalt (Volusianus) und der Heiligen Veronica. Mit der Verstärkung der dritten Position im Personenverhältnis hängt die Auflockerung der bisher diskutierten starren Symmetrie der Erzähleinheiten zusammen. Die geschilderten Ereignisse erscheinen zwar immer noch schemenhaft, aber doch schon ein wenig aufeinander bezogen. Zum Beispiel läßt Tiberius das anfangs von ihm erstürmte Jerusalem am Ende zerstören. Seine Geschichte wird aus der von ihm angeblich gegründeten neuen Königsstadt berichtet. Die Einteilung des ganzen Reiches in vier Teile wird durch die Zerstreuung der Juden in alle vier Himmelsrichtungen typologisch nachvollzogen¹⁵.

Tiberius gehört nach Aussage des Prologs (674) und des Epilogs (1114) zu den guten, gerechten Königen — er ist ja schließlich auch der Gründer Regensburgs. Aus den Formulierungen des Hauptabschnitts ergibt sich freilich dennoch, daß er nicht zu den allerbesten Herrschern gezählt werden darf. Welche Kriterien dabei maßgebend sind, werden wir später noch zu erörtern haben.

Zwischen Tiberius einerseits, Jesus und der Hl. Veronica andererseits bestanden, historisch betrachtet, keine direkten Beziehungen. Für die Legende im allgemeinen und unseren lehrhaften Dichter im besonderen sind sie jedoch — durch göttlichen Auftrag — so sehr aufeinander bezogen, daß sie sich in einem »Sinnbildraum«¹⁶ treffen. In diesem Raum strahlt eine christliche Reliquie, in der Nachfolge der neutestamentarischen Wunderheilungen, ihre Wirkkraft aus. Tiberius erhält von Gott ein Siechtum auferlegt, das man

¹⁵ Vgl. V. 1102 und den dort angedeuteten Gedanken.

¹⁶ P. Böckmann, *Formengeschichte der deutschen Dichtung* (1949) S. 104.

heute wahrscheinlich als einen Tumor bezeichnen würde (vergleiche V. 693 f.). Eine Kur für gewöhnliche Sterbliche kann nichts mehr fruchten. Daher tritt, durch Vermittlung des Volusianus, Veronica als Überbringerin des Schweiß-tuchs auf den Plan. Tiberius hält sein Haupt an das Tuch, und siehe da, die Berührung und der Kuß des Kaisers auf das Abbild von Jesu Antlitz haben seine unmittelbare Heilung zur Folge: *die wurme vielen tote nider zuo der erde.*

Daß hier Tiberius zu einem Typus von Herrscher gestempelt wird, der, wie Ohly sagen würde, einer antitypischen Ergänzung im Sinne des Heilsplans bedarf, mag manchem eine Ehrfurcht gebietende Legende sein. Zu prüfen indes, warum hier in der Binnenstruktur der *Kaiserchronik* ein solcher Typus nach Ansicht des Dichters diese bestimmte Komplementierung braucht, ist eine Frage der Motivierung, über deren Gelingen oder Mißlingen man als Kritiker ein Urteil zu fällen berechtigt ist.

Zwei erzähltechnische Hilfsmittel dürften bei dieser Legendenkollation¹⁷ und anderen Überlagerungen ähnlicher Art eine ausschlaggebende Rolle gespielt haben: Parallelismus und Variation als Propagandawaffen. Beileibe nicht jedermanns Krankheit darf auf ähnliche oder gar gleiche Weise beseitigt werden. Es kommt nämlich nach der Schullehre auf die standesbedingte Kategorie an, der die betroffene Person angehört.

In der Nachfolge der *Rhetorica ad Herennium* in den Wiener Horazscholien waren die drei ursprünglich zur Verfügung stehenden Personenkategorien, *superior*, *par* und *inferior*, auf ein zweigliedriges Schema, nämlich *personae maiores* oder *minores*, zusammengeschrumpft¹⁸. Veronica gehört natürlich der *maior*-Kategorie an und ist dem gedeutigten Kaiser nicht etwa nur gleichgestellt, sondern auch noch geistlich überlegen. Um die Funktion, die sie ausübt,

17 Zu den drei hier gründlich verquickten Erzähltraditionen (nämlich die sog. *Pilatusprosa*, die *Cura Sanitatis Tiberii* und die *Vindicta Salvatoris*) siehe Ohly, S. 54 ff.

18 F. Quadlbauer, *Die antike Theorie*, S. 7 ff.; vgl. S. 23 oben.

zu verstärken, kollationierte der Chronist alle drei ihm bekannten Tiberiusstraditionen¹⁹.

Der Text (V. 706) bietet für die Annahme einer *superbia* bei Tiberius wenig Anhalt. Nach der Legendentradition, der sogenannten *Pilatusprosa*, litt der Kaiser an Lepra, einer Strafrkrankheit. Wenn wir ihm daher Hochmut unterstellen, so kann dieser eigentlich nur darin bestanden haben, daß er das Land der Juden unterjocht und geteilt, ja Jerusalem eingenommen hat, ohne sich zum Christentum zu bekehren. Diese Vermutung hat einige Wahrscheinlichkeit für sich, weil die Taufe in beiden Hauptsträngen (690–838 bzw. 839–1110) der Erzählung jeweils den Höhepunkt abgibt. Damit hängt auch die Zurückdrängung der Pilatusgestalt durch unsern Dichter zusammen, die in der Legendenüberlieferung eine größere Rolle spielt. Denn Pilatus, der gerichtet wird, bevor Veronica den Kaiser heilt, war seinem Wesen nach nicht geeignet, in dem Wunderheilungsschema von Bedeutung zu sein.

Um eine Heilung durch Christus zu ermöglichen – von dem Tiberius noch nie etwas gehört hat – treffen der Bote des Kaisers und die Sprecherin Jesu in einem legendären Raum aufeinander – eine Begegnung, die auch ohne innere Beteiligung der Betroffenen zur Heilung führt. Der geheilte Tiberius erkennt, daß er eine Racheaufgabe zu erfüllen habe und unterstellt sich daher einem angeblichen Gebot Christi.

In der Tiberius-Veronicaerzählung führt nun nicht länger eine unbedeutende Botengestalt – wie noch in den vorigen Geschichten – einen Auftrag aus, sondern hier übernimmt eine geistliche Kraft die Aufgabe, den leidenden Kaiser in die Lage zu versetzen, als Eigenkraft zu wirken. Nicht nur tritt uns in Veronica eine lebensvollere Heiligenfigur entgegen, sondern es erhält auch die Herrschergestalt menschlichere Züge. Wahrscheinlich liegt das an der ver-

¹⁹ Ohly, S. 59.

besserten Technik der Zwischenreden: sie werden insgesamt lebendiger und selbstbewußter²⁰.

Wie Ohly nachgewiesen hat, waren dem Verfasser alle drei Tiberiustraditionen bekannt. Bei der Synchronisierung dieser Überlieferungen kam es dem Dichter darauf an, einen kollektiven Sündenbock, nämlich die Einwohner Jerusalems, zu finden. Daher mußte, wie erwähnt, Pilatus in den Hintergrund gerückt werden. Nicht nur hätte der Zweifler Pilatus den Rahmen der frommen Schwarz-Weißmalerei gesprengt. Man muß auch an das Publikum denken, für das der Kaiserchronist schrieb. Vom Patriziat einer Stadt, die auf der Durchgangsrouten zum Heiligen Land lag, wurde erwartet, daß es sich finanziell an dem gottgefälligen Unternehmen beteiligte, und da konnten aufkommende Zweifel an der Schuld der Juden am Tod des Erlösers nicht auch noch gefördert werden. Überdies entfachten Bernhard von Clairvaux' anfeuernde Reden nicht nur eine zweite westeuropäische Kreuzzugsbewegung, sondern auch eine grausame Judenverfolgung in Deutschland, besonders in den Rheinlanden. Nicht lange danach mußte Bernhard diesem Treiben auf einer Reise nach Deutschland Einhalt gebieten. Den deutschen Fürsten scheint das nicht aus eigener Kraft gelungen zu sein²¹. Vielleicht fehlte auch der eigene Antrieb?

Tiberius schwört beim Schweißstuch der Veronica, er werde vor seinem Tode noch Jerusalem zerstören, da Christus dort seine Passion erdulden mußte, von der *daz pilede* einen Abglanz gibt. Daraus dürfte die erneuerte Legende von der Heilung des Tiberius kräftig Nahrung gesogen haben.

Ehe die Belagerung beginnt, verbindet der Dichter Christi Klagerede auf den Untergang Jerusalems mit diesem Erzählstrang (875–896), indem er sie zu einer Voraussage

20 Besonders V. 692, 787, 794, 872, 954, 1064, 1070; siehe dazu im einzelnen M. M. Helff, *Studien zur Kaiserchronik* (1930).

21 Nach K. Jordan in Gebhardts *Handbuch der deutschen Geschichte* (1954) I, S. 295 f.

über die Leidenszeit unter Tiberius umstilisiert. Jesu wichtigste Worte sind die Sondervoraussage, *daz niemen dem anderem gehelfen nemac* (882).

Als während der Belagerung die Hungersnot bei den Juden ausbricht, schlachtet eine Mutter ihr Kind und ißt es. Diese schreckliche Tat veranlaßt die übrigen Juden zu dem Beschluß, daß ihnen nur noch der Selbstmord übrigbleibe. Ein gewisser Josephus fordert sie daraufhin auf, sich gegenseitig zu erdolchen, damit ihnen wenigstens die Zuversicht auf die Errettung ihrer Seelen nicht verloren gehe. Nach Ohlys Auffassung wäre die Rede des Josephus (979—998) »von frommem Ernst getragen« (S. 63). Das vermag ich nicht einzusehen. Erstens überbietet Josephus das Herrenwort, daß niemand dem anderen helfen könne, da es nach V. 882 offenbleiben muß, ob nur vom leiblichen oder auch vom seelischen Tod die Rede ist. Außerdem lügt Josephus, als er mit *michelen listen* vorgibt, sein Rat, sich gegenseitig zu töten, sei auch ihm *liep*. Er führt diesen Gedanken noch weiter aus, indem er fortfährt, *so lat unser genoze vinden mit loze* (995 f.). Der Todesdrang seiner Genossen entspringt der Furcht, sie müßten vielleicht in der Knechtschaft Abgötter anflehen; er entstammt nicht bloß (wie in der Josephuslegende) ihrem persönlichen Ehrbegriff, wiegt also im Rahmen der *Kaiserchronik* schwerer. Nicht die Rede des Josephus, sondern der Entschluß der Juden ist von frommem Ernst getragen.

Es leuchtet dem Leser von heute nicht recht ein, warum dem Regensburger die Entleibung von Tausenden von Juden als *michel wunder* erschienen ist. Ohly hält diesen Zug in der Josephusszene für eine Erfindung des *Kaiserchronik*-Dichters. Ich will das gerne glauben. Die Erfindung hat fast schon den Charakter einer Entgleisung trotz oder wegen der Anrufung des *honor regis Tiberii* (1020). Der Dichter läßt nämlich Josephus mit ausgebreiteten Armen, unter die je ein Schild geklemmt ist, von den Zinnen der Davidsburg den Römern entgegenfliegen. Es sieht so aus, als wolle Josephus mit dieser Gebärde das Christentum

symbolisch als Rettung umarmen. Der abtrünnig gewordene, nun aber konvertierte Josephus segnet die Römer als Eroberer der Stadt Jerusalem für die unmittelbar bevorstehende Vernichtung ihrer jüdischen Einwohner. Sollen die erhobenen Schilde unter den Armen andeuten, daß jene, ohne Widerstand zu leisten, sterben werden? Mit dieser Geste, die ihn vor dem Absturz bewahrt, dankt Josephus dafür, daß Gottes Ratschluß an ihm vollzogen worden ist. Nur der Abtrünnige, der heil auf der Erde landet (1037), bleibt vom Untergang verschont. Vor dieser Art methodisch-gründlicher Abtrünnigkeit stehen wir vielleicht etwas ratloser als die Interpreten vergangener Zeiten.

Die beiden Hauptstränge der Erzählung sind kunstvoll ineinandergeschlungen. Volusianus bringt Veronica, die das Schweiß Tuch bei sich trägt, nach Rom und verkündet die Zerstörung Jerusalems. Diesen Befehl führen Titus und Vespasian im Auftrag des Tiberius aus. Die Prophezeiung des Herrn (V. 875–896)²² ist somit erfüllt. Der *Kaiserchronik*-Dichter läßt die Rechnung glatt aufgehen. Tiberius rettet seine Seele (674); die Juden retten ihre Seelen bis zum Jüngsten Gericht (985), da Josephus zwar ihren Selbstmord verhindert hat, nicht aber ihre Niedermetzlung. Jerusalem wird dem Herren- und dem Kaiserwort gemäß zerstört.

Der bayerische Erzähler kollationiert also Legendentraditionen auf ihm genehme, verschmitzt-freimütige, manchmal aber auch arg boshafte Weise; und alles vermutlich zu dem einen Zweck, damit am Ende seines Berichts selbst ein Tiberius im Lichte eines gerechten Königs erstrahle so wie er am Anfang als Baumeister Neu Jerusalems hervorgetreten war. Die wirklich gebildeten Zeitgenossen, wie sie in Deutschland Otto von Freising und in England John of Salisbury ansprach, machten sich von Tiberius' Gerechtigkeitsvermögen ein völlig anderes Bild. Dem Regensburger ist übrigens bei seiner Aufwertung selbst nicht ganz wohl.

22 Vgl. Matthäus 24,2 und Markus 13,2.

Denn im Schlußwort entschlüpft ihm die auffällige Bemerkung, daß die *wisen ouh* dem Tiberius – wie schon vorher dem Caesar und Augustus – seine Sünden *vergaben*; Ohly meint dazu: »Seine Vergiftung wird hiermit zwischen den Zeilen als ungerechtfertigt vermerkt«²³. Ohly zieht daraus aber nicht den Schluß, daß der didaktische Erzähler absichtlich sein Wissen um eine angemessene Charakterzeichnung des Kaisers unterdrückt haben könne. Jedenfalls wird der Tod durch Gift in der *Kaiserchronik* zum Bettod, die bestialischen Rasereien des Tiberius reduzieren sich auf eine heilbare Gehirnkrankheit. Spätestens hier wird deutlich, daß man dem *Kaiserchronik*-Dichter nicht unbedingt Glauben schenken darf. Der Sinn einer besonders merkwürdigen Einzelstelle mag öfter, als bisher angenommen wurde, darin bestanden haben, das Publikum der *Kaiserchronik* aus frommer Absicht(?) hinters Licht zu führen. Ohly formuliert freilich sehr viel nachsichtiger, »die . . . frühere Epoche des Reichs bot der . . . bildenden Hand des Dichters einen nachgiebigeren, unbefangener formbaren Stoff als die ihm näherliegende deutsche Kaiserzeit«²⁴.

Der didaktische Zweck dieser Korrekturen liegt darin, die Gestalt des Tiberius durch eine unerwartete, plötzliche Umkehr umzumodeln. Der kühne Dichter verbrämt seine Aufwertung durch häufigen Gebrauch des in der bayerischen Literatur nicht seltenen Wörtchens *ere*²⁵. In der Mitte und am Ende der Tiberius-Geschichte wird *ere* als Ausfluß und Ausdruck des göttlichen Willens verwendet; zweimal gebraucht der Dichter es in dem Sinne, daß *ere* verlorengeht, wenn man dem göttlichen Gebot zuwiderhandelt; einmal mangelt es denen an *ere*, die es Gott gegenüber an *minne* fehlen lassen; und an drei weiteren Stellen wird *ere*

23 *SuL*, S. 65.

24 *Ebd.*, S. 7.

25 Ich denke hier an den *König Rother* (vgl. LV.) und das *Rolandslied*; vgl. dazu C. Gellinek, »The Epilogue of Konrad's *Rolandslied*: Commission and Dating«, *Modern Language Notes*, LXXXIII (1968) 390–405.

als Direktwirkung einer im christlichen Sinne guten Tat hingestellt. Entsprechend verhält es sich mit *unere, wainen* und *klagen*²⁶. Die Ummontierung eines kaiserlichen Städtegründers ist mit Hilfe der Hl. Veronica in dem Maße glücklich, wie es der Rang des Tiberius im Rahmen der *Kaiserchronik* erfordert. Fest steht, daß es auf der Seite der *chunige* erzähltechnisch herausgearbeitete Abstufungen gibt.

Wie behandelt nun der Kaiserchronist einen Herrscher, der fraglos als *rex justus* gesehen wird? Betrachten wir zu diesem Zweck die Trajan-Gregoriuslegende (5839–6096). Der Erzähler baut diese Geschichte folgendermaßen auf:

1. er beschreibt Trajans Herrschaft;
2. berichtet den Kampf Trajans mit den Normannen;
3. schildert, wie eine Witwe Trajan anhält, als er in den Krieg zieht;
4. der Mörder, der den Sohn der Witwe getötet hat, wird verurteilt;
5. Trajan besiegt die Normannen;
6. Trajan kehrt im Triumph nach Rom zurück;
7. ein Engel erscheint, als Gregor für Trajan betet;
8. Trajans Seele entsteigt dem Grabe;
9. Trajan wird als exemplarischer *rex justus et humilis* gepriesen.

Da Trajan bloß in gerechte Kriege zieht, hat er nur einen einzigen Makel: daß er nämlich kein christlicher Herrscher ist. Dieser Geburtsfehler kann erst voll und ganz wettgemacht werden, als ›Gregor der Große‹ durch seinen Tränenfluß und durch sein Gebet Trajans Seele der Hölle entreißt. Trajans Herrschaft findet auf der Waage des Dichters Gnade; er wird als erster in der Reihe der vorbildlichen Herrschergestalten zum Exempel erhoben: *nu suln alle*

26 V. 673, 796, 1067, 1078, 1081, 1106. Vgl. außerdem E. Nellmanns Abhandlung über die Reichsidee der frühen Stauferzeit.

werltkunige da bi nemen pilede . . . der selben genaden suln si gewis sin (6083 ff.).

Im gesamten Zeitraum des elften und zwölften Jahrhunderts war die Kenntnis in Deutschland und Italien verbreitet²⁷, daß Trajan, um es mit den Worten Sichards von Cremona zu sagen, *imperium nobiliter amplificavit . . . Nil elegit injustum ad augendum fiscum. Sed persecutor fuit Christianorum . . . praeter obstinationem non sacrificandi*²⁸. Die Eroberungskriege und Christenverfolgungen unter Trajan waren zumindest in Umrissen bekannt. Und die Regensburger Klosterbibliotheken, zu denen unser verhältnismäßig wohlbeschlagener Autor Zugang gehabt haben muß, dürften damals nicht schlechter gewesen sein als diejenigen von Freising.

Dessen ungeachtet läßt der *Kaiserchronik*-Verfasser Trajan einen fiktiven Gegenangriff auf die Normannen führen, von dem die Geschichte nichts weiß — bei Otto von Freising heißt es beispielsweise, der fragliche Krieg sei gegen die Parther gerichtet gewesen²⁹. Noch bemerkenswerter ist es freilich, daß auch Augustin³⁰ den Trajan als Christenverfolger hinstellte, wo doch nach Fr. Heer³¹ das augustinische *Weltbild* einen so bestimmenden Einfluß auf die Konzeption unserer Dichtung gehabt haben soll. H. de Boor überspannt Ohlys vorsichtige Zusammenfassungen, wenn er formuliert: »Das *sittliche* Urteil über die Kaiser . . . hängt wesentlich von ihrem Verhalten gegen Christentum

27 Sichard von Cremona, *Chronicon universale* (vor 1202 geschrieben); Bernold von St. Blasien, *Chronicon* (um 1100); Hermann von Reichenau, *Chronicon de sex aetatibus mundi* (1054).

28 Migne, *PL*, CCXIII, 459 B und C.

29 *Chronica*, III, 20, S. 254, zitiert nach der Ausgabe Hofmeister-Schmidt-Lammers.

30 *De Civitate Dei*, XVIII, 52; zum augustinischen *Weltbild* im Lichte der *Kchr.* vgl. Ohly S. 10 ff., 238 ff.

31 *Die Tragödie des Heiligen Reiches* (Stuttgart, 1952) S. 109, 144, 149. Dagegen erhebt Nellmann, S. 143 f., mit Recht Einspruch.

und Kirche . . . ab«³². Dies trifft bei Trajan gewiß nicht und bei anderen Kaisergestalten nur bedingt zu. Im Gegenteil, in der Trajanlegende wird das ursprüngliche Verhältnis fast in sein Gegenteil verkehrt und durch den Tränenfluß eines Hunderte von Jahren jüngeren Papstes belastet. Nichts davon schrieb die überlieferte Legende vor³³.

Die Wurzel der hier verarbeiteten Legende liegt in einer Anekdote, die bei Johannes Diakonus aus drei Zügen bestand. Zuerst bittet eine Witwe den hoch zu Roß sitzenden Trajan, der in den Krieg ziehen muß, er solle zuvor (als oberster Richter) ihren Fall entscheiden, was Trajan nach einigem Zögern auch tut. Hinzu kommen Gregors Mitleid sowie Gottes günstiger Bescheid hinsichtlich Trajans Seele.

Diese Anekdote hat im Kern bereits den Vorzug einer typischen Legendenstruktur. Durch hohe Vermittlung wird dem gerechten Richter auf Erden himmlische Gerechtigkeit zuteil. Bei dieser einfachen Struktur handelt es sich um ein gestaltetes Spannungsfeld zwischen zwei Polen. Vergleicht man nun den dreiteiligen Bericht des Johannes Diakonus mit der Struktur der Trajanslegende in der *Kaiserchronik*, so erkennt man, daß der Erzähler den Aufbau um ein Figurendreieck mit Nebenfiguren erweitert hat³⁴. Abgesehen von Eingang und Ende handelt es sich demnach um eine siebenfach gegliederte Abfolge. Das beweist klar die erzähltechnisch bedingte Erweiterung der überlieferten Legende. Die Verbindung der ersten sechs Glieder ist nicht schlicht linear, sondern zweisträngig geteilt. Der Strang 1, 2, 5 verbindet sich mit dem Strang 1, 3, 4 im Zielpunkt 6, dem triumphalen Einzug in Rom. Es handelt sich bei der Fortsetzung der Kette 7, 8, 9 um einen »typischen Exempelpredigtausgang« (Ohly); die Erweiterungen gegenüber der

³² *Geschichte der deutschen Literatur*, I, S. 225. Unterstreichung von mir, vgl. 150 Anm. 2.

³³ Vergleiche Ohly, S. 17.

³⁴ Vergleiche oben S. 47 f.

Legende stellen sich uns bei näherem Hinsehen als Ausschmückung des Anfangs, der Mitte und des Endes der Erzählung heraus.

Bei Johannes Diakonus steht Gregor eindeutig im Mittelpunkt, insofern der Bericht in die Gregoriusbiographie eingebettet ist. Gregor beginnt über die Reliefdarstellung einer Frauengestalt am Trajansforum nachzusinnen. Diese Frau stellt, wie man heute weiß, eine Provinz dar, die Rom unterworfen hatte. Ihre kniefällige Bittgebärde wird dem Papst aber zur Mahnung, daß sich ein Herrscher der Witwen und Waisen anzunehmen habe, weil der Krieg ihnen Gatten und Väter entreißt. Bei Johannes fehlt dieser legendenhaften Anekdote das dramatische Gefälle, das es in der *Kaiserchronik* erhält; denn bei ihm bleibt die Erzählung sowohl zeitlich wie örtlich *statisch*. Im Bereich der Anekdote ist es eben gleichgültig, wo und wann eine Kaisergestalt, hoch zu Roß, das begehrte Urteil fällt. Ob etwa die Unterbrechung, die entsteht, den Ausgang der bevorstehenden Expedition gefährdet, wird gar nicht gefragt. Der nächste Teil schließt sich an, ohne daß die Zeit, die zwischen der Regierung Trajans und Gregors verflossen ist, überhaupt bewußt wird; und der Papst erzwingt die Erlösung des Kaisers aus der Höllenqual mit seinen Mitleidstränen, ohne daß man erfährt oder zu erfahren braucht, wie lange er etwa um Trajan hat weinen müssen. Gregorius erwirkt die Belohnung Trajans durch Barmherzigkeit, d. h. auf indirektem Wege und erlangt *justitia* ohne Rechtsgrund.

Die Zutat in der *Kaiserchronik* erweitern diese Anekdote letztlich durch ein angedichtetes Zeit-, Orts- und Handlungsgerüst³⁵. Der zweite Handlungsabschnitt gibt den Angriff bekannt, der dem Reich droht, gewiß um die Eile zu betonen, mit der der Kaiser sich nach dem bedrohten Gebiet begeben will. Durch diesen Kunstgriff wird Johannes Diakonus' erster Legendenabschnitt in der *Kaiserchronik* zu einem Hindernis für den kriegsbereiten Feldherrn.

35 Zur Terminologie vgl. mein *König Rother*-Buch, S. 11 ff.

Nun steht auch der vierte Handlungsabschnitt der *Kaiserchronik* in einem neuen Licht, da die Witwe, nachdem der Mörder ihres Sohnes abgeurteilt ist, den Kaiser vor seinem Auszug gegen den Feind *segnet*. Erst dadurch rückt der Sieg über die Normannen in den Bereich der Möglichkeit und wird zum *Lohn*. Die Wirkungen zeigen sich allenthalben. Es ergibt sich etwa folgender Ablauf: Die Witwe erweckt und stärkt des Kaisers Einsicht in das Wesen seines Berufs als Richter; denn, so meint sie, durch Pflichtversäumnis würde er sein Seelenheil verwirken. Aufgrund seines Rechtsspruchs verschafft Trajan Gregorius die Möglichkeit, dereinst als Gnadenfürbitter für ihn zu wirken. Aber auch die Aufgabe der Witwe wird präzisiert. Ihr Schmerz und die Klage um ihren erschlagenen Sohn wird in eine Mahnung zur Gerechtigkeit umgedeutet. Dadurch wird dem Vorfall das Anekdotenhafte genommen und das Schwankhaft-Exemplarische verliehen. Nicht mehr Gefahr, sondern die Garantie für den Sieg liegt nunmehr im Aufschub. Das ist ein klarer Aspektwechsel. Diese Umkehr beinhaltet zugleich einen Funktionsaustausch. Hier begegnet uns eine poetische Technik, die der Dichter in anderen Geschichten noch zu steigern vermag. Die Handlung zielt aber nicht nur auf Gregors Fürbitte ab, sondern setzt sich gewissermaßen zweispurig fort: durch den Aufschub wird der Mörder des Witwensohnes geköpft, was die Witwe ihrerseits zu jenem Siegeswunsch veranlaßt (5986), der dem Kaiser zum Sieg verhilft. Dieser Sieg macht die Wiederherstellung des Friedens möglich, und führt den Kaiser zu seinem ureigenen Regierungsamt zurück, der gerechten und weisen Verwaltung. Was die Witwe auf dem irdischen Plan erreicht, bedarf in den Augen des Dichters jedoch der geistlichen Ergänzung. Im Vergleich zur Verdammnis einer Seele wiegt auch der von Gott gewollte Sieg über die Feinde relativ leicht.

Gregorius setzt sich während der Nacht vor dem Grabe Trajans mit zwei Mitteln für dessen Rettung ein: einmal mit seinem kniefälligen Gebet, zum andern mit der Macht

seiner Tränen. Das Stufengebet hat zur Folge, daß er nur hinsichtlich der Errettung von Christen (vgl. 6045 f.) erhört wird. Die Höllenqual Trajans kann also noch nicht beendet werden. Zudem erklärt der Engel: *iz solte da mit genuoc sin*. Er redet wie ein konservativer Theologe; er ist noch dogmatischer als vor ihm Johannes Diakonus, bei dem Trajan wenigstens aus seinen Qualen befreit, wenn auch nicht aus der Hölle selbst entlassen wird. Der Engel bedeutet Gregorius, er sei zu weit gegangen: *du hast unrechte getan* (6047). Reuetränen verwandeln sich in Mitleidstränen und erfahren dadurch eine ethische Vertiefung (6050 ff.).

Die zweihundertjährige Leidensfrist kann selbst durch das inständige Gebet, das der Stellvertreter Gottes auf Erden spricht, nicht abgekürzt werden, es sei denn, der Papst willige in zwei Bedingungen ein. Sie bestehen darin, Trajans Seele bis zum Jüngsten Tag verantwortlich zu behüten und für diese Ausnahmegenehmigung *sieben* Krankheiten auf sich zu nehmen. Wenn der gute Papst G., so scheint der Dichter zu argumentieren, aus Mitleid mit den Heiden den *rex optimus* nicht nur von seinen Qualen erlösen, sondern vollständig der Hölle entreißen will, so soll er dafür in eigener Person ein siebenfach qualvolles Leiden, unendlich vielen körperlichen Schmerz, auf sich nehmen. Noch ehe der Papst dazu kommt, seine Einwilligung zu erteilen, taucht die Leiche Trajans augenblicklich aus dem Grabe auf und vereint sich wieder mit ihrer Seele. Alles geht dermaßen rasch vor sich, daß für eine gediegene theologische Diskussion der Schwierigkeiten keine Zeit mehr bleibt. Die ›Entladung‹ einer Erzählung wie der hier beschriebenen kam offensichtlich dem Publikumsgeschmack sehr entgegen.

Die Gestalt der Witwe, Trajans und des Papstes erfahren nicht nur eine »innere Erhöhung«, die ihnen Ohly zu Recht attestiert, sondern auch, zumindest in Umrissen, eine Charakterisierung. Weit weniger neutral als Johannes Diakonus schildert der Chronist, wie die Witwe auf Trajan zuläuft und ihm ihr Anliegen mit lauter Stimme vorträgt. Sie

läßt sich nicht abschütteln, schaut ihn mit Schmerz und Enttäuschung *ubellichen* an und zerrt mit beiden Händen an seinem Gewand. Die Stilhöhe ihrer Reden hängt von der Tatsache ab, daß sie der Personenkategorie *inferior* (= *minor*) angehört. Einem Angehörigen dieser Gruppe blieb nichts anderes übrig, als im *genus humile* zu reden. Sie drückt ihren Kummer, noch ehe sie um ausgleichende Gerechtigkeit bittet, aus, ja droht dem Kaiser: *dinen wistuom newil ouh ih niemer mer geloben* (5936). Sie hat beinahe etwas von einer Brechtschen Heldin an sich, da sie klar durchschaut, daß der Fall ihres getöteten Sohnes als Testfall für Trajans Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit dient und somit auch für dessen künftiges Schicksal entscheidend ist³⁶. Auf halb ironische Weise kommt es wiederum zu einer Vertauschung der Aspekte und Rollen; denn die Witwe schwingt sich ja zum Richter in einem Verfahren auf, das sich ihrem Fall erst widmen soll. Sie präjudiziert also ihren Fall aufs schlaueste, indem sie ihren Finger auf das Exemplarische und auf seine Verflechtung mit dem Persönlichen legt. So erscheint plötzlich der *rex iudex* als *rex iudicatus*. Nachdem sie des Mörders Kopf empfangen hat, spricht sie die beiden Zeilen: *du hast wol gerochen den sun min, nu var, und phlege din min trehtin* (5995 f.). Sie spielt damit auf ein Herrenwort in Matth. 25,23 an, nämlich die Parabel von den Pfunden³⁷. Falls diese Parallele zutrifft, so wäre erwiesen, daß nicht nur der Engel als Bote Gottes, sondern auch die einfache Witwe ein Sprachrohr des Herrn ist und daß sie den Kaiser mit *ihrer* Weisheit tröstet, obwohl es doch seine herrscherliche Aufgabe wäre, sie als Witwe und ihres Sohnes beraubte Mutter zu *losen von ir fraisen*. Indem die Witwe nach Erlangung der Gerechtig-

36 Vgl. die Verse 5920 und 5938 jeweils als Höhepunkte im Argument ihrer beiden Reden.

37 Eine Arbeit über alle Schriftzitate in der *Kchr.* mit Inhaltsangabe nebst Auslegung wäre wünschenswert. Sie müßte auch zeigen, ob alle Personenkategorien jedes Zitat im Munde führen dürfen.

keit Trajan mit ihrem Segen die Kraft verleiht, die Feinde des Reiches zu schlagen, wird er bereits durch das aufgeschobene Urteil seiner späteren Friedensaufgabe als Vogt der Witwen und Waisen zugeführt. Wir blicken in die Werkstätte einer Handlungs- und Zeitstrukturierung, in der sich ein Ereignis schemenhaft abzeichnet. Trajan versucht sich zunächst vor der Witwe, namens aller Witwen und Waisen, die er nach dem Kriege aus den Sorgen befreien wolle, wie ein Bürokrat herauszureden: er verlangt Aufschub. Sein Argument soll ihn als gerechten Landesvater zeigen, der für alle in gleicher Weise sorgt, wird aber von der Witwe zutreffend als Vorwand erkannt. Trajan versucht, das Heil des Staates vom Allgemeinwohl zu trennen und jenes diesem überzuordnen. Er sträubt sich, den wichtigen Einzelfall gleich im höchsten Rechtszug, wie wir heute sagen würden, zu erledigen und verweist die Witwe an die nächstniedere Rechtsinstanz (5925 f.). Unbeeindruckt von seinen theoretischen Ausflüchten überredet sie ihn auf echt weibliche Art, daß es sich bei ihrem Anliegen um einen besonderen Fall handle. Ihre *wisliche* Rede übertrumpft endlich an Scharfsinn sein *wistuom*; unter Tränen gesteht er plötzlich, daß er nun für sein Leben gern ihren Fall schlichten wolle. Diese Erweichung des eiligen Staatsmanns durch eine Witwe, die nicht locker läßt, weil sie genug Zeit hat, präfiguriert das Einlenken des Engels vor Gregors Tränen.

Ihre Argumentation ist im Grunde ebenso unrealistisch wie der Gedankengang des Papstes, der Trajans Seele aus der Hölle losbeten will; und des Kaisers Urteil ist so willkürlich wie das des Engels. Der Mörder des Sohnes wird nicht deshalb enthauptet, weil er den Totschlag an seinem Bruder mit eigener Hand gerächt hat, sondern weil er sich unterfing, das Richteramt, das ihm nicht zustand, an sich zu reißen.

Das Tun des Engels verhält sich spiegelbildlich zum Gnadenakt des Kaisers. Dafür, daß Gregorius sich anmaßte, die von Gott verordnete Einteilung in Christen und

Heiden geistig zu durchbrechen und auszugleichen, muß er mit sieben Krankheiten büßen; aber für die Umwandlung seiner hartnäckigen Fürbitte in stumme Reuetränen erlangt er auf dem Gnadenwege die Obhut über Trajans Seele. Trajan setzt den Frieden aller in Kraft (um dann unmittelbar darauf in den Krieg zu ziehen); Gregorius erlangt den Frieden einer einzigen verdienstvollen Seele, indem er als Seelenhirte, Jesus nacheifernd, persönliche Qualen auf sich nimmt. Erwähnenswert bleibt, daß Gregor – im Vergleich zur Ausgestaltung der Handlung bei Johannes Diakonus – eher eine Randstellung einnimmt. Die Abhängigkeit von den Oberen Mächten wird daran deutlich, daß die *superbia* des Engels, die sich bei der Vermengung von Personenkategorien bemerkbar macht, zuerst bestraft werden muß, und daß sich das Grab auf übernatürlichem Wege rasch von selbst öffnet, als ob Trajans Körper von Sehnsucht nach oben ergriffen wäre. Durch diese technische Verknüpfung des Handlungsgangs, der immer noch kompakt genug abläuft, wird die ursprüngliche Gregorlegende in eine Legende vom Verdienst Trajans ummontiert. Die *translatio piae fraudis* wird symbolisch durch das blitzschnelle Auftauchen der Gebeine aus dem Grabe vollzogen. Das mittelalterliche Allzumenschliche an dieser Lösung ist, so scheint mir, daß sie beweist, wie Gott mit sich reden lasse. Wir sind noch weit von der religiösen Entfremdung des neuzeitlichen Menschen entfernt. Nebenbei ergibt sich, daß die Seelsorge im Mittelalter einem Stellvertreter Gottes körperlich teuer zu stehen kommen konnte. Die Teilhaftigkeit an der Erlösung kann in Ausnahmefällen durch freiwillige Übernahme eines Schuldanteils errungen werden: Zeichen eines zum Äußersten entschlossenen Optimismus, wie eines außerordentlich starken Gottvertrauens.

Und die Moral von der Geschichte? Wenn Trajan als christlicher Herrscher gewirkt und sich dadurch einen direkten Weg zu Gottes Gnade gebahnt hätte, so wäre er wahrlich ein guter Hirte und Diener Gottes gewesen. Die Parabel, die Jesus während seiner Rede vom Jüngsten Gericht

verwendet, drängt sich auf: »Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan« (Matth. 25,40). Wenn also Trajan die Witwe, die ihren Sohn verloren hat, durch Richterspruch tröstet, so hat er sich dem prä-christlichen Heilsplan, wie er dem Alten Testament entspricht, eingeordnet. Sein Lohn kann auf die Dauer nicht ausbleiben. Durch die Tat vermag einer, der auf dem richtigen Platz steht, als *gleichsam christlicher* Herrscher zu regieren, selbst wenn er es verschmäht haben sollte, sich taufen zu lassen. Gottes Verheißung überdauert auch im anachronistischen Sinne die Zeitenordnung und umkreist gleichmütig die Welt und ihre Gebrechen. Gregorius und Trajan haben es freilich schwer genug. Denn als sterblicher Mensch ist der Kaiser einer armen Römerin gleichgestellt, und als Empfänger des Gnadengeschenks der Auferstehung hat er einen noch weiteren Weg vor sich als jene. Ob sich hierin bereits etwas wie ein Ansatz von menschlichem Mitgefühl auf Seiten des Dichters spiegelt, können wir nicht wissen.

In den Erzählstücken, die wir bisher besprochen haben, gelang es den jeweiligen Helden, teils im Bunde mit heiligen Mächten, teils aus eigener Kraft, das durch *superbia* gestörte Gleichgewicht im Staate durch Tod, Nothilfe, Heilung oder Erlösung wiederherzustellen.

Anders verhält es sich mit der Adelger-Severussage (6622–7135), wo die Erzählführung sich den Erfordernissen der Vasallentreue und speziell dem Kernmotiv der Doppel-lehnstreue anzupassen hat. Diese Erschwernis bedingt freilich erhöhte Anforderungen an die beteiligten Personen.

Einem Römer, Kaiser Severus, dessen Name als der eines gestrengen Herrschers aufgefaßt wird, stellt der Dichter einen bayerischen Herzog Adelger, der im Verlaufe der Erzählung, wie es sein Name andeutet, nach adeliger Vollkommenheit trachtet.

Im ersten Teil der Geschichte (6622–6811) macht sich

Adelger zunächst einmal der Verletzung der Rechts- und Lehnordnung, die nach Auffassung seines Lehnsherrn im römischen Reich gilt, schuldig. Worin die Verletzung besteht, wird nicht näher ausgeführt. Zum Zwecke des Strafvollzugs wird Adelger an den *römischen Hof* zitiert. Er fragt aber, ehe er sich auf den Weg macht, vorsichtshalber seinen alten Ratgeber um Rat. Dieser legt ihm nahe: deine Ehre und ihre Wahrung gebieten es dir, dich nicht *wider romischem rehte* aufzulehnen, wie geschehen, daher *gere du die crone* und besänftige den Severus, den du selbst gekränkt hast. Bemerkenswert ist, daß sowohl Adelger die Absicht der Römer, ihn zu *scenden*, voraussieht, als auch, daß der Ratgeber durchschaut, Severus werde mit der Bestrafung nicht zu weit gehen wollen. Maßlosigkeit könnte dem Kaiser ja leicht zum Bösen ausschlagen. Andererseits will Severus Adelger nichts durchgehen lassen und droht ihm härteste Strafe an. Er will ein Exempel statuieren, so daß er das Lehen Bayerns³⁸ einziehen kann. Recht soll vor Gnade ergehen.

Die *Römer* – gemeint sind die Stadtrömer – fordern eine mildere Bestrafung als die von Severus vorgesehene und bitten, es solle diesmal *minne* vor *reht* ergehen³⁹. Den bayerischen Zuhörern wird vorgegaukelt, was für wichtige Freunde sie in der Welt haben. Ein formeller Senatsbeschluß setzt den zur Milde neigenden Standpunkt durch, so daß nun Adelgers Aufsässigkeit gegen den Reichsverwalter und damit das Reich als Einbuße an *ere* moralisch geahndet wird. Adelger kommt, wie man heute sagen würde,

38 Falls eine zeitgemäße Anspielung beabsichtigt war, was ich nicht glaube, so könnte sie sich unter der Voraussetzung, daß die herrschende Meinung, etwa vertreten durch F. Neumann, F. Urbanek, H. de Boor, u. a., die *Kchr.* zutreffend auf die Mitte des zwölften Jahrhunderts datiert, nur gegen das damals in Bayern regierende Babenberger Haus gerichtet haben, nicht gegen die Welfen.

39 Siehe hierzu die Abhandlung von H. Hattenhauer, »minne und reht« als Ordnungsprinzipien des mittelalterlichen Rechts«, *ZRG-GA*, LXXX (1963) 324–344.

mit einer Verwarnung davon. Man schneidet ihm, zum Zeichen der Entehrung, das Gewand an den Knien sowie sein vorderes Haarbüschel ab. Jedermann soll erkennen können, es handle sich bei diesem Manne nicht mehr um einen ganz *Freien*. Das ist eine schwere Beleidigung von Adelgers Ehre, aber zweifellos doch eine Abmilderung des vollen Strafmaßes. Adelger darf also Bayern zu Lehen behalten. Gegen Ende des ersten Teils (6720–6791) schlägt der Ratgeber vor, alle Männer, die Herzog Adelger begleitet haben, sollen sich »spontan« den Rock und die Haare abschneiden lassen. Er wolle ihnen darin mit gutem Beispiel vorangehen. Die große Schur wird auch prompt abgehalten. Damit ist der Plan des Kaisers Severus durchkreuzt, ja die Unehre nach dem Motto, geteiltes Leid ist halbes Leid, in Kollektiv-Ehre rückverwandelt.

Der Kaiser läßt sich äußerlich nichts anmerken, durchschaut jedoch die Weisheitskraft des alten Ratgebers. Er gewährt dem Herzog einen Abschied in Gnaden, falls er ihm diesen wertvollen Mann auf lehnsrechtlich gültige Weise abtritt: *vil ungerne iz der herzoge tete*; es bleibt ihm jedoch nichts als Nachgeben übrig.

Diese Preisgabe des Ratgebers und ihre Folge, eine Schwäche der Herzogsstellung, ist in der Tat der Knotenpunkt der ganzen Geschichte, wie Ohly es zweimal betont hat⁴⁰. Aber nicht nur verflucht dieser Knoten die beiden, dem Dichter zur Verfügung stehenden Sagen, nämlich die Adelgersage und die Tiermäre vom gegessenen Herzen⁴¹, sondern der erzwungene Übergang des besten Ratgebers ins Lager des Lehnsherrn und Widersachers Adelgers, trägt auch auf lange Sicht nichts zur Stärkung der Reichsgewalt bei. Im Gegenteil, sie bewirkt am Ende deren Schwächung.

Anfänglich scheint der Verlust des Ratgebers an den Kaiser die Sache des Herzogs von Bayern, der mittlerweile in sein Herzogtum zurückgekehrt ist, zu schwächen. Denn

⁴⁰ *SuL*, S. 153 f.

⁴¹ *Ebd.*, S. 145 ff. und unten S. 59 ff.

dort angekommen, zwingt er, ratlos wie er ist, seine Hintermannen unter Androhung des Verlustes ihrer Schwurhand, sich ebenfalls Haar und Rock abschneiden zu lassen. Auf diese Weise vermeint er, seiner Strafe die Schärfe zu nehmen. Er mag angenommen haben, im Sinne des früher empfangenen Ratschlags zu handeln, verkennt aber, daß gerade dieser noch einmal unnötig zur Schau gestellte Trotz den Severus abermals herausfordern muß⁴².

Prompt lädt ihn der Kaiser zum zweiten Mal nach Rom zu einer *rede* (= Gerichtsverteidigung) ein. Nun geht es für Adelger ums Ganze. Er schickt daher Boten nach Rom, damit sein alter Vertrauter ihm erneut einen guten Rat gebe.

Der Ratgeber verhält sich äußerlich-lehnsrechtlich korrekt gegen seinen neuen Herrn Severus. Getreu dem Grundsatz, daß das Recht den Listigen schütze, nimmt er Zuflucht zu einer List, mit deren Hilfe er seinen früheren Herrn, falls dieser sein *spel* richtig zu deuten versteht, aus der Zwangslage befreien kann. Ein Rest an Lehnstreue gegenüber dem Herzog ist also erhalten geblieben.

Der Ratgeber teilt die Parabel vom gegessenen Herzen (V. 6854–6921) nun nicht etwa dem Boten des Herzogs heimlich mit, sondern gibt sie öffentlich bei Hofe, im Beisein des Kaisers und des Boten, zum besten. Der Sinn der List besteht darin, dem Empfänger (wer immer es sein mag) klarzumachen, daß er nicht nach Rom kommen solle. Der Ratgeber fügt sicherheitshalber seiner Parabel ein auflösendes, wenn auch verkapptes Schlußwort an. Da der Dichter nichts Direktes sagt, darf man voraussetzen, daß Severus selbst dieses *spel* nicht durchschaut (denn sonst würde er Adelger nicht länger nach Rom zitieren); vom Boten heißt es ausdrücklich, daß er es für seine Person nicht verstehe. Nur Adelger legt die Parabel richtig aus: *der was in grozem lobe*.

42 Als Zwangsmaßnahme war dieser Befehl ohnehin nicht geeignet, Adelgers Anhang in Bayern etwa zu vergrößern.

Die Parabel vom Hirschherzen ist mit der Haupterzählung außerordentlich kunstvoll verflochten und gehört zu den Herzstücken der *Kaiserchronik*. Als *superbia*-Exempel spielt es vulgäretymologisch mit den ähnlich lautenden Worten *hirz*, *herz* und *herzog*. Der Gärtner, dessen Garten der Hirsch mutwillig verwüstet und kahlfrißt, steht sinnbildlich für den Verwalter des *riche*, der Garten sinnbildhaft für dessen Verwaltungsbezirk. Es sieht zunächst so aus, als ob der Verwalter dem Eindringling gegenüber als *armman* (6871) machtlos sei. Die Ausgangssituation der Parabel entspricht der anfänglichen *superbia*-Haltung des Herzogs gegenüber dem *riche*. Beim ersten Mal gelingt es dem *gartenaere*, dem Hirsch ein Ohr abzuhaufen und seinen edlen Schwanz halb zu stutzen. Hätte sich der Hirsch diese demütigende Strafe zu Herzen genommen (entsprechend dem halben Haarverlust und der Rockkürzung Adelters), so wäre der Friede innerhalb des Reiches herstellbar gewesen.

Kaum sind aber seine Wunden geheilt, so treibt es den Hirsch wiederum in seines Herrn Garten, wo er in die aufgestellten Fangnetze gerät und erstochen wird. Hier haben wir einen klaren Anwendungsfall von strukturellem Parallelismus und thematischer Variation. Der bayerische Dichter stellt die Rechtmäßigkeit dieser Todesstrafe keineswegs in Abrede, sondern hebt sie geradezu hervor (6899 ff.). Der schlaue Fuchs, der wohl für den Ratgeber steht, faßt sich ein Herz: er stiehlt (und bewahrt?) das wichtigste Element des verordneten ranghöheren Mitglieds im Tierreich, den Sitz des Verstandes⁴³.

Einfältig ruft der vom Fuchs getäuschte Verwalter seinem Weibe zu, der Hirsch habe gar kein Herz gehabt. Ebenso führt auch der Berater des Kaisers in der eigentlichen Haupterzählung diesen hinters Licht, indem er die Parabel überhaupt erzählt, ohne ›ihr Herz‹ restlos preiszugeben.

43 Vergleiche C. von Kraus, *Walter von der Vogelweide: Untersuchungen* (1935) S. 365.

Die Frau Gärtnerin ist bei überlegenem Verstande und deutet daher ganz richtig:

*daz west ich e wol vor maniger zit.
want der hirz lait e den smerzen,
unt het er dehain herze:
do er daz ore unt den zagel hete verlorn,
er neware niemer mer in den garten chomen.*

(6917—6921).

Diese Rede, so schlicht sie sich anhört, enthält eine Parabel in der Parabel, die das Exempel dem Verständigeren gewissermaßen als zusammenfassende Sentenz enthüllen soll.

Die Botschaft an den Herzog lautet deutlich: Komm nicht nach Rom! Aber die Frage bleibt doch offen, ob nur von des Herzogs Sitz des Verstandes die Rede ist? Das *herz* kann keinesfalls sinnbildlich für den Verstand des Ratgebers eintreten, denn es ist anfangs ein Teil des Hirsches, dessen Glieder gestutzt werden, und es wird dem Hirsch erst am Ende genommen — der Ratgeber tritt aber schon früher in Severus' Lager über. Um die anderen Möglichkeiten abwägen zu können, müssen wir uns darüber klarwerden, daß, als die Frau spricht, eigentlich der Fuchs als Dieb des Herzens Rede stehen sollte. Der komische Effekt ihrer Rede besteht darin, daß sie als Frau und Gemütsperson vom Herzen als Sitz des Verstandes redet, der dem Hirsch zu der Zeit gefehlt habe, als er seine Wunden ausheilte. Könnte sie gemeint haben, der Ratgeber habe seinem Herzog den Verstand entzogen, als er in die Dienste des Kaisers übertreten mußte? Auch das ist, wie wir gesehen haben, nicht möglich. Gerade die Neuanstellung des Ratgebers beim Kaiser bedeutete für den alten Mann nicht nur einen verstandesmäßig gerechtfertigten Schritt, sondern auch für den Herzog einen Alliierten im Lager des Kaisers.

Wir müssen einem erzähltechnisch bedingten Zusammenhang auf die Spur kommen. Hat man erst einmal festge-

stellt, daß die Übernahme des Ratgebers durch den Kaiser in eine Wohltat für den Herzog umschlägt, so ergibt sich weiter, daß dieser nun seinen eigenen Verstand erproben kann. Dabei hat er gleichzeitig einen Mann im Lager des Kaisers zurückgelassen, der die Absichten des neuen Herrn durchschaut. Doch nur zwei Figuren haben das verstanden: einmal der wackere Fuchs, als er das Herz stiehlt, damit nur dem Empfänger der Geschichte (dem Herzog) Rat werde, und zum anderen der Herzog, der durch seine Weigerung, nach Rom zu kommen, beweist, daß er (mit etwas Nachhilfe) endlich sich selbst zu raten vermag.

Auf der Ebene der Gärtnerin ist die Parabel eine solche vom gegessenen Herzen, d. h. vom verlorenen Verstand. Auf der Verstandesebene des Herzogs ist sie eine solche des nicht-gegessenen Herzens, d. h. des erhalten gebliebenen Verstandes im übertragenen Sinne; auf der Verständnisebene des Fuchses ist sie eine solche des gestohlenen Herzens, d. h. des in das andere Lager übergegangenen Verstandes geblieben. Damit ist aber noch nicht alles gesagt.

Adelger durchschaut, wie gesagt, daß die Römer ihn mit Fallstricken zu Tode bringen möchten. Er glaubt sicher zu sein, daß es ihnen nicht einmal gelingen kann, seiner aus dem Hinterhalt (*stigele*, 6862) habhaft zu werden. Falls die Römer es sich einfallen ließen, so denkt er, nach Bayern zu kommen, werde er sich wie ein Fuchs mit Verstand zu wehren wissen: *ist daz ich selbe herze han* (6950). Es werde dann Severus wie dem verirrtten Hirsch ergehen: auch *ihm* werde man den Bauch durchbohren.

Die abschlägige Antwort versetzt Severus in solche Wut, daß er seine Truppen aufbietet und in Richtung Bayern bis zum Trientertal marschiert. Indem er sich auf diesen Heereszug begibt, macht er jedoch den entscheidenden Fehler. Die List Adelgers, die aus dem Herzen als dem Sitz des Verstandes erwächst, wird nun wirksam. Notwendig fällt dem Herzog der Sieg erst dann zu, nachdem er die Zwietracht der deutschen Stämme überwunden hat. Die bayerische *ere* gebietet es, den Tyrannen zu besiegen.

Der einsichtige bayerische Zuhörer konnte daher der Parabel eine dritte Auslegung geben: weil es die Gefahr eines totalen Krieges (7006 ff.) von Bayern (dem heimischen Garten) abzuwehren galt, mußte der eindringende Tyrann (der Hirsch) getötet werden. Dadurch ist die bayerische *ere*, und damit das Gleichgewicht zwischen *Bayern und Rom*, nach dem Tode des Severus wiederhergestellt. Die Kosten dieser Wiederherstellung sind freilich ungewöhnlich hoch, denn der Bayernherzog muß gleichzeitig gegen die Feindschaft seiner unmittelbaren Nachbarn, der Schwaben, Böhmen und Hunnen, ankämpfen. Ohly hat den Severus mit Recht als einen »kaiserlichen Verfälscher«⁴⁴ bezeichnet. Andererseits darf man auch von Adelger keine zu hohe Meinung haben, sondern auch das »kräftige Selbstgefühl« beim Namen nennen. Adelger stößt den Schaft seines *ger* in einen Brunnen zu Brixen und annektiert mit dieser Gewaltgeste die Brixener Gegend als Mark für Bayern (V. 7130–7135; 7054). Der sterbende Severus drückt den Sachverhalt ganz richtig aus: *Rome, dich hat Baierlant gescendet also sere*. Bayerns Gebietszuwachs und Ehrenerhöhung bedeutet eine Verminderung der *ere* des alten Reiches, gleichgültig ob dessen Herrscher ein Tyrann oder ein Musterfürst. Herzog Adelger bleibt also in den Augen des Dichters nicht ganz frei von Übermut. Sein Glück ist bloß, daß die *superbia* des Severus die seine weit genug übersteigt, so daß schließlich Severus schimpflich zugrundegehen muß. Das weniger große Unrecht (der weniger tyrannische Fürst) hat den Sieg davongetragen. Südtirol für Bayern war dem Regensburger Lokalpatrioten eine neue Haar- und Kleidertracht wert.

Mit diesem politisch durchsichtigen ernsthaften Schwank (oder wie immer man diesen Typ Erzählung bezeichnen will) hat unser Dichter die anfängliche Schwarz-Weiß-Malerei des mehr oder weniger einseitigen Schemas *rex justus / rex tyrannus* endgültig überwunden. Seine Leistung führt

44 S. 156.

bereits auf die Linie der Tarquinius-Lukretia-Dichtung (V. 4301–4834) hin, wo, wie W. Mohr zeigen konnte⁴⁵, die Parabel für sich »die selben Rätsel aufgibt . . . wie die Parabel im Zusammenhang der ganzen Geschichte«⁴⁶.

Wir haben behauptet, daß der Dichter der Einseitigkeit des Schemas – *rex justus / rex tyrannus* – Herr geworden sei. Ohly sagt dazu Folgendes: »Zugleich erfährt die Sage eine echte problematische Vertiefung durch den das Verhältnis zwischen Adelger, dem Ratgeber und Severus bestimmenden normativen Rechtsgedanken des Reichs im Konflikt mit der natürlichen Treupflicht. An der Rechtsnorm werden Adelger und Severus gemessen«⁴⁷. Das überzeugt nur teilweise und man hat daher zu fragen: Wie steht es mit dem Ratgeber beider Fürsten? Wird seine natürliche Treupflicht, in der ein Bruch entstanden ist, nicht gemessen? Die Parabel gibt uns darüber unzweideutig Auskunft. Der Dichter hat sie, wie gezeigt, als Parabel vom entwendeten bzw. nichtentwendeten Herzen in seinen Erzählrahmen eingespannt. Sie wird vom Ratgeber des Rates wegen vorgetragen. Die Art des Vortrags darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Ratgeber seinem früheren Herrn, Adelger, Rat erteilt, und zwar in Form einer Belehrung, nicht mehr, wie noch beim ersten Male, in Form einer direkten Anweisung, und daß er *gleichzeitig* seinem neuen Lehnherrn Rat *nicht* verweigert. In wessen Interesse rät – oder verrät – also der alte Ratgeber? Das ist meiner Ansicht nach nicht ein normativer, sondern ein konkreter Fall von Pflichtenkollision, hinter dem konkurrierende Normen stehen, um deren Anwendung es hier geht. Der Ratgeber darf, wie er sagt (6840 f.), jetzt nicht auf feindliche Weise (gegen die Interessen des Reiches) Adelger Rat erteilen. Der Herrscher hat den zu Gehorsam und Aufrichtigkeit verpflichteten Ratgeber zum Mitwisser

45 *DVjs*, XXVI, 433–446.

46 Ebd. 440. Mohrs Aufsatz hat viel dazu beigetragen, die Lukretia-Geschichte weitgehend zu enträtseln.

47 S. 154.

seines Plans gemacht, auf den die Parabel in verschlüsselter Form Bezug nimmt. Severus beabsichtigt, den Herzog zu töten, falls er der Einladung Folge leistet, und er will ihn zu töten versuchen, wenn er der Einladung nicht Folge leistet. Der Ratgeber weiß also, daß es seinem früheren Herrn bei seiner Fahrt nach *Rom* an freiem Geleit mangeln werde. Falls die Tötung an seinem früheren Herrn vollzogen würde, wäre eine grobe Mißachtung des Schutzbezirks gegeben, den ein doppelseitiges lehnsrechtliches Verhältnis sogar noch zwischen dem primären Lehnsgeber und dem sekundär Belehnten aufrichtet⁴⁸. Nachdem der Ratgeber dies durchdacht hat, schaltet er sich ein und gibt für seine Person den Schutzbezirk frei, ohne jedoch zu versäumen, vorher die *Erlaubnis* seines Herrn zum Erzählen des *scone spel* einzuholen (6851).

Zu seinem Schaden erkennt der Kaiser Severus weder die Bedeutung dieser Erzählung für seinen Widersacher, noch nimmt er sich das Gleichnis selbst zu Herzen. Denn die Parabel richtet sich ja auch an ihn, sobald man den Garten als Symbol für das von ihm verwaltete Reichsgebiet nimmt. So betrachtet, wäre der Gärtner ein fürsorglicher Verwalter des Reiches, der Hirsch aber ein im Reich wütender Kaiser. Der Warnungen ungeachtet⁴⁹ wütet der kaiserliche Hirsch jedoch weiter und wird getötet. Der teuflische Fuchs, der Teufel in Fuchsgestalt, pascht Severus' Herz (als Sitz des Verstandes und der Seele) hinweg. Das Weib als Ratgeber verkündet die Lehre, soweit sie sich auf Severus bezieht und weist damit aus dem Schutzbezirk der Parabel hinaus: »Hätte der Eindringling, als er die schmerzlichen Warnungen zu erleiden hatte, Verstand genug gehabt, so hätte er sich der weiteren Verwüstung des Reiches enthalten«.

48 Zur Doppelvasallität und den damit verbundenen schwierigen Treupflichten siehe F. L. Ganshof, *Was ist das Lehnswesen?* (Darmstadt, 1961) S. 51, 107 und öfter.

49 Die erste Warnung ergeht an ihn in V. 6688 ff., die zweite 6815 ff., die dritte und letzte hier in der Parabel.

Der Bayer, so darf man folgern, entwickelt hier keine normative Theorie der Pflichtenkollision, sondern eine nur wenig verhüllte praktische Anleitung zur Umgehung des Hochverrats. Auf eine Faustregel gebracht, lautet die Lektion etwa so: Wenn du als abhängiger Ratgeber den Schutzbezirk, der das Lehnsverhältnis umgibt, auf eine solche Weise übertrittst, daß du die Zweiseitigkeit des Treueverhältnisses formell beachtest und dem Hinter-Lehnsman durch Preisgabe des Geheimnisses nicht weiter entgegenkommst als deinem Vorder-Lehns Herrn, so bist du gegen den Vorwurf der Verletzung der Treupflicht geschützt (d. h. nicht *ungetriuweliche*, 6841). Getreu der Zweiseitigkeit des Lehnsverhältnisses und seiner Pflichtenhierarchie haben wir ebenfalls mit einer Raummetapher von dem Schutzbezirk gesprochen und die akute Problematik der erlaubten Handlungsfreiheit, die der Dichter im Bilde einer Preisgabe vorführte, zu erläutern versucht.

Aus den bisherigen Untersuchungen wird, so hoffe ich, deutlich, daß diese Abschnitte aus der *Kaiserchronik* tatsächlich, wie der Dichter es im Prolog betonte, in der ›Landessprache‹, d. h. hauptsächlich zum Verständnis der Mindergebildeten und nicht zur Ergötzung der Hochgebildeten gedichtet wurden. Nicht unmittelbares Aufnehmen durch den Zuhörer (wie bei der Darbietung von Heldenliedern) genügt dem Verfasser, sondern erst die suggerierte Reflexionsbereitschaft während und nach der Aufnahme, die Überwindung der Ignoranz – sie birgt gänzlich oder teilweise die Lösung für die angeschnittenen Probleme.

Die Gestalten innerhalb der ungleichen Figurendreiecke – ungleich in dem Sinne, daß nicht alle Akteure gleich stark sind – haben auf uns, je weiter wir fortschritten, immer weniger hölzern, immer konkreter gewirkt. Die Struktur in der Severus-Adelgergeschichte ist viel komplexer⁶⁰ als diejenige der bisherigen. Die Reden lockern die

50 Zur Strukturformel der Severus-Adelgersage siehe Anhang.

bisher beobachtete Starrheit schon ein wenig auf. Vor allem die Redewechsel sorgen dafür, daß sich die Schwarz-Weiß-Malerei in der *Kaiserchronik* wenigstens zu einer bescheidenen Licht-und-Schatten-Verteilung erhebt. Die Schematik, die uns zunächst an der Kollationstechnik des Dichters befremdet hat, weicht allmählich einem freieren, aber keineswegs regellosen Bezugsspiel, das auf Montage, Antithetik, Aspektwechsel und Reden beruht. Besonders Reden und Zwischenreden benutzt der Dichter zur Aufgliederung und Wiederverknüpfung seines Erzählstoffes. Hand in Hand mit einem lebensvolleren Redefluß geht die Erlösung der Figuren aus ihrer Flächenhaftigkeit; er beginnt sie zu variieren und zu ›kumulieren‹. Ich glaube, daß dies nicht zum wenigsten auf die Tätigkeit des Vermittlers zwischen den Antagonisten, der zum Fürsprecher einer bestimmten Sache bestellt wird, zurückzuführen ist. Derlei läßt sich freilich nur im Bilde andeuten. In den zuerst besprochenen Figurendreiecken erscheinen mir die Gestalten überwiegend unräumlich. Hält man diese Geschichten nebeneinander, so gewinnt man den Eindruck, als ob der Dichter nach und nach seine Figuren ›anhebe‹. Dadurch, daß der Dichter beide Figurenarten in Bewegungsabläufe hineinstellt (in denen sie wachsen und schrumpfen können), scheint mir die Unterscheidung der Personenkategorien *par* gegen *inferior* mindestens ansatzweise überwunden. Wir befinden uns an einer Wende der altdeutschen Erzähltechnik. Die kaiserlichen Typusfiguren und deren Antitypen wie auch die Fürsprechergestalten beginnen sich zu literarischen Gebilden zu verselbständigen, und zwar insofern als der Dichter sie bewußt aus der hieratischen Starre ihrer angeblichen Geschichtlichkeit oder Legendarität löst, wenn auch zunächst nur um ein Geringes. Er hat dabei die ständige Erhaltung der Erzählwirkung im Auge, und er erreicht dies, indem er die Figuren geradezu entheroisiert und, wenn auch unbewußt, enthistorisiert. Als erzähltechnisches Ergebnis erweitert sich dadurch der *Sinnhintergrund*, und die Romauffassung des Autors wird in

entsprechendem Maße flexibler. Bestand sie zunächst in der Nachzeichnung von heidnischer Überheblichkeit oder Sinnlichkeit (Beispiele: Vitellus, Caligula, Tiberius), so wandelt sie sich zusehends zu einer Beschreibung von Verstößen gegen göttliches Gebot (im Falle Trajans) oder weltliches Geheiß (im Falle von Severus). Die *Romauffassung* als Sinnhintergrund der Einzelstücke bleibt also nicht statisch, sondern wird im Laufe der Erzählung allmählich dynamisch. Die ausgereifte Form der figürlichen Triade werden wir erst im zweiten Teil ausführlicher behandeln. Soviel läßt sich indes jetzt schon sagen: Was den Dichter der *Kaiserchronik* bewegt, ist die Vorstellung von der *wachsenden Kontinuität*⁵¹ Roms trotz widriger Umstände, nicht eine der bloßen Übertragung der römischen Herrschaftsmacht von Kaiser zu Kaiser.

51 »Kontinuität« in diesem spezifischen Sinne benutzte der Übersetzer von J. Le Goff, *Le Moyen Age* (1962) in der Reihe Fischer Weltgeschichte, XI. *Das Hochmittelalter* (1965) S. 94. Ich habe ihn dankbar aufgenommen.

Kapitel II

Übergänge zu wohlkonstruierten Triaden mit erhöhtem Erzähleffekt

Die geistlichen Bewahrer *Roms* sind im Bereich der *Kaiserchronik* nicht nur überwiegend *guot* (im Sinne der Verse 19 f.)¹, sondern auch im Umgang mit der Macht ihrem jeweiligen weltlichen Widerpart geistig überlegen. Es ist daher angebracht, die Dinge beim Namen zu nennen und die Kaisergestalten im folgenden auf den zweiten Platz zu rücken. Der Papst überragt den Kaiser jeweils um Haupteslänge und im Vergleich mit einer Evangelistengestalt ist der Kaiser ohnehin ein ›hilfloser‹ Gegenspieler.

Die Beschreibung der Johannes-Domitian-Legende (V. 5557–5682) geht von einem offenbar absichtlich auf zwei Kontrahenten reduzierten (dreiteiligen²) Erzählgerüst aus, das die Mächtigkeit des Evangelisten unter Beweis stellt. Johannes erhält bezeichnenderweise den in der *Vulgata* unbezeugten Ehrentitel *dei electus* (V. 5640), wohl deshalb, weil man seinen Gegenspieler Domitian historisch mit *dominus et deus* anzureden hatte. Einer Zwischenmacht oder eines Vermittlers bedarf es im Rahmen dieser Erzählung nicht, denn es steht von vornherein fest, daß Domitian nur äußerlich-historisch höher gestellt ist als Johannes.

1 Ausnahmen bilden die negativ gezeichneten Päpste in V. 16481 und 17079.

2 Nachweis der einfachen Dreiteilung bei Ohly, S. 110 f. Die Gesamthandlung schildert Domitian als Christenverfolger, den verbannten Johannes auf der Insel Patmos an der Apokalypse tätig, und Domitians Tod im Tiber. Meiner Ansicht nach hängt die dreiteilige Strukturierung mit der Reduktion des Gestaltendreiecks in eine Dualität und Polarität zusammen. Oder anders gesagt, in einer dreiteiligen Geschichte *braucht* es keine Zwischengestalt zu geben.

Domitian hat sich für Johannes eine besonders grausame Todesstrafe ausgedacht. Er will ihn in siedendem Öl langsam zu Tode quälen. In subtiler Antithetik trifft ihn jedoch am Ende selbst der Tod in den Fluten des Tiber, in den ihn sein Pferd auf Befehl des Teufels wirft. Bei dieser Ausschmückung hält sich der Erzähler, wie wir seit Ohly wissen, an den Fundus des Eusebius, nach dessen Bericht der Kaiser Maxentius den Tibertod erleiden mußte³.

Ein Detail hat sich freilich entscheidend geändert. Johannes sei, so heißt es in der *Kaiserchronik*, aus eigenem Antrieb in Rom erschienen, während er nach der patristischen Tradition dorthin verschleppt wurde. Der Zusammenprall der Kräfte, nämlich der weltlichen Obrigkeit und der geistlichen Macht, vollzieht sich zwischen dem Lieblingsjünger Christi und dem Caesaren Domitian, der als Antichrist gezeichnet wird. Obwohl beide tatsächlich Zeitgenossen waren, geschieht ihre Begegnung nicht in einem historischen, sondern in einem geistigen Raum. Statt Johannes der Überlieferung gemäß vor Domitian predigen zu lassen, erklärt der Dichter lakonisch (5582 ff.):

*er kunt im den vater und den sun,
und daz der heilige gaist
waere der zwaier vollaist,⁴
und daz er die dri namen
ze ainem waren got solte haben.*

Mit dieser Formel, einer äußerst knappen Zusammenfassung des Trinitätsdogmas, versucht Johannes, den Teufel in Domitian zu bannen. Die Pointe liegt darin, daß diese Teufelsaustreibung voraussetzt, Domitian (als göttlich verehrter Kaiser) sei weiter nichts als ein verwerflicher

3 Ohly, S. 112 f. Die Dauer seiner Regierungszeit entspricht nicht einmal derjenigen seines Bruders Titus, die (in V. 5554 f.) noch einmal um die Hälfte verkürzt wird. Domitians erster Vorname lautete ebenfalls Titus. Vgl. zum Ungenauigkeitsproblem Ohly, S. 17.

4 Beistand oder Hilfe.

Götze. Domitian ergrimmt darüber: das Kochen seines Zorns drückt sich sinnbildlich in dem Sieden des Öls aus. Der gleichen kann jedoch zu noch üppigeren Bildern gesteigert werden. Nachdem Johannes dem siedenden Öl mit Hilfe eines Engels makellos und frisch wie eine Jungfrau (*magetraine*⁵) entstiegen ist, predigt er allen Römern, daß er in seinem Faß auf taufeuchtem (*getoweten*⁶) Klee gelegen hätte.

Domitian legt die Errettung des Johannes als *zouber* aus und verbannt den Evangelisten deshalb zur Strafe nach Patmos. Er will mit dieser Maßnahme die Wirkung des Johannes in Rom eindämmen, verhilft ihm aber gerade dadurch zu jener Muße, die für die Abfassung der *Offenbarung* nötig ist.

Um nicht in einen zu lehrhaften Ton zu verfallen, führt der Dichter zwei Parallelketten von nahezu hymnischer Geschlossenheit (V. 5627–5631 und 5639–5643) kumulativ auf einen Punkt zu: *iz ist der* (= *hic est qui*) (5627; 5631; 5639; 5641). Das abschließende »Amen« (5644) besiegelt diese Rede, wirkt aber zugleich auch wie eine Bekreuzigung vor dem nunmehr wieder ins Spiel kommenden *verworhten Domicianus* (5647), den flugs die Lepra als Krankheit für Übermütige schlägt. Auf Grund eines Senatsbeschlusses (V. 5658) muß der aussätzigte Kaiser die Stadt räumen. Da er sich aus Unklugheit weigert, diese mildere Strafe auf sich zu nehmen, schwören die Römer, ihn entweder zu erschlagen oder, wie einst den Vitellus,

5 Es bedeutet in V. 5601, wie E. Schröder meint, »rein wie eine Jungfrau«, aber hier in V. 5641, bei dem Zuspruch des Johannes am Jüngsten Gericht, erklärt sich *magetraine* eher in Anlehnung an die Legende, daß Johannes neben Maria (und den Siebenschläfern, s. dazu unten S. 91) der einzige war, der das Privileg des Nichttodesschlafs (= *privilegium dormitionis*) erhielt; also: der wie Maria vom Todesverfall unberührte. V. 5602, da er sich auf die Reinheit vor und nach dem Verbrennen beziehen kann, ist mehrdeutig.

6 Auch das hübsche, bisher nicht beachtete mhd. Wortspiel von *touwen* = tauen bzw. mit dem Tode ringen fällt ins Auge.

lebendig zu begraben. Wie wir wissen, kommt es zu einer anderen Todesart (5672).

Man kann sagen, daß Domitians Tod überzeugender dargestellt ist als das Ableben Caligulas, den Jupiters Blitz niederstreckte. Dieser plötzliche Schlag kam von oben, also von außen her. Domitian hingegen hätte in jedem Fall sein Schicksal ereilt. Hätte ihn sein Pferd nicht in den Tiber geschleudert, so wäre er dem von den Römern feierlich gelobten Tode verfallen.

Die nächste Erzählung, die wir analysieren wollen, handelt von Nero und seinen Widersachern, Peter und Paul (V. 4083–4300). Der Übersichtlichkeit halber wird ein Inhaltsverzeichnis vorangestellt, das sich an H. F. Maßmanns »Inhalt des Gedichtes«⁷ anlehnt:

Nero zündet Rom an; fängt und tötet seine Mutter, bemüht sich krampfhaft als Mann schwanger zu werden; gebiert aber bloß eine Kröte aus dem Halse; Der Zauberer Simon (Magus) verklagt die Apostel Peter und Paul; beide werden gefangen und zu Tode gemartert; Nero erkrankt und begeht Selbstmord.

Getreu dem Eingangsmotto, Nero wäre *der aller wirste man der von muoter in dise werlt ie bekom* (4085 f.) endet er auch: Er kommt auf die unchristlichste Weise zu Tode. Man schleift seinen Kadaver bei den Füßen weg: *die wolfe frazen sin gebaine* (4300). Schwarze Teufelsvögel packen seine Seele, die von nun an ewig in der Hölle brennen wird.

Um Neros antichristlichen Kräfte aufwiegen zu können, werden ihm die beiden standhaftesten Apostel als Gegner gegenübergestellt. In seiner Gestaltung der Peter-Paul- und Nerolegende läßt der Dichter nicht bloß das Schema von ›Kraft und Gegenkraft‹ (mit einem dazwischentretenden

7 Teil I (bis V. 9309 nach der Zählung von E. Schröder) im I. Band, S. XXVI–XXX; Teil II (V. 9310–17283) im II. Band, S. 722–730. Auch die noch folgenden Inhaltsverzeichnisse lehnen sich an Maßmann an.

Vermittler) hinter sich, sondern er läßt die Gestalten eine wohlabgestufte Kraftprobe bestehen. Als Kontrahenten stehen sich gegenüber die beiden vornehmsten Heiligen und der Erzketzer Magus⁸ als Verbündeter des Kaisers.

Von den Schandtaten des Nero, die nach der Anzündung Roms besonders hervorgehoben werden, ragt das abwegige Begehren heraus, seine Mutter aufschlitzen zu lassen, ferner sein Wunsch, selber schwanger zu werden, und endlich seine Krötengeburt aus dem Halse. Diese drei Entartungen (*seltsaeniu maere . . . wider der manne nature*) sind in ihrer Abstimmung auf den Erzählzusammenhang bisher noch nicht untersucht worden⁹. Ohly interpretiert den Text (V. 4110 ff.) so, daß Nero seine Mutter aufschlitzen ließ, um zu sehen, *wo* er als Kind gelegen habe¹⁰. In V. 4111 heißt es jedoch, *wie* er dort gelegen habe. Er will daher den Ort der Geburt, aus dem er sich vielleicht eine Wiedergeburt erhofft, und von dem er sich abgeschnitten fühlt, mindestens von außen her mit eigenen Augen sehen. Auch sein naturwidriges Begehren, selbst ein Kind zu bekommen, gehört zu dem selben Zentralmotiv, nämlich dem drängenden Wunsch nach körperlicher Wiedergeburt. Vermutlich will Nero als weniger schrecklicher Mensch, vielleicht sogar als eine Gestalt, die nicht mehr Christen verfolgt, noch einmal zur Welt kommen? Schließlich nimmt der Kaiser einen Zaubertrunk zu sich. Tatsächlich beginnt ihm bloß ein *ungehure wurm* (also ein Kropf) aus dem Halse zu wachsen als Ausdruck der eigenen Verworfenheit und damit Verkommenheit Roms. Nun fügt der Dichter

8 Vgl. unten S. 133 ff. in bezug auf Julianus und dessen Magier.

9 Mit der möglichen Ausnahme von H. Fluch, Nerodarstellungen, insbesondere in der deutschen Literatur, maschinenschriftliche Dissertation, Gießen, 1923, die mir leider nicht zugänglich war. R. Konrad, »Kaiser Nero in der Vorstellung des Mittelalters«, *Festiva Lanx*, Johannes Spörl dargebracht, herausgegeben von K. Schnith (München, 1966), S. 1–15, gibt über diese Frage keine Auskünfte.

10 *SuL*, S. 85. Vgl. auch Maßmann, III, S. 335 f.

zur Erheiterung seiner laienhaften Landsleute ein, Nero habe es fertiggebracht, eine dicke Kröte aus dem Halse zu kreißen. Er spielt dabei mit dem deutschen Volksglauben, wonach die Gebärmutter ein selbständiges Wesen war, das im Körper einer Frau umhergehen konnte. Warum sollte sie dann nicht auch von den Ärzten durch *wunderlichiu tranch* (4136) zu einem Ortswechsel in Neros Körper bewegt werden? Wahrscheinlich spielt auch die Vorstellung mit hinein, daß solchen Menschen, die ihre Eltern mißhandeln, eine Kröte aus dem Munde wachsen könne, und daß das Froschgeschrei (*lata rana!*) als Schrei noch ungeborener Kinder gedeutet werden konnte. Ferner wird die Kröte damals auch gerne als Teufelstier angesehen¹¹. Welche dieser Vorstellungen beim *Kaiserchronik*-Dichter die ausschlaggebende war, läßt sich nicht mehr feststellen. Neros Wiedergeburtswunsch scheitert indes und schlägt in eine klägliche Selbstvernichtung um, ähnlich wie bei Simon Magus, wenn dieser auch freilich an seinen eigenen ›Künsten‹ zugrundegeht. Daß es sich wirklich um einen parodisierenden Zug in der Neroerzählung handelt, geht aus der angehängten Grammatikerglosse (*lata rana!*) über die angebliche Herkunft des Wortes Lateran hervor, aber auch daraus, daß es heißt, die Römer sprängen vor Freude hoch, als sie riefen, Nero habe einen Frosch geboren. Getreu der historisch bezeugten Sucht des Kaisers, sich als Schauspieler zu betätigen, werden seine schändlichen Wünsche vor der Öffentlichkeit ausgebreitet; dementsprechend werden auch seine sterblichen Reste von den Wölfen in der Öffentlichkeit verschlungen.

Nach dem Witz über den Lateran wendet sich der Bericht abrupt den beiden Aposteln Peter und Paul zu. So wie Nero als eine Personifikation des Antichrists dargestellt wird, hebt sich gleichsam von Simon Petrus dessen Anti-

¹¹ Alles nach H. Bächtold-Stäubli, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*; die Stichworte »Frosch« und »Kröte« stammen aus der Feder des Herausgebers selbst.

typus Simon *der goukelaere*¹² ab. Die Tatsache, daß zur Zeit des Kaisers Claudius ein Magier namens Simon wirklich sein Unwesen trieb¹³, besagt nur wenig. Denn unserm Dichter kommt es ja vielmehr auf einen Gegensatz von zwei Manifestationen des Antichristlichen an. Diese haben die letztlich heilsgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen, zwei Heiligen der ersten Größenordnung arg zu schaffen zu machen. Wir haben also in der Nerogeschichte die Erzählstufe erreicht, wo die Mittelmacht und die Opposition je doppelt vertreten ist, da es dem Dichter hier auf eine doppelseitige Kraftprobe ankommt.

Simon Magus schwebt in einer Welt zwischen Blasphemie und Grotteske. V. 4163 ff. lassen den Simon an seiner Magie verzweifeln, nachdem ihm Simon Petrus erst einmal eine Niederlage beigebracht hat. Simon Magus will für immer gen Himmel fahren (und nicht zurückkehren), wenn es den beiden Aposteln, die ja von seinem Standpunkt aus *irraere* sind, gelingen sollte, sich mit ihrer Religion in Rom durchzusetzen. Grotteskerweise ist es nun Nero, der von den Aposteln verlangt, daß sie ihrem Glauben abschwören. Peter und Paul sollen stattdessen seinem Abgott Simon, den Nero mit den gleichen Worten beschreibt, die Simon vorher im Munde geführt hat (V. 4167–4169; 4184–4187), Gefolgschaft leisten. Die noch folgenden Angaben stellen eine verhöhnende Umdrehung von Gründen dar, die die Apostel selbst gebraucht haben würden bei etwaigen Versuchen, aus Anwärtern des christlichen Glaubens echte Konvertiten zu machen, z. B.: der Abgott . . . *ist genaedich*

12 Der Magier Simon, der *goukelaere wider got* (2061 f.), der *gotes widerwarte*, 2573 und 4055, tritt noch einmal im Zusammenhang mit der Faustinian-Claudiuslegende (die in diesem Buch nicht behandelt wird) als Häretiker und böser Einflüsterer auf. Auch dort unterliegt er als Zauberer und Disputant dem Simon Petrus.

13 Siehe *Apostelgeschichte* 8,5, wo er als »die Kraft Gottes, die da groß ist« umschrieben wird. Er soll sich, in der irrtümlichen Annahme, daß er wie Jesus am dritten Tage wieder auferstehen werde, lebendig begraben haben lassen.

unt quot. er erkennet aller mennicken muot. Selbstverständlich weigern sich die Apostel, ihrem christlichen Gotte abzusagen. Nun schließt Petrus einen Pakt mit den Sendboten des Teufels. Wenn es dem Simon Magus gelingen sollte, in den Himmel zu fliegen, solle es Nero freistehen, ihre Todesstrafe zu bestimmen. Falls der Auferstehungsflug mißlingen sollte, legt sich Petrus auch namens Paulus im voraus auf seinen Tod am Galgen als selbst gewähltes Martyrium fest.

Die nun folgende Zwischenhandlung erhöht einerseits die Erzählspannung, andererseits führt sie zur indirekten Motivierung des Unterschieds in der Strafe der beiden Heiligen. Ihrer beider Tod durch Erhängen bzw. Köpfen steht von vornherein fest; nicht fest steht bloß, ob die Märtyrer die selbsterwählte Todesart oder eine vom Kaiser erdachte schlimmere Todesqual überstehen müssen. Zunächst gelingt es Simon Magus wie einem mephistophelischen Ikarus, mit Hilfe von schwarzen Teufeln, vor der versammelten Öffentlichkeit in die Lüfte aufzusteigen. Nachdem die Erwartung seines Publikums gespannt worden ist, machen Paulus und Petrus voneinander abweichende Gebärden. Paul fällt im Gebet auf die Knie, Peter reckt sich in einem beschwörenden Gebet auf. Schließlich streckt Peter – wie einstmals Moses – die Hände seitwärts von sich und gebietet wie ein Gesetzgeber den Teufeln, daß sie in Gottes und Christi Namen und zum Zeichen seiner Allmacht über Erde, Wasser und Luft, den falschen Simon fallen ließen. Erst sein Kreuzeszeichen setzt dem Spuk prompt ein Ende. Jedoch auch jetzt noch fällt dem Dichter die Steigerung ein, daß nun die Teufel, wie es heißt, den Simon zur Erde stoßen, damit er sich beim Aufprall alle Knochen breche. Gleichzeitig hat die Bekreuzigung als symbolische Geste zur Folge, daß Peter seine Wette gewinnt. Dieser Sieg wiederum bedeutet, daß der eine Apostel, wie Peter es versprochen hatte, auf qualvollere Weise den Tod am Kreuz sterben wird, während der andere, weniger qualvoll, bloß geköpft werden wird.

Der Bericht läßt Peters Anteil am Gelingen des Wunders als bedeutender, Pauls Mitwirken am Zerschellen des Antichrists als nebensächlicher erscheinen. Nero bemißt dementsprechend Peters Anteil als ausschlaggebend und beschränkt sich darauf, eine Todesart zu gewähren, die Paul eine relative Erleichterung beim Sterben verschafft. Denn er hatte ihn nicht so stark wie Peter herausgefordert. Auf diese Weise hat es der Dichter vermieden, das Martyrium der beiden hohen Apostel undramatisch gleich aufzuzählen.

Mit der Auffächerung der einfachen Zweipersonenschaablone und der Überwindung des bloß schemenhaften Handlungsdreiecks geht die Dramatisierung der Gebärdensprache Hand in Hand. Der Dichter konzentriert sich immer mehr auf das Szenische und beschreibt den immer stärker werdenden Triumph seines Anliegens — das Wirken des Heiligen Geistes im *römischen* Reich der *Kaiserchronik*, und dies in kräftigen, gleichsam vertikal empor gerichteten Stößen. Mit Hilfe dieser Erzähltechnik erscheinen die abgesteckten Erzähleinheiten immer plastischer vor Augen.

Im Verlauf der nächsten Erzählungen werde ich diese Gesichtspunkte weiter verfolgen und präzisieren.

Das Kreuz erscheint in der Peter-Paul- und Nerolegende als Symbol der Leidensstätte für Märtyrer und als Gebärdenzeichen. In der Kreuzerhöhungslegende (*Exaltatio crucis*, V. 11138—11351), die in der *Kaiserchronik* mit der Heracliuslegende verwoben ist, rückt das Kreuz an die Stelle eines Zentralmotivs.

Im Gegensatz zum Tenor der lateinischen *Exaltatio crucis*-Legende¹⁴, bei der der Weg zum Kreuz und die endliche Erhöhung des Kreuzes selbst im Mittelpunkt steht, beschäftigt unsern Dichter ›das Kreuz‹ des Lebenswegs von Heraclius bis zu seinem Tode an Wassersucht. Auf Grund dieser Aspektveränderung gelingt es dem Regensburger,

14 Siehe Ohly, S. 180 ff.

die Erzähllinien der *Exaltatio crucis* zu vereinfachen und personengebundener zu gestalten. Dadurch wird der Erzählvorgang didaktisch-predigthaft.

Heraclius' Gegner, ein Heidenkönig namens Cosdras, den sich der Dichter wohl als Perser vorgestellt hat, steht mit dem Teufel im Bunde. Heraclius¹⁵ gewinnt das heilige Kreuz im Auftrag des Himmels von Cosdras für Jerusalem zurück, nachdem Cosdras es von dort entführt hat. Heraclius wird sogar zur Eile angetrieben: *ile du dich gerehten* (11180).

Dem Dichter scheint es darauf anzukommen, die bekannte Kreuzerhöhungslegende lebendig zu erzählen, andernfalls hätte er diesen nicht-authentischen Herrscher im römischen Reich nicht erst aus der Legende übernehmen zu brauchen¹⁶. Zu dem Zeitpunkt, als sich die Heidenarmeen zum Kampf gegenüberstehen, verwandelt sich das Interesse des Dichters an dem *volcwich*, in dem die Heiden *alse di hunde* geschlagen werden, in ein solches an dem *ainwich* zwischen den beiden Herrschern. *Wich* bedeutet zweifellos »Kampf«¹⁷; jedoch spielt meines Erachtens die andere Bedeutung von *wich*, »Kreuz«, als sinnbildliche Ortsbezeichnung mit hinein, weil ein Gottesgericht auf einem besonders hierfür markierten Karré – inmitten auf einer Brücke wie zwischen zwei Welten – zum Austrag kommt. Der Dichter richtet vor unsern Augen eine Art Kreuzestriade auf: erstens erscheint das Kreuz als Ortsbezeichnung, zweitens als Gerichtsstätte und drittens als Zeichen des Weges zu Gott, den Heraclius zu gehen hat.

Hatte der Kampf zwischen Simon Magus und Simon Petrus den Zweck, Peters Todeskampf näher auszuschmük-

15 Zur Vorgeschichte siehe Ohly, S. 180 ff.

16 Wahrscheinlich von Honorius Augustodunensis, *Speculum ecclesiae*, Migne, PL, CLXXII, 1001–1006 (1004), das im ersten Drittel des zwölften Jahrhunderts geschrieben wurde. Nach E. Rooth, *Studia Neophilologica*, XII (1940) S. 120–135, arbeitete Honorius viele Jahre als Inkluse in Weih St. Peter zu Regensburg und war »streng päpstlich gesinnt«.

17 Wie E. Schröder es auch in seiner Ausgabe glossiert hat.

ken, so ficht hier Heraclius, weil der Engel es ihm befohlen hat, wie ein Gottesstreiter. Aus diesem Grunde bietet der siegessichere Heraclius dem Heiden Cosdras an, zum Christentum überzutreten¹⁸. Nun stünde der Perser am Scheidewege . . .! Indes weist Cosdras das Anerbieten zurück, und Heraclius enthauptet ihn — als von Gott bestallter Vollstrecker — mit einem Streich (V. 11294). Hätte Cosdras die Alternative nicht abgelehnt, so wäre ihm die Fortsetzung des Lebens gewährt und ein ewiges Leben verheißen worden. Nachdem er jedoch in seiner Verblendung, die Möglichkeit, Christ zu werden, ausgeschlagen hat, trifft ihn Gottes Rache wie ein Todesstreich des Scharfrichters. Der lebende Perserkönig Cosdras verkörpert nach Meinung des Dichters nicht nur die uns schon bekannte *superbia*, sondern geradezu einen Abgott, heißt es doch im Text *vil gerne wolt er got sin* (11147)¹⁹.

Cosdras' Haltung entspricht auch derjenigen Neros und Caligulas, die ihrerseits Götter zu sein wännen, siehe dazu oben S. 72 ff. und 29 ff. Die Vergleichbarkeit in der Behandlung von römischen und nicht-römischen Herrschern durch den Kaiserchronisten hängt mit seiner Programmaussage zusammen, die er uns in seinem Prolog auseinandergesetzt hat. Sie zeigt aber auch, daß für die Erörterung der Genrefrage, die im IV. Kapitel erfolgen wird, wenig damit gewonnen ist, daß man die *Kaiserchronik*, ohne weiter zu qualifizieren, als »geistliche« Dichtung bezeichnet. Das Publikum, das er ansprechen wollte, war ganz offensichtlich ein weltliches Laienpublikum²⁰. Gerade die vereinfachenden Übertreibungen und die bildlich einprägsamen Triaden machen dies deutlich. Von meinem Standpunkt

18 Vgl. Karls und Paligans Zweikampf in Pfaffe Konrads *Rolandslied*, bes. V. 8480 ff.

19 Etwas Entsprechendes wird von dem Heidenkönig Ymelot im *König Rother*, V. 2568, gesagt.

20 Insoweit stimme ich mit F. Urbanek, »Zur Datierung der *Kaiserchronik*«, *Euphorion*, LIII (1959) 113—152, bes. S. 120, überein. Vgl. S. 25 Anm. 11.

wäre es daher einleuchtend, wenn Urbanek in dem Auftragegeber der *Kaiserchronik* einen Fürsten sieht, der bei der Revolte der Regensburger Bürger »auf ihrer Seite« gestanden habe²¹.

Als Heraclius sich anschickt, seinen Einzug in Jerusalem zu halten, vergißt er sich und nimmt sich heraus, den Engel Gottes zu fragen: *waz han ich nu wider gotes hulden getan?* (11327). Der Engel bleibt ihm die Antwort nicht schuldig und verweist ihn auf die demütige Art, wie Jesus²² sein Kreuz in der Stadt Jerusalem getragen habe. Die nunmehr von Hörern wie Lesern erwartete Parallelhandlung – in der Heraclius das Kreuz wie ein zerknirschter Sünder durch Jerusalem trüge – bleibt ebenso ausgespart wie die Beschreibung des Zweikampfs auf der Brücke. Denn die Moral der Geschichte, auf die es der Dichter abgesehen hat, sollte keinem aufmerksamen Zuhörer verborgen bleiben. Die Zuhörer sollten sich selbst als Sünder einschätzen und überzeugt sein: Auch in uns, den Dienern Gottes, steckt noch ein klein wenig von einem Heiden, oder, mit seinen Worten, *ubermuot ist so getan: diu gescendet ieden man* (mit der Betonung auf *ie!*). Für den gottesfürchtigen Zeitgenossen lag gewissermaßen ein dreifach sauber unterschiedener Übermut vor Augen: obenauf der schreckliche, zur ewigen Verdammnis verurteilte des bekehrungsunwilligen Heiden, darunter der mittlere, milder geahndete Übermut eines zeitweilig überheblichen Christen, und schließlich der geringere, nicht aber geringste Übermut des Zuhörers, ein Übermut, der jederzeit aufflackern konnte. Das Publikum sollte mit klopfendem Herzen dabeisitzen:

*daz ist uns armen gesaget ad exemplum:
von diu suln wir unseren herren
vurhten unde flegen
mit zuhten unt mit guote,
mit grozer deumuote. (11339–11343).*

²¹ Ebd., S. 125.

²² Der Dichter benutzt in V. 11330 den Ausdruck *got selbe*.

Das geheiligte Relikt aus Holz wird zum lebendigen Symbol des menschlichen Leidensweges. Wir erleben hier den Beginn einer Aspekttechnik, die, so könnte man fast sagen, nach fliehenden Bezugspunkten greift, und daher dauernd in Fluß zu sein scheint. Derartige Aspekthäufungen mußte der Dichter mit Hilfe von Überlagerungen erzähltechnisch bewältigen, denn eine figürliche Charakterisierung vom Psychologischen her stand ihm und der Epoche noch nicht zu Gebote. Der pädagogisch unterlegte Aspekttausch schimmert deutlich durch: Cosdras ist ein ganz klein wenig wie Heraclius, nur mit umgekehrtem Vorzeichen, versteht sich; Heraclius ein ganz klein wenig wie Cosdras, auch wieder mit vertauschtem Vorzeichen. Und der Zuhörer steht nicht etwa völlig außerhalb des behandelten Anliegens.

Wir fühlen uns an die Trajan-Engel-Gregor-Erzählstufe erinnert, mit dem großen Unterschied, daß wir in dem apokryphen Heraclius einen christlichen, wenn auch noch nicht restlos christianisierten Herrscher erblicken sollen. Als Glied der auf *Rom* weisenden Bedeutungskette nimmt Heraclius einen Platz als Übergangsherrscher ein.

Auf der Stufenleiter der christlichen, gerechten Herrscher steht der Heidenbekehrer, Antihäretiker und vorbildliche Herrscher Theodosius (V. 13067—13650) hoch über Heraclius und verdient daher in den Augen des Dichters eine besonders kunstvoll ornamentierte Darstellung. Der Dichter verherrlicht Theodosius erstens durch die Geschichte von Astrolabius und dem Venusbild²³, zweitens mit Hilfe der Geschichte von der Synode zu Ephesus²⁴ und drittens mit der Siebenschläferlegende²⁵. Man könnte, ein wenig

23 Vgl. hierzu auch die Legende von Julianus und der Merkurstatue, S. 132 ff.

24 Diese verspricht erzähltechnisch wenig Beute und wir streifen sie daher nur flüchtig auf S. 91. Siehe jedoch auch die Silvesterlegende unten S. 104 ff.

25 Siehe dazu S. 91 ff.

übertreibend, sagen, daß die drei Legenden die Gestalt des Gott wohlgefälligen Theodosius in verschieden hoher Höhenlage²⁶ erleuchten.

Zunächst der Inhalt der ersten Geschichte (13067—13376):

Obwohl Theodosius selbst ein rechter Christ war, dienten zwei Brüder dennoch den Abgöttern. Deren einer, Astrolabius, spielte einst mit seinen Kameraden Ball. Der Ball flog jedoch über die Mauer. Astrolabius klettert dem Ball nach und entdeckt eine Bildsäule der Venus und entflammt von Liebe zu ihr; er steckt ihr einen Ring an. Nach häuslichen Schwierigkeiten gesteht er die Sache dem Eusebius, der den Teufel beschwört, daß er ihn zu dem Ring führe. Eusebius nimmt den Ring in Empfang, läßt sich wieder nach Rom bringen und verrückt die Bildsäule. Astrolabius wird wieder normal.

Wählerisch wie der Teufel mitunter sein kann, hat er sich in dem Venusbild ein sehr schönes Gehäuse ausgesucht, um darin zur Zeit des Kaisers Theodosius²⁷ seine dämonische Kraft an einem Jüngling zu erproben. Die Venusstatue, welche in dieser Legende, die in Rom entstand, die Hauptrolle spielt, ist innen hohl, *dar inne uobte sich der valant* (13117). Das Standbild steht auf einem besonderen Erdenfleck, auf den böse Kräuter einen solchen Zauber ausüben, daß niemand ihrer Herr werden kann.

Diese Legende ist mehr als zwanzig Jahre früher bei William of Malmesbury überliefert, und es ist ratsam, hier einen kleinen literarhistorischen Exkurs zu beschreiben. Obwohl Ohly von dem richtigen Standpunkt ausgeht²⁸, daß

26 Ohly sieht sie von seinem Standpunkt aus als »in ihrer epischen Funktion jedoch nicht innerlich zusammenhanglose Episoden . . .« (S. 203) »in einem höheren ideellen Zusammenhang vereinigt und aufeinander bezogen . . .« (214). Dies kommt unserer Ansicht einer bewußt geschaffenen Überlagerung (hier in der Form einer Triade) sehr nahe.

27 Der historische Kaiser Theodosius erließ Gesetze gegen das Offenhalten von heidnischen Tempeln und die Anbetung von Götzenbildnissen. Von daher ergibt sich der Zusammenhang mit unseren (weiter ausschmückenden) Geschichten.

28 *SuL*, S. 206.

beide Fassungen parallel zueinander entstanden seien, und daher als Varianten geprüft werden sollten, ist es ihm m. E. nicht wirklich gelungen, die abweichenden Perspektiven der beiden Chronisten auszulegen. Denn Ohly geht davon aus, daß der Venusstatue bei William (und auch beim Regensburger) ein *Verlobungsring* angesteckt worden wäre. Dadurch ergibt sich ihm eine bestimmte Auflösung der Rechtssymbolik²⁹, die unseres Erachtens nicht gegeben ist. Zwar stellt uns Malmesbury einen jungen Stadtrömer von Rang vor (*verum ut Romam revertar*); in Wirklichkeit ist er indes jeder Zoll ein Engländer, ein Engländer, der gerade geheiratet hat und aus diesem Anlaß mit seinen Kumpanen einigen Alkohol genossen hat; er begibt sich darauf mit ihnen auf ein Feld, so daß sie sich durch ein Schlagballspiel die erhitzten Köpfe abkühlen können. Der junge Bräutigam, der die Partie anführt, fühlt sich beim Spiel durch seinen ihm natürlich ungewohnten *Ehering* behindert und steckt ihn dem ausgestreckten Finger einer nahestehenden Statue an, die offensichtlich weiblichen Geschlechts ist. Nachdem er müde geworden und als erster aus dem Spiel ausgeschieden ist, will er dem Bildnis den Ring wieder abziehen. Da hat aber die Statue den Ringfinger in ihren Handteller gepreßt und gibt den Ring nicht wieder her. Weil der junge Mann ihr weder den Ring abnehmen kann, noch den Finger abzubrechen vermag, macht er sich heimlich davon. Nachts zur Statue zurückgekehrt, findet er zwar ihren Ringfinger wieder ausgestreckt vor, nicht aber mehr seinen Ehering an ihrer Hand.

Als er dann neben seiner Frau im Bett liegt, dringt Venus (als nebelhafte Wolke) in sein Schlafgemach ein und fordert ihn auf, mit ihr, statt mit seiner Frau zu schlafen, da er sich während des vergangenen Tages ihr verbunden

29 Vgl. zur Problematik der Konsensehe in der deutschen Literatur dieser Zeit meinen Aufsatz, »Marriage by Consent in Literary Sources of Medieval Germany«, *Collectanea Stephan Kuttner*, II. *Studia Gratiana*, XII (Bologna, 1967) S. 555—579.

hätte. Wegen dieses Ansinnens tief eingeschüchtert, verbringt der junge Mann eine lieb- und schlaflose Nacht. Dieses Ereignis wiederholt sich jedesmal, wenn er seine Frau liebend umfassen will. Darüber beschwert sich begreiflicherweise seine Frau und er muß den Vorfall den Eltern, gemeint sind wohl ihre Eltern, vorlegen.

Ein Zauberer wird von der Familie gedungen, damit er den Zauber des zwischen dem jungen Mann und dem venerischen Geist der Statue unwissentlich entstandenen Rechtsbandes irgendwie breche. Der Zauberer (namens Palumbus) löst ihn denn auch tatsächlich aus dem Bann mit Hilfe eines versiegelten Briefs, den der junge Mann in eigener Person einem feisten Ungeheuer übergeben muß. Auf Befehl des Teufels wird der Venus der Ring gewaltsam entrissen und dem jungen Mann wieder zugestellt. Der zauberkundige Palumbus war aber von Beruf eigentlich Priester. Sobald er erfährt, daß sich der Teufel über ihn bei Gott beschwert hat, setzt er seinem Leben mit eigener Hand ein grausiges Ende.

Im Mittelpunkt dieser Geschichte steckt der Ehering — zu dieser Zeit noch ein Novum in England — oder vielmehr sein unfreiwilliger Verlust sowie seine erzwungene Rückgabe, und damit die Wiederherstellung normaler ehelicher Beziehungen. In dieser Handlung ist Venus eine leicht dämonische *dea*, Palumbus ein geschäftstüchtiger *diabolus ex machina*. Nicht die Rede davon, daß der junge Mann sich etwa auf irgendeine Weise erotisch oder gar künstlerisch für die Statue interessiert hätte.

Der Bericht der *Kaiserchronik* weicht davon etwas ab und ist, anders als bei William, mit dem Gerüst des Handlungsstrangs der Theodosiusgeschichte verflochten. Die erste Umänderung betrifft den Jüngling; diesem gibt er den Namen Astrolabius, einen seltenen Namen, den übrigens Abälard und Héloïse ihrem außerehelichen Sohn gegeben hatten. Davon konnten die Regensburger Bürger schon gehört haben.

Abälard hat in einem Gedicht, das er an seinen Sohn

richtete³⁰, ausgeführt, daß Künstler durch Standbilder Gott beleidigen, und daß der gläubige Christ ihren Anblick besser vermeide. Ob dem Regensburger dieses Gedicht bekannt war, muß dahingestellt bleiben; es wäre mir unwahrscheinlich. Möglich bleibt es jedoch durchaus, daß die Namensgebung, wenn sie schon vorher ein Engländer oder Anglonormanne eingeführt hätte³¹, einen Seitenhieb auf Abälard enthalten hätte. Die Namensnennung beweist indes nichts weiter als daß der Regensburger wohl selbst geglaubt habe, diese Anekdote sei ursprünglich aus dem Lande Abälards nach Bayern gelangt. Nach der Abfassungszeit der *Gesta Williams* von Malmesbury war etwa ein Vierteljahrhundert verstrichen.

Statuen — besonders aber heidnische und vor allem unbekleidete antike Frauenstatuen — wurden eben um die Mitte des zwölften Jahrhunderts mit interessierteren Augen als noch zur Jahrhundertwende betrachtet³². Freilich stand dem erhöhten Interesse die biblische Warnung nach Psalm 95,5 entgegen: . . . *omnes dii Gentium daemonia!*

Astrolabius, der zu Beginn der Geschichte ein Nichtchrist ist, ist bereits innerlich auf eine Begegnung mit einem dämonisierten Standbild eingestellt. Für den *Kaiserchronik*-Dichter hat schon das Anstecken des Rings etwas Dämonisches an sich, da ihm von Hörensagen bekannt geworden ist:

*Veneri der frowen,
der suln wir aller eren wol getruwen.*

30 Ich stütze mich hier auf F. v. Bezold, *Das Fortleben der antiken Götter im mittelalterlichen Humanismus* (Bonn und Leipzig, 1922) S. 102 Anm. 199. Das Gedicht selbst war mir nicht zugänglich.

31 Infrage käme als vermittelnde Schreibstube das Regensburger Iroschottenkloster.

32 J. B. Ross, »A Study of Twelfth-Century Interest in the Antiquities of Rome«, *Medieval and Historical Essays in the Honor of James Westfall Thompson* (Chicago, 1938) S. 302—321.

*der oppfern wir pluomen unt vingerlin;
in ir hulden wil ih gerne sin.
unser dinch verre an ir gnaden stat:
si gebiutet uns umbe die hirat. (V. 3725—3730).*

Wohlgemerkt, es spricht Simon Magus³³ und nicht etwa ein Christ. Astrolabius verwirft den Schlagball in einen Ruinenbezirk, der behördlich geschlossen ist. Der Zugang zu diesem verschlossenen Bezirk wird bildlich und sinnbildlich durch eine hohe Mauer versperrt. Man denkt so gleich an das deutsche Klischée: Zutritt verboten! Astrolabius fällt beim Übersteigen der Mauer nicht nur buchstäblich herunter, er strauchelt auch im übertragenen Sinne. Die Dämonie in der deutschen Venus wiegt schwerer als bei ihrer englischen Kollegin; in jener führt der Teufel den Wink eigenhändig aus. Die Wirkung auf den deutschen Astrolabius ist gleich so stark, daß er das *pilde* vergewaltigen möchte. Der Teufel-im-Bilde bläst ihm ein, daß er der Venusstatue seinen *gemähelscaz* (= Ehering) als Treugebe anstecken solle und ihr auch ewige Treue schwöre. Astrolabius entpuppt sich vor unseren Augen als Mitläufer, der dem Versucher sehr rasch anheimfällt³⁴.

Der Funktion nach, so meine ich, ist auch dieser Ring ein Treusymbol, denn die Empfängerin der Liebes- und Treueerklärung ist ja ein Wesen, das *uns gebiutet umbe die hirat*. Unter Benutzung des selben Verbs befehlen die Freunde des Astrolabius den heidnischen Priestern, sie sollten die Pforte zum verbotenen Bezirk öffnen. Sie argumentieren übrigens dabei formalistisch: gemäß kaiserlicher Vorschrift (13138—40) sei es nur Christen, nicht aber Heiden verboten, die Pforte aufzuschließen. Das leuchtet den türhütenden Priestern nicht rasch genug ein. Daher packen die Jünglinge sie und verabreichen ihnen eine Tracht Prü-

33 Siehe dazu oben S. 74 ff.

34 Es ist daher die Frage, ob es geradewegs Gottes Wille war, daß Astrolabius bestrickt wird. Ihm ist, wie der Text lakonisch sagt, *harte missescehen* (13148).

gel — wohl auch wegen der Erwähnung von *cristen man* (13140) und brechen die Tür eigenhändig auf, um ihren Spielgenossen zu befreien. Doch dieser behält den wahren Sachverhalt für sich.

Erzähltechnisch ist es aufschlußreich, daß der Kaiserchronist allwissend zu sein vorgibt und den Vorgang wie von außen her (vom *point-of-view* der draußen wartenden Freunde) berichtet. Für die *Kaiserchronik*, soweit ich sehe, etwas durchaus Neues!

Wenn auch der Dichter einräumt, Astrolabius wäre vom Beelzebub im Teufelswerk bestrickt worden, so verhehlt er andererseits doch auch nicht, daß die Venuswolke bei jenem im Bett gelegen hätte. Der Regensburger sagt nicht etwa rundheraus, der Minnezauber tue einfach seine Wirkung, sondern knüpft daran, indirekt polemisierend, eine Aufzählung der Minnesymptome (13154—13160). Auch der körperlich-seelische Verfall des Opfers der Minne (die also hier, wenn sie sich an leblose Standbilder richtet, karikiert wird), wird bloß indirekt mit den Augen der Zeugen, seiner Freunde, beobachtet. Da ein Leibarzt ihm nicht helfen kann, will er es mit der Magie versuchen.

Ab V. 13175 wird es ganz klar, worauf alles hinausläuft. Gegen seine Errettung aus dieser Nötlage gelobt Astrolabius, *Christ* zu werden. Von hier ab mündet die Ringparabel in ein Bekehrungsexempel. Der Vorfall wird als Jugendverfehlung des Astrolabius hingestellt, zu welcher eine Jugendsünde des Priesters Eusebius, daß er sich mit der schwarzen Magie beschäftigt hatte, in Parallele steht. Es gelingt Eusebius, den Jüngling aus der unangenehmen Verstrickung zu lösen. Denn für Eusebius ist Astrolabius (bis zur Herausgabe des Rings durch die teuflischen Mächte) in einer ähnlichen Situation wie er einstmals als junger Mann. Die Seele seines Zöglings gilt es aus den Klauen der Hölle zu retten.

Hat sich der junge Mann bei William of Malmesbury bloß zu einer Geste mit freilich rechtsbindender Kraft hinreißen lassen, so hat unser deutscher Jüngling außerdem

noch ein wörtliches Treuversprechen abgegeben. Es ist erforderlich, daß der Priester und sein Schützling zur Lösung von dieser Abirrung *die burde . . . mit ainander tragen* (13208)³⁵ müssen. Schließlich bringt Eusebius seinem Eigentümer den Ring zurück. Er übernimmt dabei freilich auch den Löwenanteil der besagten Bürde. Das Versprechen wird dadurch eingelöst, daß die Statue von ihrem Standort weggerückt wird, so daß das Kraut darunter seine Wirkung auf sie einbüßt: *dem jungelinge wart buoz aller siner note* (13356 f.).

Geht man davon aus, daß der Ehering damals in Deutschland von Männern noch nicht getragen wurde³⁶, wird es klar, warum sich der *Kaiserchronik*-Dichter bemüßigt fühlte, seinen Jüngling wörtlich wiederholen zu lassen, daß er die *statuam in honore Veneris* (13336 f.) auf ewig lieben wolle; die symbolische Verpflichtetheit zur Treue ihr gegenüber hätte andernfalls vom Publikum nicht verstanden werden können.

Im Gegensatz zu Malmesbury steht beim Regensburger die *hofart* oder Hybris im Mittelpunkt, der Astrolabius vorübergehend erliegt. Die Hoffart besteht in der Verehrung von heidnischen Standbildern, die damals nach Meinung der Gebildeten (aber wieviele waren das schon?) nicht mehr in blindem Eifer zerschlagen werden sollten. Vielmehr schien es geraten, ein berückendes Venusbild auf einen ungefährlicheren Platz zu rücken, dann dürfe es sogar ein apokrypher Papst umweihen³⁷. Dieser ironische Schluß enthält platonische Anflüge: pädagogisch verwendbare Elemente werden nicht auf barbarische Weise zerstört, sondern durch kirchenfreundlich gestimmte Parteigänger unter bestimmten Umständen toleriert.

35 Vergleiche damit Galater 6, 2.

36 Die *mutatio anulorum* wurde erstmals 1204 in Deutschland durch Otto IV. von Braunschweig und Grafen von Poitou, als er die Herzogin Beatrix von Schwaben ehelichte, eingeführt und fand rasch Nachahmung; siehe dazu S. 83, Anm. 29.

37 Vgl. zur Umweihung des Pantheons (V. 186—208) Ohly S. 39 f.

Bei Malmesbury haben die Vermeidung einer realistisch gesehenen Tragödie und die Befreiung des Individuums aus einer Notlage Vorrang. Beim Bayer ist bloß die Hülle der Tragik beibehalten. Im Kerne weist die erweiterte Anekdote auf die Ordnungsvorschriften — Vorsicht vor ungeweihten Standbildern in umschlossenen Bezirken — der Gesellschaft hin, in der sich bereits merkantile Interessen regten. Das bayerische Erzählstück wirkt überhaupt nicht mehr grausig wie noch das anglolateinische, sondern bleibt im halb Fragwürdigen, halb Komischen, also im Vordergrundigen stecken. Nicht nur ist der Stellenwert von Standbildern um einen Fuß gehoben und diese sind damit akzeptabel geworden, sondern erscheint auch der Teufel verbürgerlicht und führt sich wie ein unsauberer Anwalt auf. Will sich Malmesburys Jüngling den vollen Magen durch Sport und Spiel erleichtern, so heißt es beim Regensburger mit einem falschen Zungenschlag: *Duo gevuoctez got alsus, daz . . .* (13101).

Das Spektrum der erwachenden Nationalverschiedenheiten in der charakterlichen Einschätzung von Menschen gaukelt vor unsern erstaunten Augen. Der junge Engländer-Römer muß seine Vermessenheit dadurch abbüßen, daß er sich gegenüber einer obszönen Gestalt à la Lady Godiva beherrschen muß, als sie an ihm vorüberreitet. Nun hat er, der sich vorher dem Standbild gegenüber versäumte zu beherrschen, an einem schauerlichen Ort wie ein *rocher de bronze* zu stehen. Er wird nur auf Grund der persönlichen Erfahrung, die er sich selbst erwerben muß, errettet.

Ganz anders Herr Astrolabius! Er braucht keine Rechnung zu begleichen, sondern gewinnt durch eine weinerliche Geschichte die Hilfe des Priesters. Eusebius holt dann im Namen der höchsten Autorität (*in verbo domini*, wie es im Text, V. 13314, heißt) für Astrolabius die Kohlen aus dem Feuer. Dagegen ist auch kein Zauberkraut gewachsen.

Die Erzählung mündet bei beiden Autoren in eine moralische Maxime. William hält die Unterwerfung der Be-

teiligten unter die Autorität in einem wohlausgewogenen Gleichgewicht mit ihrem persönlichen Einsatz; der *Kaiserchronik*-Dichter jedoch nicht. Er ist viel autoritätsgläubiger und nutzt die guten Beziehungen aus, die Eusebius als Kaplan des Kaisers Theodosius hat. Der Fall wird beim deutschen Autor nicht wieder gutgemacht, sondern justiziell abgegolten. Danach wird Astrolabius' seichte Konvertierung als dermaßen wunderbar (13368) hingestellt, daß die anderen Heiden, als wären sie Puppen, Folge leisten. Eusebius, der doch, streng genommen, krumme Wege beschritten hat, braucht nun keineswegs, wie sein englischer Kollege Palumbus, mit dem Leben dafür einzustehen, sondern wird, im Gegenteil, persönlich von Gott ausgezeichnet (13372). Seinen Rückfall in die Schwarze Magie braucht er nicht eigens zu büßen — er fährt immerhin dreihundert Meilen in die Tiefe (13303), denn der Zweck heiligt ihm die Mittel. Sobald die gerechte Partei ihren Willen durchzusetzen vermag, braucht das Standbild nicht mehr (wie in V. 13293 ff. angedroht) zerbrochen, sondern darf versetzt werden³⁸. Auf uns wirkt die bayerische Version weniger ethisch fundiert als die realistisch-exemplarische Erzählung Williams. Das Zentralmotiv, die Taufe des Jünglings, findet ihr Gegenbild in der Verunglimpfung der *guttinne* Venus und ihrer Umweihung auf St. Michael (13362) beim Regensburger.

Erzähltechnisch neu ist die indirekte Belobigung eines von dem Kaiserchronisten als vorbildlich aufgefaßten Herrschers durch Einflechten einer selbständigen Geschichte. Anders als bei der Parabel vom gegessenen Herzen, führt hier die Berührung des jugendhaften Herzens durch die heidnische Welt (verkörpert durch Venus) nicht zur Vernichtung des Gefährdeten, sondern der Schaden wird durch den Kapellan des Kaisers von einem Untertanen abgewen-

38 Vgl. jedoch hiermit die Verbrennung der Pferdestatue und die damit verbundene Selbstverbrennung ihres Schöpfers im Rahmen der hier nicht behandelten Nerva-Phalaris-Perillussage, V. 5683 ff.

det, der gegen die Gesetze verstoßen hat. Insofern besteht eine wohlkonstruierte Triadenverbindung hierarchischer Art zwischen dem Kaiser, dem Kapellan und dem Jungbürger Astrolabius.

Gleichfalls zur Verherrlichung des Kaisers Theodosius dient des Dichters Bericht von der Synode zu Ephesus. Durch den in V. 13476 geschilderten unhistorischen Tod des Arius hätte bei den Zuhörern (und vielleicht sogar bei den Kirchenbehörden) der Eindruck entstanden sein können, daß er den Anlaß des *sent ze Effesus*³⁹, die Leugnung der Auferstehung durch Arius, zu leichtfertig behandelt haben könnte. Daher führt der Dichter den erwünschten Beweis der Auferstehung mit Hilfe der Siebenschläferlegende *corporaliter* vor (V. 13491–13628). Die Siebenschläferlegende bildet auf der höchsten Stufe den Abschluß einer Gedankentriade, deren Bedeutung schon Ohly erkannt hat: Die Bekehrung des Jünglings führt zu einer allgemeinen Heidenbekehrung; im Arianismus wird eine dem Christentum gefährliche Häresie niedergeworfen; und durch das Wunder der Siebenschläferlegende wird endlich eine entscheidende Stärkung der christlichen Glaubens erreicht.

In den traditionellen Versionen der Siebenschläferlegende läßt Gott das Wunder des Tiefenschlafs der Sieben geschehen, um Theodosius' Glauben an die Auferstehung des Fleisches zu festigen. In der *Kaiserchronik*version bittet der Kaiser Gott inbrünstig um ein solches Wunder — *want du bist anegege unt ende*⁴⁰. Der Kaiser betet in Stellvertretung für sein Volk, das an seinem Glauben irre geworden ist. Aber er bittet ihn erst darum, nachdem das Wunder schon begonnen hat! Am gleichen Tage nämlich (V. 13496 und 13531), als Arius am Bruch stirbt (13477), erlebt einer der Siebenschläfer, Serapion, seine Auferstehung. Hier passiert dem Dichter ein Lapsus — oder beabsichtigte er, sei-

39 Einige Kritiker denken an die Synode von 431, andere an die sog. Räubersynode von 449 A. D. Beide Synoden fallen in die lange Regierungszeit Theodosius II.

40 In Anlehnung etwa an *Offenbarung* 22, 13.

nem Publikum zu schmeicheln? —, nämlich daß das Volk, als ob es allwissend wäre, jenen Serapion als einen *siben slafaere* (13498; 13500) identifizieren kann, noch ehe das Wunder *qua miraculum* überhaupt erkannt ist. Dem Kaiser Theodosius wird es jedenfalls erst ab V. 13522 deutlich. Der Verfasser der *Kaiserchronik* wird sozusagen das Opfer seiner eigenen epischen Voraussage, die er in V. 6437—6442 gemacht hat, daß Gott die *vil lieben*⁴¹ *scalche sin* auferstehen lassen wird. Da es dem Kaiser Theodosius trotz seiner Einsicht an tieferem Verständnis mangelt, fragt er den Serapion ganz bieder, wovon er sich ernähre, und welchem Gewerbe er nachginge. Der auferstandene Siebenschläfer wähnt, er lebe noch in der Epoche des Kaisers Decius.

Die Zeitverhältnisse und Zahlenbezüge, in die der Dichter seine Legende kleidet, sind zum ersten Mal von einigem Belang. Inmitten der Deciusgeschichte, an historisch richtiger Stelle, flicht er ein, daß sieben ›Brüder‹ damals vor Decius' Verfolgung in eine Steinhöhle, die der Kaiser hätte zumauern lassen, geflohen seien. Die Quintessenz dieser Nachricht und die Angabe, daß sie sich dort in der Höhle zweihundertachtundvierzig Jahre aufgehalten hätten, erfordern nur sieben Zeilen Beschreibung (V. 6421—6427). Macht man nun die Probe und zählt die vom Dichter unterstellten Regierungszeiten der Herrscher von Decius bis Theodosius zusammen, so ergeben sich nur etwa einhundertdreißig Jahre seit dem Regierungsantritt des Decius, während es nach historischer Rechnung etwa zweihundert Jahre gewesen sind. Der Fehlbetrag an Jahren beträgt ein Drittel der Gesamtzeit. Nach des Dichters eigener Angabe dürften die Siebenschläfer erst während einer bedeutend späteren Regierungszeit aufwachen. Sie tun es indes in V. 13496 ff.

Wir würden aber, so will mir scheinen, den Dichter mißinterpretieren, wenn wir ihn ohne weiteres einer chronistischen Unaufmerksamkeit zeihen würden. Es ist ebensogut

41 Es müßte (6440) *recte* heißen die *sieben scalche sin*.

möglich, daß er nicht besser Bescheid wußte⁴², als daß einer bestimmten Abweichung von der historischen Zahl eine zahlensymbolisch ordnende Vorstellung zugrundelag. Das künstlich geraffte Zeitgerüst der gesamten *Kaiserchronik* beruht in seiner Hauptunterteilung, wie Ohly gezeigt hat, auf dem Verhältnis zwei zu drei zwischen den lateinrömischen und den deutschrömischen Herrschaftszeiten⁴³. Wie steht es mit den tatsächlichen Textangaben? In der Reihe von Decius bis Theodosius wird nur zweimal keine, dreizehnmal jedoch eine ›genaue‹ Monats- und manchmal sogar Tagesangabe gemacht. Die tatsächliche Zeitspanne von Decius' Geburt bis zum Jahre A. D. 449 (oder 431) muß ihm, falls er sie kannte, von geringerer Bedeutung gewesen sein als die Meßzahl siebentausendundsiebzig, die eine Epoche ausdrücken soll. Denn genau 7070 Zeilen sind nach V. 6427, in dem auf Theodosius' Regierungszeit vorausdeutend hingewiesen wird, inzwischen erzählt worden.

Serapion erzählt den Vorgang aus seiner Perspektive so, als ob die Siebenschläfer bloß drei Tage in Tiefenschlaf gelegen hätten. Einerseits spielt dieser Hinweis auf den Zeitunterschied der irdischen und himmlischen Zeitrechnung an⁴⁴, andererseits auch auf Christi dreitägigen Aufenthalt im Grabe. Daraus erhellt die typologische Parallele von Grab und Höhle, als auch die des Tiefenschlafs zur *passio in imitatione Christi*⁴⁵. Weil außerdem der vierte Tag dieser

42 Ohly hat nachgewiesen, daß seine Angaben über die Regierungszeiten in der Regel nicht stimmen.

43 Vgl. jedoch F. Urbaneks Kritik an Ohlys Zählung, *Euphoriion*, LIII, 135 und 146.

44 Die zweihundert Jahre - so viele wären es nach der Rechnung des Gregor von Tours - oder die zweihundertachtundvierzig Jahre verstreichen wie drei Tage im Siebenschlaf. Im übrigen ist V. 6427 nach jeder möglichen Lesart verballhornt.

45 Das Antlitz der Siebenschläfer leuchtet gemäß V. 13591 *alse der morgensterne*: eine Anlehnung an *Offenbarung* 22, 16, wo ein Gleiches von Jesus gesagt wird. Auch tragen die Siebenschläfer auf dem Wege zum Grabe Kreuze (13575). Siehe zum ganzen P. M. Huber und L. Massignon, LV.

Zeitrechnung gerade angefangen hat, besteht noch eine dritte Parallele zu Lazarus' dreitägigem Grabesaufenthalt⁴⁶. Wir haben geradezu eine Zeitenparallel-Triade vor Augen.

Das Licht, das auf den Gesichtern der Siebenschläfer erstrahlt, erfreut das Volk; denn das Licht ist ihnen ein Zeichen der Verheißung, daß auch sie am Tage des Jüngsten Gerichts im Lichte des Herrn stehen werden (V. 13623). Der ›Beweis‹ leuchtet dementsprechend sinnbildlich auf, bevor ihn schließlich Malchus, einer der Siebenschläfer, zum Anlaß einer Moralpredigt macht, die sich an den Kaiser wendet. Diese ›Predigt‹ ist, wenig überraschend, nach der Maßzahl *sieben* gebaut, verheißt sechs Aufgaben und einen Lohn. Die Auferstehung ist somit als *Verheißung* erneuert worden (13641). Der Dichter spricht daher von seinem Standpunkt aus mit Recht von Wundern (13637), die sich auf Grund von Theodosius' Gebet ereignet haben sollen. Man muß sich an den Eingang erinnern, wo es heißt, Kaiser Theodosius spräche morgens nie ein Wort, ehe er nicht kniefällig vor dem Kreuz ein Gebet gesprochen hatte.

Das Wunder, von dem die Rede ist, wird nicht etwa isoliert, sondern als eine Kette von Wundern dargestellt: Arius, der die körperliche Auferstehung leugnet, stirbt am gleichen Tage als sich das Grab der Siebenschläfer vorübergehend öffnet und als durch ihr gleichzeitiges Hervortreten der Glaube der Römer an die Auferstehung gestärkt wird. Zunächst erweist sich ihr Glaube bloß als Thomasglaube. Erst als sie auch die sechs andern Märtyrer-Schläfer in ihrem Glanze hervortreten sehen, wird ihr Glaube zur Herzensgewißheit. Die Märtyrer treten allerdings nach Erfüllung ihrer Aufgabe ins Reich der Schatten zurück. Auf der positiven Seite wäre zu verbuchen, daß es unserem Dichter gelungen ist, die losen Legendenranken zu einem straffen

46 Auf diese Weise läßt sich auch die Unterscheidung von drei Tagen nach der Mehrzahl der Handschriften, von vier Tagen jedoch nach der Heidelberger Handschrift, erklären; vgl. V. 8717 ff. und 10248 f. über Lazarus.

dreistufigen Ganzen zusammenzuheften und durch symbolisch ausgerichtete Zeitbezüge zu vertiefen. Dadurch erweitert sich eine ganze Legende um ein außerordentlich gewichtiges Zentralmotiv: die Befestigung des christlichen Glaubens im Reiche *Roms*. Andererseits kann er es sich nicht versagen, den Siebenschläfer Malchus noch schnell eine schulmeisterliche Moralpredigt geben zu lassen, die diesem Zentralmotiv ein wenig von seiner Sinnschwere nimmt und damit die Erzählwirkung beeinträchtigt.

Mit einem zusammenfassenden Satz darf man die Theodosiusgeschichte als eine stufenförmig kumulative Legendenmontage bezeichnen.

Ein erzähltechnisch noch überzeugenderes Beispiel einer Überlieferungsmontage findet sich in der Geschichte des Constantius (V. 7604–7805), auf dessen Gestalt die Meriten von drei aufeinanderfolgenden Herrschern (Constantius Blaßgesicht, Constantin und Constantius II.) triadenartig aufgehäuft werden — wobei die Mängel sämtlicher Beteiligten verschwiegen werden.

Der Inhalt ist etwas dürftig: Constantius erbaut Konstanz, heiratet eine Triererin namens Helena, die einen Sohn zur Welt bringt. Sieben Wüteriche empören sich gegen seine Herrschaft, werden aber besiegt.

Teile des Inhalts dieser Montage stammen aus der Chronistik, aus der Legende, und nicht zum wenigsten aus dem Harmonisierungsbestreben des Dichters. Um nicht bei der Kirchenbehörde anzuecken, so darf man vermuten, nennt er den neugeschaffenen Constantius konsequent unverfänglich den *chunic*. Der Dichter hat sich eine schwierige Aufgabe gesetzt. Den Tatsachen nach war nämlich Constantius Chlorus gar kein christlicher Herrscher, sein Sohn hielt es in Wirklichkeit mit den Athanasiern und sein Enkel, Constantius II., mit den Arianern. Und Constantius' des Älteren Gattin, Helena, stammte höchstwahrscheinlich nicht aus der feinen Gesellschaft, sondern begann ihre Laufbahn

als *stabularia*. Sie soll eine zeitlang die Konkubine des angeblich aus Illyrien stammenden Constantius gewesen sein, einem für die Römer nicht gerade sehr glänzenden Herkunftsort. Ihr zweifelhafter Ruf ist offensichtlich der Grund, warum der hier in dieser Geschichte stärkstens als Fabulist wirkende Erzähler zum Legendentechniker wird. Er will eben, soweit sich das machen läßt, den Makel, der Helena umgibt, reinwaschen.

Der Sohn der Helena macht seine Mutter zu *Rom* hoffähig, da sie die Rolle einer Heiligen⁴⁷ zu spielen haben wird, sobald er nach seines Vaters Tod die Regierungsgeschäfte eines Kaisers übernommen haben wird. Constantin überredet sie, daß sie der Legitimität halber zu seinem Erzeuger zurückkehren solle. Er macht dabei geltend, es wären doch *lasterlichiu dinch*, wenn man ihn als Kaisersohn einen Kegel nennen dürfe. Deshalb *könne* sie selbst gar nichts anderes als ein Königs- oder mindestens ein Herzogskind sein. Ihrer Rolle eingedenk möge sie sich doch ihm zuliebe zu seinem Vater begeben. Worauf sie entgegnet:

*sun, durh din ere
wil ich tuon daz dir liep ist,
want du min aineger sun pist.* (V. 7661—7663).

Hiermit wird eine Parallele zwischen der Entscheidung der Mutter und der des Vaters hergestellt. Der Vater, Constantius, hatte sich nämlich durch die militärische Tüchtigkeit seines Sohnes überzeugen lassen, daß er für die Nachfolge tauglich (*frum*) wäre. Die Mutter läßt sich von ihrem Sohn umstimmen.

Der junge Constantin wird im Verlaufe der Erzählung allmählich seines Geburtsmakels entkleidet und zunehmend

47 Man vergleiche hiermit die Rollen, die die Helena und die hl. Gertrud von Nivelles im *König Rother* spielen, die ich in »Die Rolle der Heiligen im *König Rother*«, *Journal of English and Germanic Philology*, LXIV (1965) 496—504, beschrieben habe.

legitimiert; aus einem Provinzler wird ein *Römer*; ja sein Hineinwachsen in herkulische und christliche Dimensionen ist so beschaffen, daß er sogar noch den Rang seines natürlichen Vaters mit anhebt.

In dieser nur zweihundertundzwei Verse umfassenden *Vita*-Montage wird die Technik der Ortsstrukturierung, die der Dichter in der Adelgersage beherrschen lernte, und die Zeitstrukturierung, die er in der Siebenschläfersage erprobte, weiter vervollkommnet.

Zunächst bewegt sich die Handlung vom Reichszentrum *Rom* fort ins Trierische, dann führt sie wieder dorthin zurück. Die erste Militärexpedition führt die Römer nach Apulien und wieder zurück nach *Rom* (7708). Der nächste Zug holt über Capua nach Mainz aus, um wieder in *Rom* zu enden. Führen auch alle Wege wie Strahlen von *Rom* weg, so führen sie doch auch auf *Rom* hin. Durch diese bezwingende Speichentechnik wird dem Zuhörer immer von neuem eingehämmert, daß *Rom* die Nabe der Welt ist und welchen Städten des deutschen Reiches es seit alters her verbunden ist.

Der Dichter widmet der Schlachtbeschreibung nur wenige Zeilen. Die Vorbereitungen, die Loyalitätsbeteuerungen der Römer, Constantius' Schlachtansprache, wie auch die Motivierung der Bestrafung des einen der sieben Wüteriche, die im Reiche ihr Unwesen treiben, sind verhältnismäßig ausführlicher als die eigentliche Schlachtschilderung. Dadurch wird die Stelle, die der Held einnimmt, schärfstens beleuchtet und die Handlung zu einer politischen Projektion der in sie hineingestellten Mitwirkenden, die durch diese Beschreibungskunst fast mühelos an Statur gewinnen.

Die Erzählung übernimmt nicht nur die Gründung des Berichts auf verschiedene Autoritäten⁴⁸, sie verschmilzt sie auch auf eine solche Weise, daß die gedankliche Mitarbeit der Zuhörerschaft angeregt bleibt, nach dem Motto: »Das habt ihr ja wohl schon vorher gehört, daß eine Stadt am

48 Ohly, *SuL*, S. 162–165.

Bodensee Konstanz heißt, die Constantius zu Ehren gegründet wurde«. Um diesen ausgeworfenen Anker windet sich das Folgende wie ein Getäu, in das Teilwahrheit wie starkes Garn hineingespleißt ist.

Zunächst wird eine unbenannte Frau zu Trier als Mutter eines vornehmen Sohns, des kühnen Constantin, vorgestellt. Nun prägt sich dem Hörer gleich anfangs eine Triade ein, gewissermaßen zur Vorbereitung der Unehelichkeit, die auf die Dauer nicht verschwiegen bleiben kann: von Constantius geht es in absteigender Linie über die Mutter zum Kegel, dem Tiefpunkt zu Anfang der Geschichte.

Durch seine parataktische Kürze teleskopiert der Erzähler nicht nur solche Kausalverhältnisse, sondern, wie wir wissen, auch Zeitverhältnisse. Schon als Jüngling erscheint Constantin wie ein fertiger Mann und *defensor fidei* (7621). Auch diesen mittelalterlich frühreifen Zug preßt der Bayer in die Form einer Triade mit ansteigender Intensität der Glieder: erstens entwickelt sich sehr rasch die Neigung zum christlichen Glauben; zweitens wird die Zugehörigkeit zum Christentum durch die Taufe⁴⁰ befestigt; und drittens das Christentum in dieser Welt wie nie zuvor verbreitet (7618–7623). Und so drängt sich die Erzählung mit großer Geschwindigkeit ihrem Ende entgegen. Triade folgt auf Triade, jeweils mit Gliedern, die sich zu überlagern scheinen: der Jüngling übertrumpft seine anderen Genossen, des Kaisers Botschaft an Helena verspricht *friuntschaft*, *minne* und *ere* (7633 f.), usw.

Die Hauptszene des ersten (dynastischen) Teils wird in indirekter Rede dargeboten, mit einem Kunstgriff, der es dem Dichter erlaubt, Constantin als ersten das Wort er-

49 In V. 7810 heißt es, C. sei noch Heide, in 7619, er sei schon getauft. Hat er während seiner Jugend einen barbarischen Rückfall (7795) erlitten? Jedenfalls macht er seine mögliche Abtrünnigkeit durch eine Massentaufe (8196 ff.) wieder wett. Eine andere Erklärung wäre die Annahme, daß der Dichter die Constantiusgeschichte (7604–7805) und die Constantinlegende (7806 ff.) nicht in chronologischer Reihenfolge bearbeitet hätte und daher die Übersicht verlor.

greifen zu lassen (7640 ff.). Constantin redet als *der guote* mit seiner Mutter und gewährt ihr mit seiner Anrede, ihrer ›hohen‹ Abstammung eingedenk, förmlichen Respekt. Bei ihrer Ankunft in Rom kommt ihre Erhabenheit erst voll zur Anschauung, da *e noch sit* keine Dame auf Erden in Rom so wohl empfangen worden sei. Damit ist der Makel von der Constantiden-Familie in den Augen der Welt (Roms und der Zuhörer) endgültig reingewaschen.

Im zweiten (militärischen) Teil jagt eine Kampagne die andere nach dem Muster Bericht, Verfolgung, Vernichtung. Zur Unterhaltung werden die Wüteriche in Kategorien eingestuft. Constantins Überlegenheit (historisch eigentlich schon die seines Vaters) erscheint nun hinreichend ›bewiesen‹. Nun versteht es sich auch von selbst, daß er mindestens zwei *wuoteriche* auf einmal besiegen kann.

War es das Thema des dynastischen Teils, den Ehrenerwerb der Helena durch die Wirkung der Taten ihres Sohnes zu erweisen, so ist es das Thema dieses Teils, die einmal erworbene, und auch Constantin verpflichtende *ere* nicht zu verspielen. Der Erzähler stellt den Erzählstrang, in dem Helena den Argumenten ihres Sohnes nachgibt, in Parallele zu demjenigen wo die Römer einen Eid schwören, daß sie den Krieg siegreich bestehen würden (7727–7731). Die Verfolgung des Reichsfeindes zieht die Armee in die Provinzen, der Triumph bringt ihn an ihrer Spitze nach Rom. Der letzte der sieben Wüteriche kann erst mit Hilfe von Verstärkungen besiegt und grausam bestraft werden. Constantins Herrschaft verläuft im ganzen *vil harte gewaltecliche*⁵⁰. Alle drei Mitglieder der Familie haben ihre exemplarische Bedeutung in einer auf sie hin geordneten Welt erhalten.

Das Hauptthema der Erzählung von Constantius hat, einer Bastion nicht unähnlich, vier thematische Ecksteine, die im Verlaufe ›verwandelt‹ und in ihr Gegenteil ver-

50 Auch das ist übrigens eine Triade, freilich eine solche von Adverbien.

tauscht und damit endlich verfestigt werden, so daß die Festung, nämlich das *römische Reich*, unüberwindbar gemacht wird. Es sind dies Entehrung/Ehre; Illegitimität/Legitimität; Verrat/Loyalität; und endlich eine Niederlage in ihr Gegenteil verkehrt. Der anfänglich bestehende Mangel an Legitimität wird vom Dichter indirekt durch den Grad des Widerstands, den die Feinde leisten können, anerkannt.

Wenn wir bedenken, daß diese kurze Erzählung lediglich der *Vorbereitung* der Regierungszeit Constantins des Großen und der Befestigung des Christentums als offizieller Staatsreligion dient, so müssen wir dem Dichter bestätigen, daß er es vermocht hat, unter kühner Zuspitzung eines komplizierten Sachverhalts, durch sorgfältig geschürzte Kontraste, Parallelen und Intensivierungen, durch traditionell und symbolisch bedeutungsvolle Ortschaften, sowie durch effektive Verflechtung von konkreten Begebenheiten und abstrakten Ideen ein überzeugend wirksames Erzählgefüge zur Anschauung des Zuhörers gebracht zu haben. Es gelingt also dem Dichter in zunehmendem Maße, die Personenbeziehungen nicht mehr, wie noch anfangs, nebeneinander oder einfach gegenüber zu stellen, sondern die Verbindungslinien als übereinanderlagernd zu *beschreiben*, wodurch die Gestalten eine fließende Wirkung bekommen. Dem Kaiserchronisten ist es als erstem deutschen Dichter gelungen, Personenbeziehungen auf *kumulativen* Beschreibungswegen, also mit Hilfe eines *persönlichen Kumulativstils zu poetisieren*. In seinem Poetisierungssystem nehmen die einflächigen Handlungs- und Personendreiecke bzw. Vierecke plötzlich eine neue Potenz an und erscheinen, wie wir meinen, oft im Gewande von Triaden. Die Triade erhöht die flächige Personendarstellung um eine neue (noch vor-psychologische) Erzählpotenz. Die Triade erscheint mir als eine »gerüstepische«⁵¹ Beschreibungsschablone für eine

51 Der Ausdruck »gerüstepisch« fußt auf Hugo Kuhns Prägung »Gerüst-Epik« vom Schlage der Kaiserchronik«, *Dichtung und Welt*, S. 121.

thematisch-hierarchische Steigerung außerhalb des realistischen und innerhalb eines heilsgeschichtlich-symbolischen Zeitablaufs.

Nach der Poetik der Personenbeschreibung im *König Rother* wird »eine Figur typisch und beispielhaft, wenn ihr ein typischer und beispielhafter Stammbaum unterschoben wird«⁵². Im Bereiche der *Kaiserchronik* werden aber nicht nur Heilige und Fürsten ihrer beispielhaften *Einordnung* wegen auf ähnliche Weise poetisiert, sondern Personen aus *allen* Volksschichten. Schließlich wollte der Dichter in erster Linie das Patriziat Regensburgs ansprechen und überzeugen. Dementsprechend kommt es ihm weniger auf den Stammbaum als Stütze und Legitimierung an, als vielmehr auf die hierarchische Überordnung der Bezüge. Innerhalb dieses Bezugssystems stellt der Kaiserchronist vor unser Auge Antithesen und fixiert sie gewissermaßen optisch durch Überordnung. Seine Überordnungstechnik erhält dennoch einen fließenden Aspekt. Mit dem Weiterstreiten der Handlung und der damit verbundenen Aufgabe des Blickpunkts verflüchtigen sich die aufgerichteten Triaden rasch und gehen in der ungeheuren Erzählmass leicht unter. Das ist der Grund, warum man sich als moderner Leser später an fast keine Gestalten mehr erinnern kann. Woran man sich erinnern soll (?) oder jedenfalls kann, ist das Einzelmotiv in seiner jeweils bedeutungsschwersten Konstellation, also etwa an das Aufprallen des Simon Magus, das Feuer von Rom, die leuchtenden Gesichter der Siebenschläfer und die winkende Hand des Teufels in der Venus.

Die Erzählspannung, die innerhalb der Triaden zum Ausstrag kommt, wird an einem bestimmten Punkt der Erzählung fixiert, nämlich dann, wenn endlich – oft mit einiger Unbekümmertheit – die moralische Botschaft ergeht. Die Erzähltechnik beruht andererseits auf einer ziemlich genau abgezielten Überredungskunst, die den einmal gespann-

52 C. Gellinek, *Journal of English and Germanic Philology*, LXIV, 501.

ten Erzählrhythmus in ruhigeren Bahnen hält. Die Haupterzählwaffe, die *Triade*, zeichnet sich durch leichte Faßlichkeit aus und staut den Erzählfluß durch momentane Überhöhung. Ihr innerstes Prinzip träge der Vorwurf, daß die Triaden-Erzähltechnik, eine Sonderform der optischen Täuschung, ein scharfes Auge verlangt, um bloßgelegt zu werden, gerade weil die Erzählwirkung dem geneigten Ohr leicht eingeht.

Eine Figurentriade besteht in der *Kaiserchronik* aus drei aufgehäuften Gestalten, die ihrer zusehends wichtigeren Bedeutung nach in ein Überordnungsverhältnis gebracht werden. Über der geringsten ›schwebt‹ eine mittlere und über der mittleren eine erhöhte Gestalt. Diese ausgesprochen hierarchische Anordnung ermöglicht es dem Erzähler, aus der Einlinigkeit seiner Erzählebene auszubrechen und kumulative, also vertikale Effekte einzuführen. Diese Technik empfahl sich schon deshalb, weil es in der *Kaiserchronik* eine Überfülle von Namen gibt, von denen einige deutlicher hervorragen mußten⁵³. Wir werden beobachten, daß er durch dieses Verständigungs- und Erinnerungsmittel eine Beeinflussung der Hörschaft im Sinne gehabt haben muß. Ich glaube, es war der Zweck der Triade, den Hörer durch handfeste Mittel von der Richtigkeit des geschilderten Ausgangs zu überzeugen. Da er keine Beweise für die Richtigkeit des Geschilderten vorlegen kann oder will, andererseits wegen der Erhabenheit des Erzählstoffs nicht gut bloß an die Emotionen des Hörers appellieren darf (um ihn einfach mitzureißen), macht er ausgiebig von den Möglichkeiten des Vertikalstils Gebrauch, der einen Mittelkurs zwischen Rhetorik und Verbalgeometrie hält.

Die wichtigsten Merkmale der dreifachen Kumulierung in der Triade sind: hierarchische Einstufung; Synchronisierung diachroner Vorgänge; poetische Ausbeutung des

53 Unter den Buchstaben A—B zähle ich in E. Schröders Register bereits ca. sechzig Personennamen.

Erwartungshorizonts⁵⁴ des Publikums, dem geschichtliche Kenntnisse völlig mangelten.

Der Erzähltrick kann nun darin bestehen, zwei (oder gar drei) historische Gestalten zu synchronisieren oder übereinanderzulegen, wodurch eine neue fiktive Gestalt entsteht. Es liegt auf jeden Fall die Absicht des Fabulisten zugrunde, seine Gestalten eine *Rolle* auf dem ihnen zuge-dachten Feld spielen zu lassen. Im Rahmen einer solchen Erzähltechnik wird der Anordnungsplan, der von Gottes Heilsplan abhängig sein will, selbst *poetisiert*. Die Poetisierung geschieht absichtlich. Ihr Wesen besteht im Positiven in der anhäufenden Übertragung von individuellen Verdiensten, im Negativen in der aufhäufenden Übertragung von Lastern. Übertreibungen nach beiden Richtungen können dabei nicht ausbleiben und sind in der *Kaiserchronik* häufig.

Schlicht gesagt ist die Kumulation ein momentanes *Stapelprinzip*, und es liegt auf der Hand, in ihr ein Formmittel zu sehen, das zur architektonischen *manifestatio* gute Nachbarschaft hält⁵⁵. Zum Betrachten von Baufassaden war das Publikum bereits besser geschult als zum Anhören der ganzen römisch-deutschen Geschichte in der Landessprache. Diesen Kunstgeschmack des Regensburger Patriziats, das sich damals in Turmbauten überbot, wollte der Kaiserchronist ausbeuten, indem er den Hörer über verschiedene Stufen zum Gipfel hochführt bzw. zum Abgrund hinabführt. Die mitgeteilte Botschaft ruht halb im Ornament, halb im Gerüst. Darin liegt eine Ästhetik, aber auch eine Bedenklichkeit. Wir werden ab jetzt die Figur der schwebenden Triade kritisch zu betrachten haben, denn es geht in ihrer Darstellung manchmal um weltanschauliche Lebensfragen des deutschen Publikums aus dem zwölften Jahrhundert.

54 Diesen Begriff führte bekanntlich H. R. Jauss ein.

55 Vgl. oben S. 33 Anm. 5.

Zweiter Teil

KRITIK AN DER KAISERCHRONIK

Kapitel III

Die hierarchische Triade als Ausdruck bewußt konstruierter Vertikalität

Durch die Constantiuserzählung, die wir am Ende des letzten Kapitels erörtert haben, ist für den Leser der weltliche Boden für eine Fortsetzung gelegt, die wir einerseits anerkennend, andererseits mit Bestürzung betrachten werden. Wie wir gesehen haben, hatte der Dichter nicht gezögert, Constantins Vater, Constantius, in einen beachtlichen König zu verwandeln, indem er auf ihn die militärischen Erfolge seines Enkels häufte. Dabei brauchte er dann nicht mehr auf dessen arianische Schattenseiten einzugehen. Constantius erschien somit nicht nur als militärisch erfolgreicher Fürst, sondern auch als *guoter chunic* im Sinne des Prologs, und zwar auf Grund der Taten seines Sohnes Constantins, des späteren Großen, die ihn indirekt mit-erhöhten. Die Constantiuserzählung stellt insofern bloß einen Übergangsbericht dar.

Die Fortsetzung davon findet sich in der Silvester-Constantinlegende, einer Erzählung von romanhaftem Ausmaß (7806–10633). Sie ist neben der Faustinianlegende¹, einem

1 Faustinian, ein fiktiver römischer Herrscher wird »... vom Makel der Aufgabe ehelicher Treuegemeinschaft« reingewaschen, Ohly, S. 83. Die ganze Geschichte zeichnet sich durch eine große Anzahl von Binnenparallelen und Variationen aus und jeweils dreimaligen Wiederholungen in zwei Hauptteilen; vgl. Ohly, S. 74 ff., 189 ff. Zur weiteren Orientierung muß ich auf das soeben erschienene Buch von K. Baasch, *Die Crescentiallegende in der Kaiserchronik* (Stuttgart, 1968) hin-

Anagnorisis-Roman², die umfangreichste Einzelerzählung der ganzen *Kaiserchronik* und verdient eingehende Kritik.

Mit der Constantiusgeschichte, in der vom zehnten Vers ab Constantin mitbehandelt wird, vereint, hat die Silvester-Constantinlegende die runde Zahl von dreitausendunddreißig Versen. Ohly sieht diese Geschichte mit Recht » . . . als Höhepunkt und Mitte der Dichtung«³ an. Diese Sonderstellung, die den Herrscher Constantin den Großen neben Karl dem Großen am Ende wie einen von zwei funkeln- den Waisen im Reif der ausgewählten römischen Regenten erstrahlen läßt, erhellt schon aus dem Anfang der Erzäh- lung.

Das Reich steht, bevor die Wahl auf Constantin den Großen fällt, verwaist (V. 7806), und wird nach Constantins VI. Herrschaft (V. 14282) wieder führerlos sein. In beiden Fällen wirkt diese Leere wie eine tiefe Ebbe vor der Flut und ihrer nicht unbedrohlichen Fülle: Constantin der Große und Karl der Große sind für den Kaiserchroni- sten die beiden bedeutendsten Herrscher des Abendlandes.

Inhalt der Silvester-Constantinlegende (7806—10633) nach Maßmann: Constantin ist erkrankt und soll durch das Blut junger Kinder geheilt werden, erbarmt sich ihrer jedoch, wor- aufhin ihm Peter und Paul erscheinen und ihm den Befehl ge- ben, den Papst Silvester aufzusuchen. Silvester trägt das Ab- bild der beiden Apostel vor und Constantin wird gesund, nachdem er sich hat taufen lassen. Darüber wird seine Mutter Helena wütend und droht, Rom zu zerstören. Silvester rät zu einer Synode, die auch in Turaz stattfindet. Zwölf Richter wer- den als Redner bestellt, gegen die Silvester nacheinander sieg- reich argumentiert. Am Ende lassen sich die Zwölfe und die Kaiserin Helena überzeugen und taufen. Die Kaiserin fährt nach Jerusalem und sendet den Rock Christi nach Trier. In Rom entsteht eine Hungersnot. Constantin weicht ihr nach Byzanz

weisen, das sich S. 39—49 mit der Faustinianlegende beschäf- tigt.

2 So W. Bulst, *Faustinianus*. Die Kaiserchronik, II, S. 91.

3 S. 165.

aus und gründet Konstantinopel. Die Römer sehnen sich nach Rom zurück. Aber der Kaiser täuscht sie durch römische Erde, bevor er stirbt. Papst Silvester, von St. Peter dazu aufgefordert, bannt einen Drachen in Rom.

Es sollte im Hörer keineswegs der Eindruck erweckt werden, als ginge in der Silvester-Constantinerzählung alles glatt ab. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall. Ging es in der Constantiuserzählung um das Erringen der Legitimität im weltlichen Bereich, so geht es hier um die Sonderstellung Constantins zum überweltlichen Bereich. Wie öfter verknüpft der Dichter die allgemeine Bedeutung des disputierten Falls mit einer ausgeprägten Personalbeschreibung und Vermenschlichung der Problematik, um die es ihm geht.

Wie wir sehen, mußte sich die Mutter des Thronfolgers Constantin seiner besseren Einsicht beugen, wodurch ihrer beider Ehrenrettung und seine Befähigung für die Nachfolge (zu ihrem eigenen Besten) erhärtet wird. Um ihre Einsicht überhaupt möglich zu machen, muß sich ihr Sohn erst einmal in den Augen seines Vaters bewähren. Das Dienenmüssen vor dem Herrschenkönnen wird sowohl als gegenwärtige Aufgabe (7649) als auch zukünftige Pflicht Constantins (7659) herausgestellt.

Im ersten Teil (7806 ff.), wo des Kaisers Verpflichtung gegenüber Gott näher bestimmt wird, erleben wir einen bedeutsamen Rollentausch. Nun ist es nämlich der Sohn, der statt seiner Mutter, wenn auch unter einem anderen Vorzeichen, als Herrscher auf das schwerste gedemütigt wird. Ihn befällt die ansteckende Krankheit aller derjenigen Herrscher Roms, denen die *superbia* gefährlich zu Kopfe gestiegen ist. Es handelt sich, wie wir schon wissen, um Aussatz:

*der siehtuom was also fraissam:
nehain werltlich man
nemaht im frum sin.
die vursten entwichen alle von im. (V. 7814—7817).*

Ein Philosoph rät ihm, er solle sich in dem Blut zweijähriger Kinder gesundbaden. Angesichts des Herzensjammers der Mütter gewinnt er es aber nicht über sich, die Kinder seinetwegen töten zu lassen. Es wäre ihm besser zu sterben, meint er. Daraufhin stellt der Himmel seine Heilung in Aussicht. Peter und Paul erscheinen ihm im Traum. Voll gravitatischen Humors ist die Szene (7907 ff.), wo sich die Papstgestalt Silvester Peters und Pauls Abbild vortragen läßt, damit Constantin sie als diejenigen identifizieren könne, die ihm im Traum begegnet sind. Diese Bilderprobenszene mit einem mißtrauischen Papst scheint mir nicht frei von einem Anflug an Ironie.

Nachdem er die Apostel zum ersten Mal erwähnt hat, fügt der Erzähler den eigentlichen Eckstein der »Erretter«-Triade, die sich aus Peter, Paul und Silvester zusammensetzt, ein. Diesem müsse Constantin, so flüstern die Apostel ihm zu, absolut gehorsam werden:

*hie bi Rome ist ain man,
dem solt du werden gehorsam;
der haizet Silvester, '
din gaistlich vater wirt er:
tuo als er dih lere,
volge dem hailigen herren.
ich sage dir waerliche:
din suhte dir alle entwicht . . . (V. 7854—7861).*

Nachdem die Papstgestalt Silvester die Taufe an Constantin vollzogen hat, löst Constantins Konversion die angekündigte Heilung aus. Diese hat seine geistliche Wiedergeburt als echten Sohn der Kirche zur Folge. Symbolisch tritt die *mater ecclesia* in die Stellung der leiblichen Mutter insofern, als der Papst in die Stellung des geistlichen Vaters rückt.

Constantins dreistündiger Taufe⁴ folgt nicht etwa eine

⁴ Das heilige Wasser, das die Sucht zum Abklingen bringt, tritt an die Stelle des Kinderbluts, das für Constantins Heilung zunächst vorgesehen war. Bemerkenswert finde ich das Detail, daß nach St. Peter die ärztliche Heilung eine Stunde

Ruhepause, sondern eine sehr geschäftige Arbeitswoche von Montag bis Samstag. Während dieser Woche verordnet er zehn Gesetze (V. 7970–8115): am Montag ergeht das erste Edikt, das dem Inhalt nach dem ersten Gebot entspricht; am Dienstag das Gebot der Taufe für Täuflinge; am Mittwoch das Gebot der Zerstörung heidnischer Tempel; am Donnerstag werden die Anhänger des heidnischen Glaubens zu Reichsfeinden erklärt, und der Papst als oberster Strafrichter eingesetzt; am Freitag wird die Oberherrschaft des römischen Papstes in seiner Eigenschaft als Statthalter Roms (8080 ff.) über alle Patriarchen einschließlich der byzantinischen Kardinäle sanktioniert, sowie die geistliche Oberhirtenschaft des Klerus festgesetzt und schließlich der Petersstuhl mit Grundbesitz und dem Recht auf den Zehnten versehen; am Samstag werden alle Ritter aus dem Laienstand verpflichtet, die Christenheit zu verteidigen und die Bauern und Kaufleute angewiesen, den Reichsfrieden zu halten. Wer sich an ihren Gütern zu vergreifen wagt, ist ein Reichsfeind⁵.

Es handelt sich bei diesen zehn Geboten um eine Art von constantinischem Reichsgrundgesetz.

Der ganze Abschnitt des constantinischen Erlasses, der in V. 8199 endet, ist, wie wir noch sehen werden, meisterhaft aufgebaut. Die sechs Arbeitstage werden von je einem Sonntag mit je einer Sonderfunktion eingerahmt: *der suntuac ist diu rehte octava*⁶. Am vorausgehenden Feiertag

(7862) benötigt, Silvester hingegen drei Stunden (7942); die geistliche Konversion, die gewissermaßen in der Mitte steht, nimmt zwei (d. h. drei minus eine) Stunde in Anspruch. Selbst bei diesen Angaben finden wir diese merkwürdige nach numerischer Präzision strebende Abstufung.

5 Die Betonung des dritten Standes und seiner Rechte am letzten Gesetzgebungstag verliert an Merkwürdigkeit, wenn man zugibt, daß sich die *Kchr.* eben an das Patriziat und nicht an den Hochadel richtet. Eine Spitze gegen den Adel als möglichen Friedensbrecher scheint mir nicht impliziert zu sein. Vergleiche auch Nellmann, S. 96.

6 V. 9637; siehe auch oben S. 21.

empfängt Constantin die heilige Taufe durch den Papst, die ihn zu dessen Untertan und damit Untertan Gottes macht; am folgenden Sonntag weiht Silvester den Constantin zum Kaiser, der alsbald, wie ein Sohn der Kirche, eine Predigt über sein eigenes erstes Gebot hält und zwar insbesondere über die Zerstörung der Götzenbilder. Dergestalt wird seine kaiserliche Bestallung durch Weihe ergänzt und erhöht und gibt dem zweiten Sonntag eine Sonderbedeutung.

Die Aktivität der gesamten Woche bewirkt eine vertikal aufgeschichtete Kettenreaktion. Constantins Einführung in das christliche Regentenamt geschieht durch Heilung und Demütigung des weltlichen Herrschers, sowie dessen Initiierung durch Sakrament in das Amt des Gesetzgebers. Am Montag Morgen erhält Constantin das Abendmahl. Bis zur Mitte der Woche hat er drei Gesetze erlassen, von denen sich die ersten beiden auf den geistlichen Sektor beziehen. Wenn das der Fall, nimmt der Papst wie ein Lehns herr den Regenten jeweils *bihanden* (7987) oder *bi der hende* (8005); das dritte und vierte Gebot erstreckt sich auf den weltlichen Bereich; das fünfte erklärt den Papst zum obersten Gerichtsherrn; parallel dazu beziehen sich die nächsten beiden Gebote abermals auf den geistlichen Sektor; das fünfte und achte Gebot auf beide Bereiche, den weltlichen und geistlichen zugleich; und das neunte und zehnte auf die weltliche Machtsphäre. Die letzten beiden Erlasse enthalten Rechtsvorschriften, die, wie gesagt, auch den dritten Stand angehen.

Diese zehn Gebote sind auf einen Zirkel hin angelegt: Heiden und Rechtsbrecher sind Reichsfeinde, Reichsfeindschaft muß von dem christlichen Ritterstand geahndet werden. Der höchste Richter auf Erden, der sich hierbei der Ritter als ausführender Organe bedient, ist der Papst. Daher bestimmt er im Zweifelsfalle, wer ein Reichsfeind ist. Gegen einen solchen Entscheid kann keine Revision eingelegt werden; Rechtsbrecher und Heiden sind Reichsfeinde . . . Der Papst hat bei den wichtigen, um nicht zu sagen,

reichsentscheidenden Aufgaben letztlich die höchste Gewalt über den geistlichen, ritterlichen und drittständischen Bereich, der Kaiser hingegen letztlich nur die untere bis mittlere Gerichtsbarkeit. Er ist, um es polemisch zu überspitzen, einwandfrei in Bagatellsachen zuständig, sofern sie das gesamte Reich betreffen, vornehmlich also in Handelsstreitigkeiten und in der Sozialversorgung von Witwen und Waisen. Sein Urteil unterliegt in jedem Falle der Revision durch die Kurie. Das Apostelpaar hat seine Wirkung auf Constantin nicht verfehlt.

Das zweite Gebot liest sich wie eine Ausführungsbestimmung zum ersten und enthält zugleich das Heilmittel oder *arzenie*, die das angeprangerte Übel überwinden helfen soll. Ein gleiches ist der Fall bei Gebot drei und vier: wer nach der Zerstörung von Tempeln auch weiterhin den alten Göttern opfert, ist ein Feind des Reiches.

Selbst die Strafverfolgung ärgster Verbrechen kann vom Papst, sofern es vor seinem Gericht zu Verhandlungen kommt, ausgesetzt werden. Die Einräumung dieser päpstlichen Revisionsbefugnis stellt den Höhepunkt der einwöchentlichen Gesetzestätigkeit Constantins dar. Silvester darf mit seinem Eleven zufrieden sein: *daz gevestente* (»bestätigte«) *sancte Silvester der herre* (8064). Damit ist die Haupttriade, die gewissermaßen über der *ordo rerum* der *Kaiserchronik* schwebt, die hier in der Silvesterlegende ihre Krönung erfährt, erschaffen. Sie lautet in absteigender Anordnung: *babes*, *chuninc*, *riche*. Wir werden darauf zurückzukommen haben.

Der gesamte Abschnitt der christlichen Arbeitswoche (7970–8115) umfaßt, einschließlich der fehlenden Zeile *8081, genau 147 Zeilen. Die christliche Arbeitswoche ist, wie auch schon die Simon-Clemenssche Opferwoche (3701–3742)⁷, und, vor ihr, die heidnische Siebentageweche (43–185), nach dem Gesetz von sich dehnenden Gliedern gebaut. Die Basiszahl von 42 Versen hat der Dichter aus

7 Vgl. hierzu unten S. 114 Anm. 14.

dem Prolog (V. 1–42) entnommen⁸. Die römische Tageswoche (V. 75–186) hat genau siebenzig plus zweiundvierzig Zeilen; die Beschreibung der neuen christlichen Woche, die die alte Woche außer Kraft setzt, hat siebenzig plus sieben Verse (7970–8115). Die Zahlenpräzision im Aufbau geht aber noch weiter! Mittwoch Abend, bei Ende der ersten Hälfte (bei V. 8039), sind genau siebenzig Zeilen aufgewendet, weil die Hälfte der Arbeitszeit abgelaufen ist, und wie in einem halb abgelaufenen Zeitalter, die halbe Gesetzesarbeit geleistet ist. Die Maß- oder Ordnungssymbolik geht soweit, daß der Höhepunkt dieser Hälfte, die Verbreitung des Christentums *ze Rome*, in der siebenzigsten Zeile (8039) ausgesprochen wird:

*do begunde sich diu gotes lere
ze Rome braiten und meren. (8038–8039).*

Antithetisch dazu heißt es in der siebenzigsten Zeile des zweiten Gesetzesabschnitts, d. h. am Ende der zweiten Wochenhälfte (8109), daß dem Antichrist Einhalt geboten werden konnte. Und in einem Nachsatz heißt es eine Zeile danach, wie zur Ergänzung: dergestalt ist die Schirmherrschaft des christlichen Ritterstandes gegen das Heer der Heiden. E. Schröder⁹ verkennt m. E. die Genitivmetapher *wider des tieveles geverte* (8109), wenn er diese Stelle mit »Heergesinde« übersetzt. Ich lege ›Fahrt gegen den Teufel (= Antichrist) als einen wichtigen Vorausbezug auf V. 17277 aus, als Verankerung der später erfolgenden Aufforderung zum *Kreuzzug*, den allerletzten Gedanken, nach dessen Äußerung die *Kaiserchronik* abrupt abbricht¹⁰.

Hält man diese Auslegung für angemessen, so erklärte es sich mit weniger Schwierigkeiten, warum die Kaufleute, einmal ganz abgesehen von ihrer Standeszugehörigkeit, im

8 Vgl. hierzu oben S. 21.

9 Ausgabe, S. 392 und Register, S. 429.

10. Damit rede ich nicht einer detaillierten vorherigen *Gesamtplanung* das Wort.

laufenden Text gerade jetzt behandelt werden, oder, geflügelt gesprochen, warum sie von ihrem Platz am Mittwoch (dem Merkustag während der Heidenwoche, V. 125–138) auf einen solchen am Samstag während der christlichen Woche ›umgesiedelt‹ werden. In Abwesenheit der Ritterschaft, die ihre Funktion auf dem Kreuzzug zu erfüllen hat, müssen die patrizischen Kaufleute ihre Finanzierungsgeschäfte trotz des geschwächten kaiserlichen Rechtsschutzes weiterführen, unter welchem Schutz bei Verstößen gegen den Handelsfrieden ›saturnharte‹ Strafe droht (8102–8110; 8112–8115):

*unt swer in¹¹ ir guot naeme,
daz der des chuniges viant waere.*

Bevor wir näher auf die geistigen Perspektiven, die der Dichter auf dem ersten Höhepunkt¹² seiner Dichtung vorgeführt hat, eingehen können, müssen wir erst einmal auf die Bezüge zum Gesamtrahmen der *Kaiserchronik* eingehen.

Aus den erörterten thematischen und zahlenordnenden Bezügen ist es ersichtlich, daß die christliche Gesetzgebungswoche die römische Abgötterwoche als verpflichtendes Programm der römischen Christenheit ersetzen soll. Zahlenorganisatorisch drückt der Dichter diesen Kampf zwischen dem Neuen und dem Alten durch den Faktor sechs zu sieben aus (im Prolog war es, wie wir uns erinnern, sechs mal sieben). Insofern die Achttageswoche zehn Gebote kreiert, ergibt sich der Faktor sieben mal zehn; daher verwendet der Dichter die runde Zahl siebzig, wie angegeben.

Beim Erzählen benutzt der Kaiserchronist ein bestimmtes Vokabular. Am Tag der *maeninne* alter Ordnung wur-

11 Das zehnte Gebot gewährt natürlich auch den Angehörigen des Nährstands Schutz.

12 Der zweite Höhepunkt in der *Kchr.* ist, um es noch einmal zu sagen, *Karls liet* (V. 14308–15091); siehe dazu unten S. 172 ff.

de Apollo Öl geopfert; jetzt hingegen wird das christliche Abendmahl gefeiert. Am Tag nach Montag (man beachte, daß er Tius verschweigt) wurden damals dem Kriegsgott Schilde und Schwerter dargeboten; jetzt wird stattdessen getauft. Mittwoch diente der Verherrlichung der Hermes-säule (V. 129); jetzt werden Tempel zerstört. Am Donnerstag vergaßen es die Schützen, dem Jupiter ihre Pfeile und Bögen zu weihen, so daß der Weihrauch, der ihm zu Ehren geopfert wird, übel riecht; dergleichen Leute zählen jetzt zu den Reichsfeinden. Am Ehrentage der Frau Venus (wieder vermeidet es der Pädagoge, etwa *vritac* zu schreiben) strömen die Huren und Hurenböcke, ungeachtet ob sie arm oder reich sind (*sic!*), zum Venustempel; jetzt regiert der Papst als Oberhirte. Am Samstag neuer Ordnung tanzen die Römer nicht mehr um eine Saturnsrotunda¹³, sondern beschützen die Christenheit. Die heidnische Siebentagewoche hat sich unter Constantin im römischen Reich zu einer vollständig christlichen Staatswoche, der *octava*, gewandelt.

Wer das Gebot der alten bzw. neuen Woche nicht hielt, durfte nicht straffrei ausgehen. Nach dem Alten Gesetz (V. 69) wurden Zuwiderhandelnde im Wasser ertränkt. Nach dem Neuen Gesetz der christlich erfüllten Woche wurden die Noch-nicht-Gläubigen ins Wasser nur zur Taufe gestoßen. Wurden nach dem Alten Gesetz die Nichtgläubigen im Feuer geröstet, so sind es nun in der ersten Predigt des neubekehrten Constantin die Abgötter, die man verbrennen soll. Der antithetische Parallelismus geht soweit, daß die zehn Gebote der christlichen Woche die zehn Op-

13 Gleich unmittelbar nach Beendigung der Abgötterwoche weiht Bonifacius das Pantheon auf den christlichen Gebrauch um. Das scheint mir ein beabsichtigter Kunstgriff. Die Mängel der heidnischen Abgötterwoche sind also bereits von Anfang an deutlich angeprangert; und schon dann wird die klaffende Lücke des heidnischen Sonntags *dem allmächtigen gote ze eren* (190), sowie der Maria und allen Heiligen, durch *Umweihung* geschlossen.

fergaben der heidnischen rechtssymbolisch außer Kraft setzen¹⁴.

Das neue christliche Grundgesetz hatte Gott mit Hilfe einer Vision angekündigt und es ist als Edikt, das Gott selbst hat einsetzen lassen, an keine irdische Zeitenfolge gebunden. Der Dichter greift also mit großer Kühnheit nach einer Gewaltlösung schwierigster Grundsatzfragen. Der Gedankengang läßt sich bündig so zusammenfassen: Zum Dank für die Heilung von der Lepra (die in seiner Person indirekt das ganze *riche* skrofuliert) und dank seiner Konversion zum Christentum, setzt die Constantingestalt die Papstgestalt Silvester als geistlichen Oberhirten über alle Patriarchen der Kirche ein; er stattet ihn ferner zu Rom mit Grundbesitz aus und macht ihn zugleich zum obersten Gerichtsherrn im römischen Reiche. Es ist dies, wenigstens in groben Umrissen dem Inhalte nach, ein hinlänglich ungetreuer Spiegel der sogenannten Konstantinischen Schenkung.

Die Konstantinische Schenkung besagt, daß Konstantin der Große Silvester I. einen *kaisergleichen*, nicht kaiserübergeordneten Rang eingeräumt habe und daß Konstantin ihm Provinzen Italiens und des Westens überlassen habe¹⁵.

14 Es sind dies die Opfergaben Öl, Wein; Schilde, Schwerter; Pfeile, Bögen; Blumen, Ringe; Quecksilber, Gold; deren Empfänger waren jeweils die Abgötter Luna=maeninne; Apollo; Mars; Merkur; Jupiter; Venus; und Saturn nach V. 87 ff. Apollo wird in der entsprechenden Reihe von V. 3701 ff. nicht genannt.

15 Die *Donatio Constantini* ist bekanntlich eine vor dem Jahre 800 A. D. vermutlich in St. Denis entstandene Fälschung einer angeblichen Schenkungsurkunde des historischen Kaisers Konstantin an den historischen Papst Silvester. Auf diese Schenkung bezog sich als erster, so referiere ich nach der neuesten mir bekanntgewordenen Sekundärliteratur, Leo IX. über zweihundertfünfzig Jahre nach der Fälschung anläßlich einer Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Patriarchen von Konstantinopel. Vgl. zu diesem schwierigen und umstrittenen Thema die Abhandlungen von H. Fuhr-

Mir ist nach eingehender Lektüre der V. 7806–8199 nicht mehr zweifelhaft, daß der Kaiserchronist grundsätzlich über den Inhalt und die Hauptpunkte der angeblichen Schenkung umrißhaft Bescheid wußte. Es ist zwar richtig, daß er die Schenkung, wie Nellmann¹⁶ mit Recht hervorhebt, im *wörtlichen* Sinne umgeht. Die Tatsache, daß er Constantin Gesetze des angegebenen Inhalts promulgieren läßt, die den Rahmen der Konstantinischen Schenkung sogar noch überbieten, und diese Gesetzgebung zum Höhepunkt seiner Dichtung macht, berechtigt uns zu der Annahme, er müsse grundsätzlich an die Richtigkeit und Billigkeit dieser Neuordnung geglaubt haben. Möglicherweise hat er sie sogar für einen göttlichen Gnadenbeweis angesehen¹⁷. Es war nicht notwendig, auf diesen Punkt wörtlich einzugehen, solange es seiner Absicht entsprach, sein Publikum auf diesen Standpunkt zu verpflichten. Mit welchen erzähltechnischen Mitteln verschleiert der Dichter die Konstantinische Schenkung?

Er kleidet den jeweiligen Rechtsübergang in Vasallenterminologie. Silvester legt zwar die Hände des Königs Constantin wie die eines Vasallen in seine Hände (7987; 8005); umgekehrt nimmt Constantin Silvester immer nur *bi der hant* (8029; 8055), umgreift also nicht *beide* Hände der Papstgestalt als die eines Lehnsmanns. Deutlicher kann es ein Dichter des zwölften und gestenbewußten Jahrhunderts nicht machen: der Papstgestalt wird zweifellos eine höhere Stellung als der Königsfigur eingeräumt. Es han-

mann, *DAEM*, XV (1959) und XXII (1966) 63–178; und E. Nellmann, *Die Reichsidee*, S. 110–113.

16 *Die Reichsidee*, S. 112.

17 Ganz anders reagierte auf die Konstantinische Schenkung Dante, *Divina Commedia*, Inferno, Canto XIX, V. 1915, der in ihr eine »üble Aussaat« erblickte; vgl. ebenfalls Paradiso, Canto XX, V. 58–60, »verhängnisvolle Saaten«, VI, Z. 2 »dem Lichtlauf trotzend«; vgl. auch *De Monarchia*, in welcher Abhandlung Dante das Verhältnis von Reich und Kirche im Sinne einer Nebenordnung definiert.

delt sich bei den Gesten des Silvester um Zeichen der Unterordnung Constantins. Dessen Gesten bleiben andererseits rechtlich und symbolisch ohne Wirkung. Kein Zweifel, wer nach Meinung des Regensburgers an der Spitze der Hierarchie steht. Tatsächlich steht sich die Papstgestalt Silvester nach der Version der *Kaiserchronik* (V. 8073—74; 8075—83) der geistlichen Überordnung nach besser als nach dem *Constitutum*. Hinsichtlich der Größe des überlassenen Grundbesitzes gibt die *Kaiserchronik* keinen Aufschluß¹⁸.

Die demütigende Wirkung an der Schenkung wird jedenfalls juristisch-symbolisch deutlich sichtbar gemacht, ohne daß es dem Kaiserchronisten eingefallen wäre, wie etwa Otto von Freising, sich über den weltlichen Besitzstand der Kirche ernsthafte Gedanken zu machen¹⁹. Im Rahmen der *Kaiserchronik* werden wichtige politische Entscheidungen, die für das Reich von höchster Bedeutung sind, mit Vorliebe auf dem Justizwege ausgetragen. Constantin erläßt wie ein Kanzlist der alliierten Peter, Paul und Silvester Gesetze, die, wären sie jemals in ähnlich bündiger Form von einer kaiserlichen Kanzlei in Wirklichkeit erlassen worden, die richterliche Obergewalt im Reich empfindlich beschnitten hätten²⁰.

Nach unseres Dichters Meinung, die er aus der Legendenüberlieferung übernahm, war der Anlaß zu dieser apo-

18 G.Laehr, *Die Konstantinische Schenkung in der abendländischen Literatur des Mittelalters*, Diss. (Königsberg, 1926) S. 180, streift die *Kchr.* nur flüchtig; siehe dort S. 48 f. über Honorius Augustodunensis, bei dem Konstantin zum Lehnsman des Papstes wird.

19 *Chronica*, IV, Prologus, wo das Problem der Konstantinischen Schenkung mit Eleganz und Diplomatie und einem leisen Anflug von Zweifel angegangen wird, Hofmeister, S. 290—297.

20 Historisch richtig, soweit ich mir nach der neuesten Sekundärliteratur ein Urteil erlauben kann, ist nur, daß Konstantin eine bischöfliche Zivilgerichtsbarkeit über Laiengerichte einsetzte, deren Urteile von Zivilbehörden zu vollziehen waren.

kryphen Schenkung die Dankbarkeit Constantins gegenüber Silvester. Dieser Dank hätte demjenigen abgestattet werden können, den Silvester auf Erden vertritt: St. Peter. Der Dichter läßt jedoch seinen Constantin keinen Dank aussprechen, sondern es kommt einfach schon vor der heilkräftigen Taufe zu Constantins *Unterordnung*, wie es die Ausdrücke »maister«²¹ und

*al daz ich tuon sol,
ich wil sin gerne beginnen
al nach dinen willen (7935—7937),*

die an Silvester gerichtet sind, hinlänglich bezeugen. Da es dem deutschen Dichter an einer rationalen Begründung für eine solche Unterordnung, die allerdings auch von Bernhard von Clairvaux und Honorius Augustodunensis vertreten wurde, obwohl sie weit über den Rahmen des *Constitutum Constantinum* hinausging, fraglos nicht gelegen war, verschob er die angebliche Entscheidung des Herrschers zugunsten des Übertragungserlasses auf die Ebene einer ›Vision‹ (7842 ff.). Diese entzog sich natürlich jeglicher reichsrechtlichen Überprüfung.

Der Kaiserchronist hat, wie wir nun sehen, nicht bloß einen Zirkelschluß bei der Begründung des Herrschaftsverlusts Constantins verwendet, sondern hat ihn auch noch mit einer geistlichen Sonderbedeutung versehen. Wir fragen noch einmal: Wie hat er diese Leistung erzähltechnisch bewältigt? Durch den Bildervergleich mit den Aposteln (7904 ff.), der von Gott so gewollt sei, soll in dem Zuhörer der Eindruck entstehen, daß eine heilsgeschichtliche Beglaubigung der Authentizität der Vision stattgefunden habe, nachdem sie der Leprakranke gehabt habe²². Nach der angeblich stichhaltigen Probe fällt Silvester *ze gote sine venie* und empfiehlt wie ein feinfühligler Seelenarzt (7885;

²¹ V. 7934; 8490; 9855; 10406; 10412.

²² Die Papstgestalt gibt sich dem Bericht gegenüber betont kritisch (V. 7909); vgl. auch oben S. 107 f.

7928) Constantin, daß er sich Gottes Lehre jetzt unterwerfen müsse. In dieser Szene wird der bedeutsame Abstand zwischen Gottes und des Stellvertreters Wille behutsam verkleinert.

Nachdem es feststeht, daß der Papst ab jetzt zum obersten Gerichtsherrn im Reich bestallt ist, finden die noch folgenden Ereignisse leicht ihren Anknüpfungspunkt. Der kranke König hat seine künftige Abhängigkeit vom Papst besiegelt. Deshalb gewinnt seine Taufe neben den bereits erwähnten Aspekten der Heilung und Umwandlung noch eine dritte Bedeutung, die man als Weihung eines Königsworts bezeichnen darf. Wir können daher eine weitere Triade bezeugen, deren wichtiges Merkmal ein Aspektwechsel²³ während der Kumulierung ist. Es ist die für den *ordo silvestri novus* erzähltechnisch entscheidende Anhäufung in Triadenform. Erste Stufe: statt daß der Regent auf heidnische Art (durch Kinderblut) neugeboren wird, ereignet sich seine – und damit des Reiches – Wiedergeburt kraft des Weihwassers (7938); zweite Stufe: nun wandelt sich sein Königsblut in geheiligtes Blut, weil es in den Adern eines Christen fließt; dritte Stufe: Silvester als Stellvertreter Gottes und Sprecher Gottes auf Erden sorgt dafür, daß sich dieser neugewonnene Täufling in eine kindsgleiche Abhängigkeit begibt, die einer permanenten Vormundschaft nahesteht und seine Eigenherrschaft entscheidend einschränkt. Der Ungeheuerlichkeit dieser dreistufigen Sondereucharistie entspricht die außerordentliche Dauer der Taufe:

er besouft in drie stunt. (7942).

Während dieser wichtigsten Reichsgründungswoche in der Geschichte der römischen Herrscher gelingt es in den Augen des Dichters der Papstgestalt, den unverrückbaren

23 Vgl. zum Verständnis V. 7882, worin ausgedrückt wird, daß Silvester dem König Constantin untergeordnet ist; siehe hierzu S. 119 Anm. 24.

Grundstein der Beziehung zwischen römischem Reich und katholischer Kirche zu legen. In dieser Beziehung erscheint die Königsgestalt, symbolisch gesehen, als geistiges Kind und die Kirche, symbolisch betrachtet, als geistige Mutter des Kindes. Die Papstgestalt redet Constantin gegen Ende der Synode, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, wie einem geistlichen Vater geziemend²⁴, mit »*lieber sun min*« (9862) an, ebenso wie Helena ihn in ihrer Eigenschaft als leibliche Mutter brieflich (8212) angeredet hatte. Der Triumph des neuernannten Vormunds könnte nicht beredter zum Ausdruck gebracht werden.

Die Annahme der geistlichen Kindschaft und die Verkündigung des neuen Reichsrechts ruft einen unbändigen Zorn und den gekränkten Stolz in der leiblichen Mutter des Herrschers hervor.

Die Motivierung des folgenden Disputs (V. 8200 ff.), in dem die gelehrtesten Köpfe der alten heidnischen Ordnung ihre Thesen vorbringen, erfordert einen Tausch in der Rolle der leiblichen Mutter, Helena. Vor ihrer Rückkehr nach Rom und ihrer Erhöhung von einer Kebse zur legitimen Kaiserinmutter und -gattin war Helena in den Augen der Gesellschaft unmöglich. Jetzt zwingt sie ein geistlicher Umschwung im römischen Reich, das ihr Sohn nur noch dem Scheine nach anführt, und das in Wirklichkeit der Papst regiert, auf Seiten der gegnerischen Partei zu kämpfen. Nach ihrer Auffassung, die noch der alten nicht-christlichen Reichsordnung verhaftet ist, hat ihr Sohn nicht bloß, symbolisch gesprochen, eine lepröse Haut abgestreift und einen unfreien Herrschermantel umgetan, sondern vor allem ihren Ruhm geschmälert. Sie trifft genau den springenden Punkt:

24 V. 7857. In der ersten Anrede vor der Taufe redet Constantin Silvester bezeichnenderweise wie einen Lehnsmann an: »*lieber man*« (7882); vgl. damit V. 7931 und oben S. 116 Anm. 18.

*din vater Constantius
rihte²⁵ elliu romisken hus. (8218—8219).*

Damit sagt sie ihm mit wünschenswerter Deutlichkeit, daß er im Vergleich zu ihrem verstorbenen Mann eine erhebliche Machteinbuße erlitten habe. Ihre Feststellung ist durchaus angemessen. Sie fährt fort:

*iz was von im ungehoret,
daz er sich iemer hete gekeret
an so getane trugehait. (8220—8222).*

Helena will es durchsetzen, daß ihr Sohn wieder in den Schoß der Heidengemeinschaft zurückkehre und zwar, weil er, wie gesagt, ein ›Opfer‹ der (christlichen) ›trugehait‹²⁶ geworden wäre. Dieses Motiv spielt später beim Disput auf dem Konzil eine bedeutende Rolle. Der Dichter verkürzt das angeschnittene Problem (die Neubeziehung zwischen Reich und Kirche) auf das anschaulichste in eine Familienbeziehung von Sohn und Mutter. Die Kirche machte sich symbolisch von der Begrenzung durch das alte Testament und von ihrer mosaischen Abkunft ebenso los wie Constantin jetzt von seiner leiblichen Mutter. Er wird sie zwar als Vorfahrin nie verleugnen können, seine Neugeburt erfolgt jedoch aus einem anderen Schoße, nämlich, wie bei einer jungfräulichen Geburt, dem Schoß der Kirche und dem Geist des Neuen Testaments. Es ist eine ›Geburt‹, die der geistliche Vater auf Erden arrangiert ohne körperliche Inanspruchnahme der leiblichen Mutter. Auf Constantins Frage hin rät die Papstgestalt ihm, es sei Gottes eigener Wille, daß die Christenheit *gemeret* (8327) werde. Die He-

25 *Rihten* bedeutet hier soviel wie regieren und unbeschränkt Recht sprechen.

26 Siehe V. 8222, 8240, 8305, 9979; selbst Silvester wird vom Antistandpunkt aus als *alter trugenare* (8373) bezeichnet, wodurch eine Brücke zu dem Weisen geschlagen wird, der V. 7819 ff. Constantin rät, sich mit dem Kinderblut zu heilen, mit seinem Rat aber nicht durchdringt.

lena möge ihr Gericht vom Himmel empfangen, wie es ihr Gott verhänge.

Die Handlung spitzt sich nun, beinahe einer Familien-tragödie vergleichbar, zu. Die Synode (*sent*) wird nach Turaz²⁷ in Kleinasien berufen. Der Dichter mag dabei an das Konzil von Nicäa (325 A. D.) gedacht haben. Helena erhält, ihrer Stellung entsprechend, den Vorsitz auf dieser Synode (V. 8516; 8522; 8698). Dies ist nicht etwa als ironische Anspielung des Dichters zu verstehen, denn bei einem *sent* war sie als Laie berechtigt²⁸ und als Königin verpflichtet, bei der Urteilsfindung zugezogen zu sein.

Das Wort führen die zwölf gelehrtesten Juden, deren Helena habhaft werden konnte. Der dreizehnte Mann, den sie aufstellt, ist ein Zauberer namens Zambri²⁹. Er tötet einen Stier, den Silvester wiedererweckt. Das Überraschende an der Wiedererweckung ist, daß hier eine Papstgestalt, statt mit einer Bulle, mit Hilfe eines Bullen den wichtigsten Glaubenspunkt des Christentums unter Beweis stellen möchte, nämlich die Auferstehung Jesu Christi. Diese etwas krasse Szene wirft auf die religiösen Vorstellungen und deren Untiefe ein eigenartiges Licht; einerseits spielen griechische Erzähltraditionen mit hinein, andererseits hat er sich wohl dieses eher grobe Geschütz nicht entgehen lassen wollen³⁰.

27 Nach der Heidelberger Handschrift der *Kchr.*: Turazie, also wohl Thrazien, worin Nicäa liegt.

28 Ich stütze mich hier auf R. Schröder, *Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte*, 6. Auflage, fortgeführt von E. von Künßberg (Berlin und Leipzig, 1919—1922) S. 634 f. Freilich greift Helena auf unüberlegte Weise in den Prozeß ein, vgl. S. 127 unten.

29 Zambris Name erinnert an den Mörder Zimri, 1. *Könige*, 16, 8 ff. und 15 ff. und kommt als Zamri bei Honorius Augustodunensis vor, Migne, *PL*, CLXXII, 173 C.

30 Vgl. Maßmann, III, S. 858. Merkwürdigerweise stellt die Christusgestalt, die in V. 639 ff. nur sehr flüchtig erwähnt wird, weder an dieser Stelle, noch sonst in der *Kchr.*, wie man doch erwartet hätte, einen dichterischen Höhepunkt dar. Diese Tatsache werden wir im IV. Kapitel berücksichtigen müssen.

In mehrfacher Hinsicht bestehen Parallelen zwischen den Fragen, die auf der Synode angeschnitten werden und dem Inhalt der Gesetzeswoche. In jener Woche war eine Auseinandersetzung zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht zu schlichten. Hier nun besteht ein schroffer Gegensatz zwischen Silvester, dem Sprecher, der sich auf das Neue Testament beruft und den zwölf gelehrten Juden, die sich auf das Alte Testament stützen. Der Aufbau der Disputation ist vergleichbar mit dem der Gesetzeswoche. Grob gesprochen, beginnt jene wie diese mit dem Herrgott (7992 f.; 8605 ff.) und endet mit der Ahndung von Diebstählen: man fürchtet, den Kaufleuten könnten ihre Güter, und den Bauern ihr Vieh *gestohlen* werden, 8112 ff.; die Juden könnten den Leichnam des Herrn *gestohlen* haben; jedenfalls behaupten es *diese guoten cnechte* (dieser Ausdruck kann nur ironisch gemeint sein!). Außerdem bezeugen sechzig Juden den Diebstahl. Zum Beweis, daß die Auferstehung Christi wirklich erfolgt sei, erweckt Silvester einen bereits von Vögeln und Hunden zerfressenen Bullen *in signo crucis* zum Leben. Die Papstgestalt und alle anwesenden Christen, die ihm folgen, tragen ein *rotes Kreuz* vor sich. Es heißt in der ersten Replik Constantins, daß die Juden die Abgötter *gelich ainem stiere* (8636) anbeteten. Nachdem der *Stier*, den Zambri totgeraunt hatte, drei Tage lang tot darniedergelegen hatte, steht er am vierten Tage, von Silvester wieder lebendig gemacht, von neuem auf, und gibt abermals einen für das Christentum bedrohlichen Dämon ab. Der Dichter kommt dem Publikumsgeschmack weit entgegen.

Die Synode befaßt sich der Hauptsache nach wie einst das Konzil zu Nicäa mit dem Trinitätsproblem: Waren Gott, Christus und der Heilige Geist eine Dreiheit in Einheit? Daß eine solche Dreifaltigkeit überhaupt bestehen könne, bestreitet sogleich der erste Sprecher der Nichtchristenpartei namens Abiathar³¹, der den bezeichnenden

31 Abjathars Name ist der einer Nebenfigur aus 1. Samuel 22, 20 ff.

Titel Archisynagogus führt. Der Disput zwischen Abiathar und Silvester leitet die Disputation von zwölf Hauptargumenten ein, die der Reihe nach von Silvester widerlegt werden. Gelang es Constantin mit Hilfe Silvesters, sein Gesetzeswerk in sechs Tagen zu vollbringen, so wird es Silvester ohne Hilfeleistung Constantins gelingen, seinen geistigen Sieg auf der Synode schon am fünften Tag (10096), also rascher, zu vollbringen. Als St. Peters Stellvertreter auf Erden wird ihm am Ende ein *sluzzel* (10565) ausgehändigt, um einen Drachen, der *Rom* bedroht, *unz an den jungisten tach* (10594) zu bannen.

Silvester kämpft auf der Synode um *die Zukunft der christlichen Kirche*. Alles steht auf dem Spiele: sein Kopf, den er verpfändet, die Häupter der Römer, das Schicksal *Roms*, wie des ganzen Reiches überhaupt (8382 f.). Helena verfügt über mehr als doppelt so viel Anhänger als ihr Sohn. In dem nun folgenden geistigen Waffengang bekämpft Silvester die Sprecher der Alten Ordnung mit ihrem eigenen Arsenal, d. h. mit passenden Zitatenspiegeln. Zu unserer Überraschung stammen diese jedoch meist nicht aus dem Neuen, sondern gerade aus dem Alten Testament³². Um gleich das Ende der Redeschlacht vorwegzunehmen: Die zwölf jüdischen Redner, Zambri, Helena und 84 500 Heiden, und sogar die Synodalrichter, die beiden heidnischen Philosophen, Crathon und Zenophilus, treten, als sie besiegt sind, zum Christentum über.

Die Gegenargumente Silvesters sind, wie auch schon der Zusammenhang der gesetzgeberischen Sechstageswoche Constantins, auf einen Zirkelschluß hin angelegt. Auch hier umfaßt der Zirkel eine Triade, nämlich die Dreifaltigkeit vom Standpunkt des Alten Gottes, der Neuen Gottesmut-

32 Die anscheinend größere Wirkung des Alten Testaments auf das Publikum des zwölften Jahrhunderts ist noch nicht erschöpfend untersucht. Einen vielversprechenden Anfang mit bemerkenswerten Einsichten machte D. H. Green in dem VII. Kapitel seines *The Millstätter Exodus* (Cambridge, 1966).

ter und des Gottessohnes Jesus. Der Dichter gestaltet sie zu einer Trinität *sui generis*.

Abiathar und seine elfköpfige Mannschaft stellen, einer nach dem anderen, Zweifelsfragen an Silvester, die der Papst jeweils mit typologischen Verweisen auf das Alte Testament ›widerlegt‹. Jedenfalls sprechen die Kampfrichter immer wieder Silvester den Sieg zu, obwohl er den Streitkernen, weil er sich fast gar nicht auf das Neue Testament beruft, stets von neuem aus dem Wege zu gehen weiß. Er nennt jedenfalls Jesus in Verbindung mit dem Neuen Testament, soweit ich sehe, nur zweimal³³. Die anwesenden Philosophen verhalten sich wie die Mehrheit der Bischöfe beim Konzil zu Nicäa. Sie wollen, wie ihre historischen Kollegen vor ihnen, den Schwierigkeiten, die zur Sprache kommen, wenigstens vor der Öffentlichkeit, aus dem Wege gehen. Dem Kaiserchronisten muß es entgangen sein, daß sie wie Athanasianer, nicht wie Arianer, richten, und insofern doch nicht vollkommen neutral bleiben. Man muß des Dichters Sinn für Humor bewundern, und kann ihm Anerkennung nicht versagen, wenn er etwa meint:

*... zwene philosophi,
die lobeten si in iewederem taile da bi.*

(8584—8585).

Nun sind die einzelnen Argumente der Disputanden keineswegs voneinander isoliert, sondern sie sind, wie durch innere Strebepfeiler, mehrfach untereinander verbunden, so daß man es kaum mit Worten fassen kann, ohne sich laufend zu wiederholen. Einfacher läßt sich das Bild in einem Schema der Argumenteverkettung³⁴ gewinnen:

33 V. 9099 in Verbindung mit Johann. 14,6 Vgl. S. 121 Anm. 30; siehe auch V. 8998 und V. 9000, wo Jesus mit *er ist ain got wunderbarlich*, mit der Betonung auf ein, nach dem Buch Jesaja beschrieben wird. Die andere wichtige Stelle ist V. 5632.

34 Für eine ebenso ausführliche Darstellung des Schemas der Gegenargumente fühle ich mich nicht theologisch gerüstet und daher nicht zuständig.

1. Runde

- I. Ist Gott ein dreieiniger Gott? (1. Teil der Frage).
Können christliche Propheten jemanden auferstehen lassen? (2. Teil der Frage).
- II. Welchen Effekt hat Christi Tod auf die Dreieinigkeit? (1. Teil der Frage).
Ist ein Gott, der sich erniedrigt, als Gott glaubhaft? (2. Teil der Frage).
- III. Wie kann eine Jungfrau einen gottgleichen Sohn gebären?
- IV. Wie kann ein Gott es erlauben, daß ihn menschliche Sünder berühren dürfen, ohne daß er seine Göttlichkeit einbüßt?
- V. Wie kann eine Jungfrau nach der Geburt ihres Kindes weiterhin eine Jungfrau sein?
- VI. Warum ist nicht auch Luzifer aus der Hölle befreit worden?

2. Runde

- VII. Wie erklärt sich die Beschneidungsvorschrift nach dem Alten Testament?
- VIII. Wenn das Paradies nicht allen Sündern offensteht, worin besteht dann der vorbildliche Wert des Martyriums Christi?
- IX. Wenn die Ehe als gut und ehrenwert gilt, warum ist dann Christus außerhalb der Ehe von einer Jungfrau geboren?
- X. Wie kann Silvester ein Prophet genannt werden, da er doch von den Heiden abstammt und es keine heidnischen Propheten gibt? (1. Teil der Frage).
Warum sollen die Juden einem Neuen Gesetz folgen, wo sie doch ein Altes Gesetz haben? (2. Teil der Frage).
Warum verschmähen es die Christen, den Sabbat zu heiligen? (3. Teil der Frage).

- XI. Wenn es einen wahren Gott gibt, warum lag er dann hilflos und nackt in einer Krippe und nicht im Gewande des Luxus und der Macht? (1. Teil der Frage).
Wie konnte der Teufel in der Hölle den wahren Gott berühren, ohne Jesus von sich abhängig zu machen? (2. Teil der Frage).
- XII. Wie vermochte Jesus aufzuerstehen, wenn doch sein Leichnam nach dem Diebszeugnis nachts von seinen Jüngern aus dem Grabe gestohlen wurde?

Diese Darlegung der Argumenteverkettung nimmt für sich nicht in Anspruch, daß alle poetischen und typologischen Beziehungen vom Alten zum Neuen Zeitalter, auf die es dem Dichter nach seiner Auffassung besonders angekommen ist, vollständig zum Vorschein gekommen sind. Die Argumente, welche die zwölf Gelehrten³⁶ vorbringen, enthalten, wie man sehen kann, insgesamt elf Verbindungslinien³⁷ oder Aspektverknüpfungen. Im Verlaufe der Disputation wird es zusehends klarer, daß der Trennungsvorgang, also die Neugeburt aus dem Alten Gesetz, nach Sil-

35 Präsidentin: Kaisermutter Helena; Schiedsrichter: Crathon und Zenophilus, zwei Philosophen; Streitsache: die Geburt der Christenkirche; Kläger: die zwölf gelehrtesten Männer des Alten Reiches; Beklagter: die christliche Kirche; Verteidiger: Silvester; Tenor: Klage in allen Punkten unbegründet, daher abzuweisen; Rechtsfolge: Konversion der Präsidentin, der Richter samt 84 500 Mann zur obsiegenden Religion.

36 Man beachte die hebräisch lautenden Namen der Kläger: Godolia(s) = Gedalja, 2. Könige 25, 22–25; Aunan = Onan, Genesis 38, 4–10; Aroel = Ariel, Esra 8, 16; Kusi = Chusi, Jeremia 36, 14 oder Zephania 1,1; Thara = Tharra aus dem apokryphen Buch Esther?; Jubal, Genesis 4,21; Doech = Doech, 1. Samuel 22,18; Benjamin; Zeleon = Chiljon, Ruth 1, 2–5, Abiathar und Jona; allein der Name Didascali ist ein Spitzname und bedeutet eigentlich »major(es) Judaeorum«.

37 Sie laufen von: I,1 zu II,1; I,2 zu X,1 und zu XII; II,2 zu XI,1; III zu IV und IX; IV zu XI,2; V zu IX; VI zu VIII; VII zu X,2; X,2 zu X,3.

vesters Auffassung bereits altzeitlich (typologisch) vorherbestimmt gewesen sei.

Die unterliegende Partei will sich am Ende des ersten Verhandlungstages nach Zeleons Argument dennoch nicht geschlagen geben. Die Präsidentin des *sent* greift auf vorschnelle Weise (9885 ff.) in das Verfahren ein und lädt auf den folgenden Tag Zeleons Zeugen vor, die den Diebstahl am Leichnam Christi gesehen haben wollen. Silvester, der Verteidiger der beklagten und am Ende siegreichen Partei erledigt mit Leichtigkeit den Einwand der sechzig Zeugen mit dem Hinweis, daß es schwer gewesen sein dürfte, angesichts so vieler Augenzeugen einen *Diebstahl* auszuführen; er beweist ihnen, daß allein schon wegen des Altersunterschieds zwischen Jesus und ihnen keiner von ihnen hätte gegenwärtig sein können! Nachdem der Papst mit den Zeugen ein so leichtes Spiel gehabt hatte, erwächst ihm plötzlich in dem zauberkundigen Zambri ein tödlicher Gegner, der ihm vorgaukelt, er könne seine Lehre durch ein gottgefälliges Wunder bezeugen.

Noch ehe Zambri zum Zuge kommt, stellt Silvester seine Bedingungen: Wenn Gott es zuläßt, daß durch dich, Zambri, ein lebendiger Mensch zu Tode kommt und wiederaufstehe, werden die Synodalrichter dir statt mir Recht geben. Es handelt sich daher bei dieser Wiedererweckung um nichts geringeres als einen Testfall für die Entscheidung des Trinitätsproblems. Als sich Silvester auf das Alte Testament beruft, scheint Zambri ihn überlistet zu haben. Am vierten Tage bringt, wie wir schon gehört haben, Silvester den von Zambri totgesprochenen Bullen durch intensives Gebet wieder zum Leben.

Die zwölf Kläger hatten im voraus gelobt, daß sie sich bekehren würden, wenn Silvester die Auferstehung des Bullen gelänge. Wenn alles sich bekehrt, darf auch Helena nicht ungläubig bleiben. Ihre Taufe verleiht ihr eine besondere Gabe, auf Grund deren sie für die Stadt Trier wertvolle Reliquien aufzuspüren vermag.

Der dritte Teil der Silvester-Constantinlegende braucht

uns nur in aller Kürze zu beschäftigen. Wichtig ist in unserem Zusammenhang allein, daß eine Hungersnot, die im Westteil des römischen Reiches ausbricht, Constantin zu einem Emigranten macht, der seine Residenz nach Griechenland verlegt.

Vor seiner Abfahrt sagt Constantin zu seinem »Meister« Silvester:

*ich bevilhe dir min riche,
unz ich wider zuo dir chom. (10410—10411).*

Während Constantin nach Griechenland abreist, wo ihm ein Engel den Platz anweist, auf dem er die später nach ihm benannte Stadt gründet, tritt der Papst als Treuhänder (10412—10417) die Spitzenstellung in der römischen Weltherrschaft an³⁸.

Die Parallelbeziehungen zwischen den beiden Helden der Erzählung sind wohl deutlich geworden. Silvester erhält den Himmelsschlüssel zugeteilt, verriegelt *ane ture und ane sloz*, d. h. auf ewig, das Loch in der Erde vor Rom, das der Drache gerissen hatte. Constantin erhält die Schlüssel zur dereinstigen Weltstadt des neu- oder oströmischen Reiches ausgeliefert. Die Neugründung erfolgt, nachdem ein bißchen römische Erde nach Griechenland überbracht worden ist — das erwähnt der Dichter sogar dreimal (10481; 10484 und 10495). Es wäre also nicht richtig zu sagen, der Kaiser Constantin habe sein Reich gen Osten transferiert. Vielmehr hat er es, durch eine Hungersnot vertrieben, die den Papst und seine Anhänger nicht zu berühren scheint, im

38 Diese etwas undifferenzierte Haltung hebt sich deutlich von Otto von Freising's Auffassung ab. Vermutlich liegt eine Beeinflussung durch Bernhard von Clairvaux (der in V. 17276 genannt wird) oder durch Honorius Augustodunensis vor, vgl. *Summa Gloria de Apostolico et Augusto sive de prae-cellentia sacerdotii prae regno*, Ausgabe J. Dietrich; S. 75: »Rex est minister aecclesiae, ut rebelles comprimat«.

Osten neugegründet, also auf einem anderen Boden *fortgeführt*. Das Überbringen eines Häufchens Erde dient zur Betonung der symbolischen Kontinuität. Der geistliche Vater aber, der auf dem alten Boden zurückbleibt, nimmt voll und ganz die Stellung ein, die der leibliche Vater, Constantius, vorher dort eingenommen hatte. Silvester bleibt also Oberhirte der Kirche und Reichsverweser der Herrschaft in Westrom. Es bildet sich ein Tochterstaat, Neu- oder Ostrom, um Konstantinopel. Zwar heißt es in V. 10411 einschränkend, *unz ich wider zuo dir chom, ist also ursprünglich befristet*³⁹. Aber zu einer Rückkehr Constantins kommt es niemals. Das letzte Wort des Kaisers lautet: *wir muozen ensamt hie resterben*. (10498).

Nun hat die Neugeburt des Reiches wie zuvor die Neugeburt der Kirche und des Kaisers stattgefunden. Eine dreifache und folgenreiche Trennung! Der Dualismus zwischen Reich und Kirche ist im papstoberherrschaftlichen Sinne überwunden. Nachdem die Oberhirtenschaft der Papstgestalt auch im weltlichen Bereich als Reichsverweserschaft zum Ausdruck gekommen ist, kann dem aufmerksamen Leser die Neugruppierung der Haupttriade der Silvester-Constantingeschichte nicht mehr verborgen geblieben sein. Sie hat sich wegen der angegebenen Aspektwechsel in folgende Reihenfolge umgeändert: *babes, riche, chuninc*⁴⁰. Denn das *riche* ist jetzt endgültig, so scheint es, mit dem Christentum verbunden⁴¹.

So wenig der historische Kaiser Konstantin es sich hätte vorstellen können, daß die von ihm ins Leben gerufene Neuordnung des römischen Reiches den weströmischen Teil erschüttern sollte, so wenig konnte der Regensburger Erzähler den Nachhall seiner Erzählung vorausahnen. Die dichterische Spiegelung des Verhältnisses von Kirche und Staat hat dem Publikum, das zum ersten Mal in der Ge-

39 Die in V. 10421 angegebene Jahresfrist dient nur zur Täuschung der Römer, die der Kaiser mit auf die Reise nimmt.

40 Siehe oben S. 118.

41 Zum Rückfall von dieser Ordnung vgl. unten S. 132 ff.

schichte der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters dergleichen zu Ohren bekam, auf die Dauer keinen guten Dienst erwiesen. Der Bayer schrieb seine *Kaiserchronik* mit zu viel Eifer und Parteinahme. Er verklammerte aus didaktischer Absicht eine politisch-religiöse Problematik zu einer vertikal-hierarchisch aufgerichteten *Ordnungsvorstellung*. Dieser könnte man kritisierend entgegenhalten, daß sie zu undifferenziert für die päpstliche Sache eintrat. Vielleicht gewinnt der moderne Kritiker nur deshalb seine Einsicht, weil ihm die erzähltechnische Lösung zu sprunghaft und gerafft erscheint? Eine Königskrankheit, ein Wunder und ein Sondergerichtshof sollen die Neuordnung des römischen Reiches und der römisch-katholischen Kirche zuwegegebracht haben? Der Regensburger will es uns mit Hilfe von auswechselbaren Erzähltriaden (*babes, chuninc, riche*) glauben machen. Als Erzähltechniker bereitet er auf bemerkenswert direkte Weise einen Herrschaftsmythos des vierten Jahrhunderts mit einer Vorwirkung auf das zwölfte Jahrhundert vor seinen bayerischen Landsleuten auf. Er schließt den propäpstlichen Zirkel auf eindrucksvolle und bisher mißverständene Weise.

Nicht nur darf er für sich in Anspruch nehmen, daß ihm die Darstellung von der Neuordnung des *riche* gelungen sei, sondern auch vor allem die endgültige Gestaltung der Silvester-Constantinlegende. Hat die Alte Ordnung der Neuen erst das Nachleben ermöglicht, so steht auch bei dem Regensburger die Neugestaltung dieser Legende auf den Trümmern der Überlieferung, freilich nicht wie ein Zwerg auf den Schultern eines Riesen. Der Hinweis, *swer daz liet vernomen habe* (V. 10619), bezieht sich trotz E. Schröders Diktum⁴² ganz eindeutig nur auf den Silvester-

42 Ausgabe, S. 60; diese Meinung teilt auch F. Neumann, aaO., S. 276; a. M. auch schon F. Debo, *Über die Einheit der Kaiserchronik* (Diss. Graz, 1877) S. 35. H. Welzhofer, *Untersuchungen über die Kaiserchronik des zwölften Jahrhunderts* (München, 1874) läßt diese Frage offen. Die selbe Wendung kommt in V. 17165 noch einmal vor und bezieht

abschnitt, nicht auf die gesamte *Kaiserchronik*. Mehr als dreitausend Verse der *Kaiserchronik* konnte auch der geduldigste Zuhörer nicht auf einmal verkraften, und wahrscheinlich nicht einmal so viel. Der Umfang der Silvester-Constantinlegende macht es durchaus einleuchtend, von einem *liet* zu reden. Wäre beispielsweise das *Annolied*, das etwa ein Viertel des Umfangs dieser Legende hat, in einen größeren Erzählrahmen eingefügt, würde niemand auf die Idee kommen, dafür die Bezeichnung *liet* fallen zu lassen. Ich lege die angegebene Stelle so aus, daß der Dichter mit einer Fürbitte dem Vorbearbeiter seinen Dank abstattet. Er bittet den hl. Silvester, jenem *ante tronum dei* (10627) behilflich zu sein, aber auch denjenigen mit seiner Fürbitte zu helfen, die dieses *liet gezogenliche* (10629 und, in bezug auf die Gesamtdichtung, V. 3) *vernemen*. Mit dieser Bitte stellt er eine Verbindung zu seinem Publikum her.

Der alten Erzählhülle, so will er sagen, habe er einen neuen heilsgeschichtlich bedeutsamen Gehalt eingefloßt. Es ist richtig gesehen⁴³, daß die Disputation Silvesters mit den Juden die Hand des Dichters stark hervortreten lasse. Überhaupt gibt es eine Anzahl erzähltechnischer Neuerungen in der Silvester-Constantinlegende. Die bemerkenswerteste betrifft die Neigung des Dichters, ein mehrseitiges Erzählproblem vertikal aufzuschichten, und die Triade, nachdem er sie verwendet hat, gegebenenfalls umzukehren oder ihre Glieder zu vertauschen. Sicherlich sind nicht alle Erzählneuerungen zur Sprache gekommen, besonders gar nicht diejenigen, die das Reimpaar betreffen. Für eine diagrammartige Darstellung aller kleineren Binnenstrukturen der Constantin-Silvesterlegende reicht, nach meinen Versuchen zu urteilen, ein Blatt normaler Größe nicht aus und mit Klappkarten habe ich mich nie befreunden können. Als wichtiges Resultat möchte ich noch hervorheben,

sich auch dort nur auf die Geschichte, die der Dichter gerade beendet hat und die von Kaiser Lothar von Supplingenburg handelt.

43 Ohly, S. 171.

daß diese Legende streckenweise den *point-of-view* vorweist. Denn die Parteien (Helena gegen Constantin) lassen ihre Standpunkte von Rednern vertreten, und in den Reden der *Kaiserchronik* stoßen wir regelmäßig auf die hervorstechendsten erzähltechnischen Neuerungen. Die Gegenstände, die auf der Reichssynode zu Turaz redefreudig verhandelt werden, sind untereinander auf handgreifliche Art, wie durch ›Strebpfeiler‹, ähnlich wie das Gesetzeswerk während der Gesetzgebungswoche, verbunden. Die Handhabung der Herrschaftstriade durch den Dichter, die ich hier am Beispiel *babes*, *chuninc*, *riche* dargestellt habe, läßt auf verstandesmäßig planende Arbeit und nicht auf emotionell-religiöse Verbundenheit mit dem Erzählthema schließen. Diese Haupttriade schwebt in der Sinnmitte der Dichtung, steht aber in einer Doppelbelichtung, je nachdem ob wir sie vor oder nach der Taufe Constantins betrachten. Die Erzählung strebt auf diesen ersten klar markierten Haupt-Handlungsgipfel zu. Die Eindeutigkeit in der Tendenzierung mutet der Phantasie des Hörers und Lesers nur wenig zu. Die Gestaltung des Textes will das Publikum des zwölften Jahrhunderts zwingen, den Überlagerungen, die die Dichtung transparent macht, als Ausdruck einer gottgewollten hierarchischen Ordnung Glauben zu schenken.

Weil Silvesters Maßnahmen keine dauerhafte Wirkung beschieden ist und es zu einem Rückschlag kommt, scheint es angebracht, auf diesen Rückschlag gegen seine Neuordnung des Reiches, in einer Art Gegenbelichtung, unmittelbar einzugehen. Wir behandeln die Kurzherrschaft von Constantins Nachfolger, Julianus Apostata (10634–11137).

Julian wird von einer Witwe erzogen, die ihm ihr Vermögen anvertraut, das er ihr jedoch abspenstig macht, so daß sie sich von Waschen ernähren muß. Bei dieser Tätigkeit findet sie im Tiber ein Standbild des Götzen Merkur (Mercurius), der ihr Restitution zusagt. Öffentlich fordert sie ihren Sohn zum Schwur auf dieses Standbild auf, daß er ihr (kein) Geld

schulde. Der Mund des Standbilds klemmt die meineidige Schwurhand fest. Erst nachdem er die Rückzahlung zugesagt und dem heidnischen Glauben abgeschworen hat, bekommt Julian die Hand wieder frei. Danach wird er zum Kaiser erwählt, läßt Mercurius wieder aufrichten und verehren. Zwei ›Herzöge‹ weigern sich und werden daher gefoltert. Julian zieht nach Griechenland, kommt zu einem Kloster, das sein Heer nicht ausreichend verproviantieren kann. Der Kaiser bedroht daraufhin den Abt des Klosters. Maria erweckt einen Doppelgänger, nämlich den hl. Mercurjus, der den Julian prompt tötet, aus dem Grabe.

Der alte Staatsgötze Merkur, der Gott der Mittwoch und der Kaufleute der älteren Römerzeit, tritt, wie schon einmal, in Aktion, die für Rom bedrohliche Folgen haben könnte; freilich erscheint er vor allem zur moralischen Erbauung der Hörer; denn es ist in dieser Erzählung Merkurs Schicksal, von einem gleichnamigen Heiligen, gewissermaßen seinem christlichen Doppelgänger, gestürzt zu werden. Der Dichter hat sich vermutlich von dem Gerücht leiten lassen, demzufolge Julian angeblich besonders gerne zu dem Gotte Merkur gebetet haben soll. Der Kaiserchronist nennt ihn einfach Julians Herrn (V. 10818), ja geradezu dessen *hailigen* (10736).

Daß Merkur einen christlichen Doppelgänger zugesellt bekommt, hängt mit dem gestörten Verhältnis zwischen Julians Mutter und ihrem Sohn zusammen⁴⁴. Die Mutter, Witwe und Christin, ist eigentlich nur Julians Ziehmutter, nicht, wie Helena, Constantins leibliche Mutter. Constantin ist, nachdem seine Regierungszeit in V. 10617 f. summiert wird, noch einmal, man weiß nicht wie, am Regieren; er verscheidet endgültig erst am Ende des ersten Teils der Julianlegende, 10822⁴⁵. Julian hat sich am Vermögen seiner Mutter bereichert, schwört indes — *der tievel gab im den muot* —, daß sie ihm ihren *scaz* nie anvertraut habe. Julian

44 Siehe jedoch unten S. 142.

45 Nach Ohly, S. 171, beginnt der zweite Teil der Julianlegende mit V. 10848 ff.

vergeht sich mit seinem Meineid nicht nur gegen das achte Gebot Gottes, sondern macht sich auch des Diebstahls schuldig. Aber das Gericht des regierenden Papstes, bei dem es sich um Silvesters Nachfolger handeln müßte, vermag den diebischen Julian nicht zu überführen. Auf Grund des offensichtlichen Fehlurteils, das auf Freispruch lautet, wird die mittellose Mutter Julians in die Stellung einer Waschfrau gedrückt, also in eine extreme Form von Standesminderung gestürzt. Ähnlich wie in der *Kudrun* heißt es

*do muose ir edeliu hant
wurden des si ungewon was.*⁴⁶ (10685—10686).

Bei dieser Art Tätigkeit stößt sie auf eine gleich ihr gefallene Gestalt, nämlich eine Statue, die halb unterspült im Tiberwasser liegt. Zunächst hängt die Witwe ihre Waschgewänder darauf zum Trocknen auf; der allwissende Erzähler flicht hier ein, die Heiden hätten die Gestalt dort nur versenkt, um sie vor den Zugriffen der Christen zu schützen, und damit jene dort die Statue, von Christen ungestört, anbeten könnten.

Die in ihrer *ere* gekränkte Witwe schlägt, als ob sie sich abreagieren will, dem in seiner Ehre gekränkten Götterstandbild die nassen Lappen um die Ohren. Mit köstlichem Humor läßt der Dichter sein Liegebild mit süßer Teufelsstimme entgegnen:

*wip, durch dine guote
rela mich so getaner note,
netuo du des niht mere:
ich pin ain got vil here.* (10702—10705).

Auf diesen Redefluß aus dem Tiber bekommt Merkur eine höhnische Antwort, die man der Witwe gar nicht zgetraut hätte. Mit ihrer Antwort fällt das Exemplarische

46 Zu Parallelen zwischen der *Kudrun* und der *Kchr.* in der Lukretiaerzählung (V. 4301 ff.) vgl. W. Mohrs Aufsatz in *DVjs*, XXVI, 443.

der ersten Zeilen von der Julianlegende ab. Der Text schaltet eine bewegte Rede ein, deren Stilhöhe nicht abfällt. Sie sagt: »Wärst Du ein Gott, so stiegst du aus dem kalten Wasser und wärmtest dich an einem Feuer«. Weil er sich offensichtlich nicht helfen kann, schlägt sie ihn weiter, wobei sie gleichzeitig ihre Wäsche trocken bekommt, denn *si blou iz mit dem gewande*.

Da ihm die Schande zu arg wird, nimmt der göttliche Betrüger den Ton an einer lockenden Freiheitsstatue mit den Füßen im Wasser. Er flüstert: »Ich gewinne dir deinen und deines Seligen Schatz zurück!« Daraufhin entgegnet die edle Waschfrau:

*du bist ain unrainez getroch,
du ligest in dem wazzer sam ain stoch.*

(10728—10729).

Obgleich es dem Zuhörer vor der Selbstpreisgabe (»*ich pinz, der got Mercurius!*«) noch nicht klar sein kann, nimmt sich der Vergleich mit dem *stoch* besonders spaßig aus, weil doch Merkur in schwebender Haltung immer einen Stab bei sich hat, den sagenhaften Caduceus, von dem die Witwe und gebürtige Prinzessin vielleicht schon einmal hat läuten hören, mindestens aber wohl der Erzähler weiß. Der trickreiche Merkur, der ja auch etwas vom Diebshandwerk versteht, wittert in ihrem Unglück eine Chance, es möchte ihm gelingen, aus seiner unfreiwilligen Ruhelage wieder hochzukommen. Er gibt ihr daher wie ein Geschäftsführer folgenden Auftrag:

»Geh morgen hin und verklage deinen Sohn, man wird ihn wahrlich verurteilen, er entgelte seine Schuld bei seinem Heiligen (*sic!*); zeig dann auf diese Tiberstelle und sage, du wollest in meinem Namen dein Recht bekommen; da werden mich die christlich eingestellten Römer verunglimpfen wollen; dann, stell dir vor, schwört Julian auf mich einen Eid und ich werde ihm eine kleine Mühe verursachen, so daß er dir dein Gold wieder zurückgeben muß«. (10734—10742).

Bemerkenswert, daß hier eine nicht-päpstliche Figur die Allwissenheitsrolle des Erzählers spielt. Widerstrebend, und nicht ohne Androhung weiterer Backpfeifen, läßt sich die arme Witwe auf den Handel Merkurs ein. Sie beschwört den Papst fußfällig, er möge anordnen, daß ihr Ziehsohn Julian, sein *chappelan* (*sic!*), ihr armen Frau Genugtuung verschaffen müsse⁴⁷. Sie fordert dann ihren Sohn persönlich auf, auf dem Merkurbild den Eid abzulegen, daß er ihr Geld nicht gestohlen habe; dann wolle sie es genug sein lassen.

Das Schauspiel lassen sich die Römer nicht entgehen. Zum Eide bereit, stößt Julian dem gespannten Merkurbild die Hand wie einem Orakel in den Mund. Der Teufel, der im Bilde ist, klemmt sie ihm ein. Nun muß auch des Sohnes *edeliu hant wurchen des si ungewon was* und dies *aine michele stunde* (10797) lang, denn der Diebsgott erkennt und durchschaut die Seinen in jeglicher Zwangslage. Der übertölpelte Julian hebt ein Wehgeschrei an und verspricht endlich seiner Mutter volle Wiedergutmachung. Der Handel ist geglückt. Der Wunsch der Witwe, sich von ihrem Leid aufzurichten, steht nun kurz vor der Erfüllung. Dieser fehlgeschlagene Schwur leitet die Erniedrigung Julians in die Wege, denn der Handelsgott gibt seine Hand nicht heraus, bevor nicht die Wiedergutmachung gelobt ist, und gibt sie doch nicht eigentlich frei, weil er sie auch in Zukunft zu führen gedenkt. Julian soll ein Kaiser werden, der von päpstlicher Gewalt, in die sich sein Vorgänger Constantin begeben hatte, unabhängig bleibt⁴⁸. Es geht dem heidnischen Gott um nichts Geringeres als die Wiederherstellung des *status quo ante*.

Constantin stirbt kurz darauf; wie Hermes der Götterbote fliegt Merkur von Römer zu Römer und macht für

47 Man beachte den Aspekttausch gegenüber der Trajanlegende, siehe S. 51 ff. oben, wo der Kaiser und nicht der Papst als Trostspender einer Witwe auftritt; Julian ist Halbweise.

48 Vgl. V. 10811, 7649 und 8219.

seinen Schützling Julian Flüsterpropaganda. Julian wird tatsächlich zum *richtaere* des Reiches gewählt. Die erste Amtshandlung, die der Dichter erwähnt, vollbringt Julian als Götzenfischer. Merkur wird wieder *an sine stat* zu Rom auf den Sockel gestellt. Diese *restitutio* auf das Piedestal gehört unbedingt zum ersten Teil der Legende, wie Ohly schon gesehen hat.

Mit der Wendung in den zweiten Teil (10848 ff.) will der Dichter den letzten Abschnitt, das unrühmliche Ende des Apostaten, vorbereiten. Wir müssen kurz überschlagen: Im ersten Teil gelingt es dem Gotte Merkur, als Parteilänger der heidnisch-römischen Faktion, Julian auf den Thron zu bringen; im zweiten Abschnitt erweist die christliche Gegenpartei »die Überlegenheit des christlichen Bekenntnisses über den heidnischen Götzen«⁴⁹. Ebenso wie der Bayer den künftigen Kaiser Julian in absichtlicher Verdrehung als des Papstes *chappelan* bezeichnet hatte, so betitelt er hier die Heiligengestalten Johannes und Paulus als *herzoge*. Diese und andere Aspektvertauschungen sollen uns daran erinnern, daß wir unter Julians Herrschaft in einer abtrünnigen, gleichsam geistig verkehrten Welt⁵⁰ leben. Ein weiterer Aspekttausch wäre, daß Merkur im ersten Teil mit den Waffen des Geistes ficht (Überredung der Witwe; Beeinflussung der Wahlberechtigten); während es in diesem Teil die Rolle der Heiligen ist, ihren weltlichen Besitz (10885 ff.) unter den Bedürftigen zu verteilen. Dadurch schmälern sie bewußt den *scaz* des Heidenherrschers. Da aber Merkur, wie Ohly mit einem schönen Wort geschrieben hat, »das geheime Band« der Erzählung darstellt, fragt es sich, worin hier im zweiten Teil seine geheime Erzählfunktion besteht?

Merkur war in zwei Manifestationen aufgetreten, zuerst

49 Ohly, S. 171.

50 Der Zusammenhang von Poetik (besonders Antithetik und Aspektwechsel) und Rhetorik in der *Kchr.* und seine Wirkungsgeschichte in der mhd. Literatur verdient eine eigene Studie.

als Götze, dann als Versucher. Nun ist er der römische Reichsgötze *par excellence* geworden und hat seinen Schützling Julian vom merkurischen Standpunkt aus gesehen, erhöht, aus christlichem Blickwinkel gesehen, erniedrigt. Julian hat nun die Rolle des Versuchers⁵¹ an den Apostelgestalten übernommen. Sie bleiben jedoch standhaft. Daher führt sie Julian seinem Abgott als Opfer zu. Es ist, als ob Merkur in den Apostaten geschlüpft wäre⁵².

Es entspricht der Tendenz des Dichters, seine Geschichte so aufzubauen, daß letztlich Merkur, in dem der Teufel sein Unwesen treibt, den abtrünnigen Julian vernichtet, obwohl man zunächst hätte meinen können, daß der Heilige Mercurjus dieses Wunder vollbringe.

Um diesen Punkt zu verdeutlichen, müssen wir uns mit Ohlys scharfsinniger Vermutung auseinandersetzen, daß der Dichter Jupiter durch Merkur ersetzt habe. Eine kunstgeschichtliche Studie⁵³ stellt es klar, daß das Verhältnis von Zeus und Hermes (Jupiter und Merkur) eine zeitlang als so eng aufgefaßt wurde, daß Plastiken mit zwei Köpfen als sogenannte Doppelherme abgebildet wurden. Dem Dichter konnte aber auch eine Ovidstelle⁵⁴ von Hörensagen bekannt geworden sein⁵⁵, nach der Merkur die Macht hatte, zwischen löblichen und rein materialistischen Bitten, die an ihn gerichtet wurden, unterscheiden zu können. Es wäre also dem

51 Vgl. Matth. 4, 8 ff. mit *Kchr.* 10902 und 10782.

52 Nach der antiken Tradition, die dem Dichter umrißhaft bekannt gewesen sein konnte, war die Kraft zur Metamorphose im Merkur besonders entwickelt.

53 L. Curtius, *Zeus und Hermes. Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts. Römische Abteilung*, 1. Ergänzungsheft (München, 1931) S. 59 und Tafel 18.

54 *Fasti*, Buch V, 673 ff., Ausgabe Sir James George Frazer.

55 Vgl. hierzu etwa F. Munari, *Ovid im Mittelalter* (Zürich, 1960); vgl. auch den *Index Locorum Ovidianorum* von S. Viarre, *La Survie D'Ovide dans la Littérature Scientifique des XII^e et XIII^e Siècles* (Poitiers, 1966). Während des Korrekturgangs stieß ich auf F. Shaw, »Ovid in der Kaiserchronik«, *ZfdPh*, LXXXVIII (1969) 378—389, der meine Vermutung mit überzeugenden Belegen bestätigt.

Dichter leicht möglich gewesen, auf den Gedanken zu kommen, seinen St. Mercurjus als eine Art Doppel- oder Ge- genmerkur zu konstruieren, der gewissermaßen Merkurs christlich-überwindende Hälfte darstellt⁵⁶. Das wird besonders deshalb wahrscheinlich, weil zwischen den beiden merkurischen Manifestationen das Opferpaar Paul/Johannes steht und Paulus/Barnabas nach *Apostelgeschichte* 14, 11–12 mit Merkur (Jupiter) verglichen wird⁵⁷. Beide *herzoge* Paul und Johannes müssen in der Julianlegende eine schreckliche Folterung durchmachen und als Opfer Merkurs sterben. Wird der Witwe zur Stunde ihrer tiefsten Erniedrigung Rat, so zieht andererseits Julian bei Gelegenheit seines größten Triumphs die Vergeltung der Christengottheit auf sich. Pauls Rolle deutet bereits den jetzt noch verborgenen Triumph des St. Mercurjus im dritten und letzten Abschnitt an.

Im dritten Teilabschnitt begibt sich Julian auf eine Heerfahrt nach Griechenland, wo sein Vorgänger Constantin ein neues Reich gegründet hatte. Der Dichter erfindet abermals eine Hungersnot. Diesmal vertreibt sie jedoch nicht die Altrömer aus Italien, sondern bedroht spiegelbildlich zur vorigen, als Zeichen von Gottes Ungnade gegen den Kaiser, die Neurömer in Griechenland.

Julian muß in Not eines Klosters Abt mit dem sprechenden Namen St. Basilius, das am Wege liegt, um Wegzehr bitten. Das Kloster hat nur einen Vorrat von fünf Gerstenbrotten, die der Abt, nicht ohne sie vorher zu segnen, dem Kaiser durch einen Klosterbruder reichen läßt. Die Brotgabe wird hier primär als Abgabeschuld⁵⁸ aufgefaßt. Ganz abgesehen von der Parallele zur Speisung der Fünftausend,

56 Nachträglich bemerke ich, daß dieser Auffassung schon A. Seelisch, *ZfdPh*, XIX (1887) 116 anhing.

57 »Die Götter sind den Menschen gleich geworden und zu uns herniedergekommen.« Paulus und Barnabas legen dagegen nach *Apostelgeschichte*, 14, 15 Protest ein.

58 Vgl. D. Wiercinski, *Minne. Niederdeutsche Studien*, XI (1964) S. 23.

enthält sie, insofern die Abgabe eine *geweihte* Abgabe ist, auch noch eine ›Falle‹. Das geweihte Brot soll auf die Esser, den Kaiser und seine Entourage, eine verchristlichende Wirkung bei der Nahrungsaufnahme haben. Diese Zweideutigkeit von materiell-hungerstillend und geistig-glaubenspendend ist dem Geber und sogar dem Boten bewußt, der zum nichtsahnenden Kaiser betont sagt:

*da bi maht du dich versinnen,
dir enbiutet unser maister . . . (10963—10964),*

was sich vordergründig auf seinen Abt, hintergründig auf Jesus bezieht. Obwohl Julians Apostatengeist nicht durchschaut, daß er, wenn er in die Falle geht, sich versucht fühlen soll, von der Abtrünnigkeit abzufallen, nimmt er dennoch die Gabe nicht gut auf. Als Schüler Merkurs verspricht er dem Kloster des Abtes St. Basilius keine Wohltaten, sondern droht ihm im Gegenteil, er werde auf seinem Rückwege den Klostergarten zunichtemachen⁵⁹: *daz habe im dirre minne!* Bei diesem Zusammenprall wird Julian (unter des Dichters Anspielung auf die fünf Brote Jesu aus seinem Gegenaspekt) zu einem Wüterich der Christenheit. Damit stellt der Kaiserchronist Julian auf eine Stufe mit den Feinden Constantins, die das Reich bedrohten⁶⁰.

Aber der Abt des bedrohten Klosters ist keineswegs dem Julian ohnmächtig ausgeliefert. Er wendet sich im Gebet an die Jungfrau Maria, die ihm auch ihre Hilfe zusagt. Maria erteilt einem von Julian zu Tode gemarterten *vursten Mercurjus* (gleich nach dessen Begräbnis) den Auftrag, die Kränkung seiner Person und Gottes zu rächen. Mercurjus entsteigt, spiegelbildlich parallel zu Merkurs Auferstehung aus dem Bette des Tibers, gehorsam seinem Grabe, nimmt

59 Vgl. hierzu den Hirsch in der Fabel vom gegessenen Herzen S. 59ff.

60 Vgl. S. 99 oben.

Schild⁶¹ und Speer und macht sich auf den Weg. Da ihm Maria nicht direkt gesagt hat, daß er Julian töten solle – dies verstieße gegen das sechste Gebot – noch andeutet, wo er ihn fände, er aber in der Lage ist, aus eigener Kraft den Befehl richtig zu verstehen und auszuführen, kommen ihm als auferstandenem Geist in Rittergewand alle Attribute der Schlaueheit zu, die einst Merkur auszeichneten. Er handelt freilich in seiner Eigenschaft als Bote Mariens, Christi und daher Gottes. Er sorgt gewissermaßen wie ein verwandelter guter Merkur für die öffentliche Wohlfahrt, als er Julian umbringt. Nur sein Opfer erkennt den gerissenen Sendboten; der Menge, die ihn hindern könnte, bleibt er unsichtbar. Mercurjus führt einen Zauberspeer mit sich, mit dem er den Kaiser in den Unterleib sticht, ohne daß es die anwesende Menge bemerkt. Die Rache an Julian gibt Mercurjus gleichzeitig die Gelegenheit, seine persönliche Rechnung mit seinem ehemaligen Folterknecht zu begleichen. Mercurjens Speer lechzt geradezu nach heidnischem und Mörderblut. Julian, das Opfer dieses Anschlags, ist nun ein Märtyrer mit umgekehrtem Vorzeichen. Er empfängt seinen Peiniger, den von ihm zuvor Gepeinigten, mit einem Ausspruch an seine Mannen: Er kommt, um mich zu töten! In vertauschter Rollenbesetzung⁶² erkennt das Opfer seinen Henker. Julian ist nach den Worten der Apostel *eweclike tot* (10917). Mercurjus bringt Julians Seele in die Unterwelt.

Nun erinnern wir uns wieder an Odnatus und den Jupiterboten; wie Odnatus und Vitellus dort zueinander in

61 Der Schild dient hier zur Unterstreichung der offensichtlichen Parallele zu Merkur, der als Heidengott Schilde und Schwerter zu Opfer nahm, siehe oben, Heidnische Tageswoche, S. 114 ff.

62 Der Dichter beurteilt übrigens Julian viel negativer als Julius Caesar. Möglicherweise hat er geglaubt, Julian entstamme der *gens Julia*? Vgl. zu Caesars Begräbnis auf einer Merkursäule unten S. 153.

Wechselwirkung standen, so hier Merkur und Mercurjus⁶³. Nur ist die Beziehung hier viel kunstvoller ausgeführt: Der Verschwörer-Fürst lernt eine Lektion vom gefürsteten Märtyrer-Heiligen. Mercurjus tötet Julian durch einen Stich in den Bauch – selbiges Ende bereitete Odnatus dem Herzog, der statt Vitellus am Thron stand. Der Dichter will also jetzt sagen: Der Julian, das war kein rechter Throninhaber. Er will aber auch und vor allem ausdrücken: Der Merkur, das ist gar kein richtiger Gott gewesen und er fresse bloß seine eigenen Schützlinge (10819).

Es lösen einander in der Mercurjus-Julianlegende zwei kumulierte Triadenbeziehungen ab; die erste Triade ist die erzähltechnische Verbindung zwischen dem Halbweisen und diebischen sowie meineidigen Julian und seiner Mutter, in welcher Beziehung Merkur den Julian, indem er ihn aus drei widrigen Umständen erlöst, zum Herrn bestallt. Die zweite Triadenkonstellation im ersten Akt der Legende zeigt, wie Julian, obwohl er technisch noch auf dem Thron sitzt, von Merkur treulos im Stich gelassen wird. Denn Julian steht in seiner Gegnerschaft zur Mutter Gottes bereits auf der Fallstufe. Da es sich bei der Wendung der schwebenden Situation die ganze Zeit um die Erfüllung von Gottes Willen gehandelt hat (vgl. 11130–11133), ist auch der teuflische Merkur als Werkzeug Gottes tätig gewesen. Daraus folgt wiederum, daß auch der Apostat, falls man ein solches von dem Opfer eines Abgottes sagen darf, in den Augen des Dichters ein Märtyrer, freilich einer mit falschem Vorzeichen, gewesen ist. Dies entspricht dem Rat-schluß Gottes, der darauf zielt, daß Julianus Apostata schließlich *ze nihite werde* (11133), um *Rom* zu retten.

Wir haben den Dichter, wenn auch in diesem Kapitel mit argwöhnischeren Augen als in den ersten zwei Kapiteln,

63 So ebenfalls das alliierte Paar Merkur / Julians Mutter im Vergleich mit St. Mercurjus / Gottes Mutter. Wir sehen, Merkur ist wahrhaftig ein *medius currens*, nämlich ein solcher in dreifacher Ausprägung.

auf einer weiten Erzählstrecke begleitet. Der aufmerksame zeitgenössische Zuhörer und der heutige Leser dürfte die Zentralmotive, oder wie man früher zu sagen pflegte, den ›Falken‹ der jeweils besprochenen Geschichte, als erzählerischen Minimalfaktor im Gedächtnis behalten haben. Er mag sich aber auch an Nebenmotive, etwa an das brennende Öl des Johannes, das Sonderkreuz der Heraclius, den Ring des Astrolabius, das Leuchten auf den Gesichtern der Siebenschläfer, usw., erinnern. Aber die ›Falken‹ der zuletzt behandelten Geschichten ›stürzen‹ sich nicht mehr, wie in den zuerst behandelten Sagen und Legenden, auf ihre Opfer aus heiterem Himmel – wie etwa noch der Fuchs auf das Hirschherz oder der Frosch aus dem Schlund Neros (aus dem Opfer). Stattdessen ›umkreisen‹ sie jetzt souverän ihr Territorium und verkörpern vielfach variierte handlungstreibende, symbolisch-juristische *Zeichen*. Deshalb, aber nicht allein deshalb, erscheinen die blockartigen Schärfen, die wir in den zuerst besprochenen Erzählungen beobachteten, hier ausgebuchtet, und die Entwicklung der Handlung flüssiger als anfänglich.

In meist dreiteiligen stufenartigen Anläufen verwandelt der Dichter den Erzählfaden in ein szenisch ausgebreitetes, wenn auch exemplarisches Geschehen. Die Abgötter werden zusehends anschaulicher, verlockender und umgänglicher. Der Erzählstil wird aus seiner anfänglich noch starr addierenden Linienführung befreit und gerät als Triade in *vertikal gerichtete* Bewegung, bis die Handlung einen Handlungsgipfel erklommen hat, um dann vor dem Neuanfang wieder abzufallen. Der Weg über die Hindernisse, nicht mehr das Hindernis als solches, wird zum wesentlichen Anliegen des Dichters. Auch der gerechten Sache gelingen Täuschungen.

War das Weltbild des *Annoliedes* noch an einer Zweiteilung⁶⁴ orientiert, so kommt erst in seinem umfangreichen

64 Siehe M. Opitz - W. Bulst, *Das Annolied*, II, 14 (= V. 35); vgl. dazu D. Knab und K. Fritschi, LV.

Nachfolgewerk das dort fast schüchtern aufgestellte Desiderat einer ›dritten Welt‹, d. h. einer geistig-dichterschen⁶⁵ Welt in der *Kaiserchronik* zur Ausführung. Die Gestalten, die diese der Anlage nach harmonisch konzipierte Synthesen-Welt⁶⁶ bevölkern, übernehmen die Funktion von menschlichen Strebepfeilern, die das Gerüstwerk⁶⁷ zusammenhalten. Sie sind keineswegs immer den ihnen angela-steten Aufgaben gewachsen. Aber in einigen exemplari-schen Fällen wachsen sie in der Spannung ihrer Aufgabe, z. B. Adelgers Berater tut es, Silvester und vor allem die Frauengestalten tun es. Die Kontrahenten vermögen sich freilich noch gar nicht psychologisch zu wandeln, sondern bleiben Gegenstand von Aspektvertauschungen.

Des Dichters Bestreben, die abweichenden, ihm oft mehr-fach oder manchmal überhaupt nicht genau zugänglichen Traditionen im Bezugssystem seines Meisterplans zu ver-binden bzw. umzuformen, war begreiflicherweise vorherr-schend, aber selten frei von Kalkül. Er sieht die autonome Zwischenwelt der literarischen Darstellung, sein Kaiser-chronikreich, wie in einem Fernrohr, das mit einer welt-lichen und einer geistlichen Linse versehen ist. Er schraubt an dem unbändigen, ja geradezu widerspenstigen Erzähl-material so lange, bis es im Brennpunkt auf einen Aus-gleichsnenner gebracht ist. Freilich rühren ihn bei seiner Arbeit wenig Skrupel. Bleiben im Verlaufe der Darstellung Widersprüche weiterhin unaufgelöst oder unüberbrückbar, so hängen diese in zunehmendem Maße mit den Unge-reimtheiten, die seinen Exempeln oft selbst inhärent sind,

65 H. de Boor, »Von der karolingischen zur cluniazensischen Epoche«, *Annalen der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, herausgegeben von H. O. Burger (Stuttgart, 1952) S. 83.

66 E. Erb und Literaturkollektiv, *Geschichte der deutschen Li-teratur von den Anfängen bis 1160*, I, 2 (Berlin 1964) S. 715, 719 f.

67 H. de Boor, *Geschichte der deutschen Literatur von den An-fängen bis zur Gegenwart*. 770—1170 (51962) S. 227.

statt mit seinem Novizentum als Erzähler zusammen⁶⁸. Oder, wie er es selbst im Prolog der *Kaiserchronik* formuliert:

*so ich aller beste mac
so wil ich iz iu vor zellen.* (24–25).

Das bedeutet, daß wir die Unausgeglichenheiten in der *Kaiserchronik* nicht in Abrede stellen. Es bedeutet freilich auch, daß wir als Kritiker nicht geneigt sind, dem Dichter aufs Wort zu glauben. Was ihn interessiert hat, und mit welchen *Mitteln* er sein Anliegen *literarisiert* hat, dies herauszufinden war und ist unsere kritische Aufgabe.

Der Bayer mußte, das darf nicht verschwiegen werden, ungeheure sprachliche Hemmnisse und gedankliche Schwierigkeiten überwinden. Seine *dynamischen* Triaden mußten mit einem *statischen* Weltbild vereinbar bleiben, dessen Ambivalenz dem frühhöfischen Dichter noch nicht, wie den vollhöfischen deutschen Dichtern, durchschaubar war. Aber er versuchte mit großer Energie, die einem Kritiker Respekt abverlangt, aus dem bisher erzähltechnisch bewährten Sukzessiv-Schematischen in *vertikale* Richtung *auszubrechen*.

Man wird auch in Zukunft vergebens nach einer inneren, geistig und textlich sicher fundierten Notwendigkeit in der Struktur und der Erzähltechnik eines Kunst- und Machwerks wie der *Kaiserchronik* suchen, wenn man sie oberhalb seiner weit gespannten und doch auch wieder schulmeisterlich eng gezogenen Phantasie sucht. Denn die *Kaiserchronik*-Welt, deren Realisierung, wie Ohly definitiv gezeigt hat, auf des Dichters eigener Leistung beruht, muß man als dichterisch vorinterpretierte ›Welt‹ auf *Evidenz* und *Schlüssigkeit* prüfen, nicht primär auf ihre quellenkritische oder gar theologische Zuverlässigkeit in der Darstellung⁶⁹.

68 A. M. H. de Boor, *Geschichte der deutschen Literatur*, I⁵, S. 232.

69 Zur theoretischen Begründung dieses Standpunkts, dem ich mich verpflichtet weiß, vgl. E. Staiger, »Die wissenschaftliche Interpretation von Dichtwerken«, *Worte und Werte. Bruno Markwardt zum 60. Geburtstag* (Berlin, 1961) S. 355–358.

Eine Deutung der *Kaiserchronik* muß die thematische Durchführung verdeutlichen, wobei naturgemäß Schwierigkeiten auftauchen. Denn die Durchführung legt sich, wie wir gesehen haben, nicht auf eine starre Dualschematik in der Herrschaftsteilung von Reich und Kirche fest. Es stimmt daher nicht, daß der Dichter, wie er selbst behauptet, *die* altdeutsche Kaiser- und Papstgeschichte geschrieben hat. Papstgestalten kommen in seiner Erzählung nicht häufig vor. Bezeichnenderweise erwähnt er den wichtigsten Papst im Machtkampf zwischen Staat und Kirche, Gregor VII. und sein *dictatus papae* überhaupt nicht. Die Abwesenheit Gregors als Gestalt in der *Kaiserchronik* legt zunächst die Vermutung nahe, daß der Dichter die mit seinem Namen verbundene Problematik als überwunden ansah, und deshalb auf der einen oder anderen Seite, je nach der Kaiserbiographie, Partei ergriff. Man kann dieses Schweigen jedoch auch anders erklären: Er wollte seine Erzählung als *Kunstwerk* vor unwillkommener Polemik oder Zensur geschützt wissen⁷⁰.

Wir hoffen, literarkritisch gezeigt zu haben, was E. Nellmann mit historischen Argumenten zu erhärten gelang, nämlich, »... wie fern der geistliche Dichter der *Kaiserchronik* den Theorien der Kirche in seiner Auffassung vom rechten Verhältnis zwischen *imperium* und *sacerdotium* [steht]«⁷¹. Der Kaiserchronist hätte universeller und beredter als Bernhard von Clairvaux veranlagt sein müssen, hätte er eine einheitliche, politisch wie religiös gleich ausgewogene — oder gar typologisch genau zusammenhängende Weltanschauung zur in jeder Weise überzeugenden dichterischen Synthese bringen können. So hoch darf man

70 Die Meinung, daß Gregor VII., ebenso wie Heinrich IV., durch Schweigen »mit Verachtung gestraft« wird, wie E. Erb und Literaturkollektiv meinen, *Geschichte der deutschen Literatur*, I, 2, S. 720, halte ich für wenig begründet.

71 *Die Reichsidee*, S. 111 oben und 112 ff. Ebenso Urbanek, aaO.; siehe auch Nellmanns überzeugend maßvolle Zusammenfassung, S. 143 f.

den Maßstab der Beurteilung nicht schrauben. Auch die Ausdrucksmittel der vorhöfischen, noch verhältnismäßig ungeschliffenen mittelhochdeutschen Sprache konnten nicht danach angetan sein, die Synthese völlig gelingen zu lassen.

Die *Kaiserchronik* mag geradezu als ein *prima-facie*-Beweis für die Vielgestalt des zwölften Jahrhunderts gelten. Insofern läßt sich »der Standort der Kaiserchronik« nicht, wie H. de Boor meint (S. 224) »bestimmen«, nämlich weil in ihrem Erzählrahmen ständig wechselnde Blickrichtungen eingenommen werden, weil kollationierte Gestalten sich ihren gegenwärtigen und künftigen Rollen meist plötzlich anverwandeln und weil im Eigenbereich der Erzähllegende Anhäufungen von Verdiensten und Aufhäufungen von Mangelerscheinungen in Form von Triadenkonstruktionen überaus häufig verwendet werden.

Meine Untersuchungen wollen einer eindeutig bestimm-
baren, unbeirrt typologisch argumentierenden, gerüstbezo-
genen Interpretation zumindest das Immer-Weiterargumen-
tieren schwerer gemacht haben.

Kapitel IV

Die anverwandelte Danielvision und die Darstellung der Herrschaftskontinuität im römischen Reich

Wir haben wiederholt auf die *Triaden* hingewiesen, mit deren Hilfe der Dichter sein Publikum auf die Höhe der Problematik führt, um die es ihm geht. Mit den Kunstmitteln der einfachen Triade (vergleiche Kapitel II) und der hierarchischen Triade (siehe Kapitel III) wendet der Chronist sich an ein ordnungsheischendes bayerisches Publikum der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Er wollte mit beiden eine bestimmte reichsgeschichtliche Interessenlage für seine Zuhörerschaft *weltbildlich* bewußt machen, und damit zur Anschauung und Klärung bringen. Er schätzte den Erwartungshorizont seiner Regensburger Zuhörerschaft, eines »erregten Weltstadtbürgertums«¹, so ein, daß er sowohl ihre noch wenig ausschweifende Phantasie als auch ihr Bedürfnis nach übersichtlicher Einordnung und nach Bildung von Konventionen dichterisch und pädagogisch zugleich ansprechen konnte. Die triadisch, d. h. dreistufig arrangierte ›Wirklichkeit‹ schien für dieses künstlerisch nicht anspruchsvolle, literarisch jedoch unverbildete Publikum gerade das rechte Ausdrucksmittel zu sein. Seine *Kaiserchronik* machte die Herrschaftsproblematik, über die man sich in Regensburg, dem regelmäßig überfüllten Durchgangsort der Kreuzfahrer und Händler, Gedanken machte oder machen sollte, *bildlich überschaubar*. Sie begründete die Herrschaft der deutschen Kaiser im *römischen Reich* als Herrschaftsfortsetzung der Vergangenheit und stellte sie durch

¹ K. Bosl, *Frühformen der Gesellschaft im mittelalterlichen Europa*. Ausgewählte Beiträge zu einer Strukturanalyse der mittelalterlichen Welt (München und Wien, 1964) S. 446.

hierarchisch abgestufte Überordnung erzähltechnisch raffiniert dar.

Die Erzähltechnik der Triadenbildung entnimmt ihren Ansatzpunkt aus dem beobachteten Spannungszustand zwischen »gut« und »böse« im Sinne des Prologs (V. 20), statt zwischen »Klugheit« und »Torheit«, denn sein Werk war weder als Schwank noch als Fürstenspiegel geplant. »Gut« bezieht sich auf das Vorantreiben des christlichen Lebenselements im *riche*, »böse« auf die Hemmung desselben im *riche*. Die triadische Kumulierung ermöglichte es, eine nach beiden Richtungen abgestufte Werteskala zu benutzen. Sie diente dem Dichter zur Überwindung der einflächigen, moralisch indifferenten Drei-Figurenschablone, und verfolgt mit dieser neuen dramatisierten Erzählweise ein erzählpädagogisches Ziel. Dieses wird mit Hilfe einer überschaubaren Einordnung von Gestalten, der Rangordnung ihrer Aufgabenbereiche entsprechend, erreicht.

Die verschiedenen Erzähltriaden sind nun aber auf der einsträngigen Grundlinie der Erzählung miteinander verbunden, obwohl echte und unechte Herrscher- und Antiherrscherepochen nicht notwendigerweise chronologisch genau aneinandergereiht werden. Die Gestalten sollen auf ihre Weise durch fortlaufende Erhöhung bzw. Erniedrigung herrschaftlich weltbedeutende bzw. unbedeutende Rollen spielen. Auf diese Weise erhalten sie *epische Dimensionen*, gleichgültig ob ihnen eine solche Dimension in dem angegebenen Grade auf Grund von historischen Taten im Einzelfall anhaftete oder nicht.

Constantin und Karl der Große verkörpern die höchsten Gipfel auf der Ebene des mehr oder weniger profilierten Herrscherkontinents, Nero oder Julian etwa die tiefsten Gegengipfel, die man spiegelbildlich unter der Grundlinie einzeichnen könnte. In der *Kaiserchronik* wird freilich die annalistische Grundlinie zugunsten einer epischen, nicht mehr neutralen, Grundlinie bewußt aufgegeben. Darüber darf man sich wegen der häufigen Brüche und Lücken keiner Täuschung hingeben. Sie verläuft kontinuierlich nur in

Hinsicht auf mehr oder weniger kräftige Vorstöße in Richtung der christlichen Reichsherrschaft bzw. der Herrschaft des Antichrists. Das bewußte Umschwenken von der analistischen Grundlinie auf eine selbstgewählte epische Grundlinie bildet das Formprinzip der *Kaiserchronik*. H. de Boor irrt sich auf fundamentale Weise, wenn er meint, daß die ›Geschichtsauffassung‹ des ›Kaiserchronisten‹ von der augustinischen Geschichtsauffassung (wie zweifellos bei Otto von Freising) beherrscht sei². Die Geschichtsauffassung der *Kaiserchronik* ist gerade nicht bestimmt durch das Verhältnis von *sacerdotium* und *imperium*; die Zweischwerertheorie liegt dem Dichter fern³.

Die entscheidende Befestigung des Christentums im römischen Reich aus dem Blickwinkel dieser Dichtung haben wir im dritten Kapitel an Hand der Silvester-Constantinlegende aufgezeigt. Des Dichters Ehrgeiz richtete sich indes auf ein noch höheres Ziel, nämlich die epische Darstellung der christlichen Reichsherrschaft *unter den Deutschen*. In diesem Kapitel soll nun gezeigt werden, wie der Dichter die kontinuierliche Fortsetzung der Reichsherrschaft unter den deutschen Trägern *dichterisch* beschrieben hat. Wir müssen zeigen, ob es ihm gelungen ist, seiner Erzählung eine epochaltypische Kontinuität zu verleihen, und wenn ja, ob diese verheißungsvolle Dimension im Ansatz steckenbleibt, oder zur Durchführung gelangt. Ich hoffe, in diesem Kapitel kritisch darlegen zu können, was es mit des Kaiserchronisten Kontinuitätsvorstellung auf sich hat. Wir werden hier auf den neuralgischen Punkt der *Kaiserchronik* stoßen.

Die *Anverwandlung* von traditionellen Übergangsvorstellungen in das Reich der *Kaiserchronik* steht in einer eigen-

2 De Boor betont dies ausdrücklich zweimal, *Geschichte der deutschen Literatur*, I⁵, S. 224. Diese kühne These wird keineswegs von Ohly geteilt, vgl. Einführungskapitel, Die Gattung der Chronik als Ausdrucksmittel mittelalterlicher Geschichtsauffassung, *SuL*, S. 10–13.

3 So auch Nellmann, S. 128 u. ö.

artigen Spannung, die Ohly, den Voraussetzungen seiner typologisch orientierten Untersuchungsmethode gemäß, eindringlich beschrieben hat⁴. Allein, die dichterische Gestaltung des Herrschaftsübergangs auf die deutschen Herrscher allgemein sollte nicht nur als Weiterführung einer bestehenden lateinischen chronistischen Tradition gedeutet werden, sondern vor allem, falls darstellbar, als Neuerung erzähltechnischer Art. Diese eigene Ausgestaltung der Kontinuität könnte den bleibenden Wert der *Kaiserchronik* entscheidend erhöht oder gefährlich vermindert haben.

Eine dichterische Vorstellung von der Herrschaftskontinuität konnte im zwölften Jahrhundert keine individuelle sein, sondern war auf die allgemeine geistige Spannung angewiesen, die von den Visionen gespeist wurde, die das Alte und Neue Testament für solche Spekulationen bereithielten. Hatten sich in den früheren Jahrhunderten die Kirchenväter um die Auslegung solcher Visionen bemüht, so war es jetzt an der Reihe der Dichter, nach den erzähltechnischen Möglichkeiten dieser nicht mehr im strikten Sinne biblisch verankerten Übergangsvorstellungen hinsichtlich der Reichsherrschaft zu spüren.

Um diese nach Ohly typologisch bedingte, geistlich begründete Erzählspannung zu beschreiben, müssen wir intensiv nach dem Öl in den Scharnieren der entscheidenden Wendepunkte und Aspektwechsel Ausschau halten. Wie wir bei der Silvester-Constantinlegende gesehen haben, werden die wichtigsten Wendepunkte in den Geschichten der *Kaiserchronik* gerne durch einen Traum oder eine *Vision* eingeleitet (z. B. in V. 7842 ff.). Schon den ›staatlichen‹ Beginn des ›römischen‹ Reiches hatte der Dichter magisch, d. h. unscharf gehalten. Die heilsgeschichtliche Bedeutung dieses Anfangs in der Darstellung (vgl. V. 43 ff., 186 ff., 209 ff.) wird dadurch noch nicht allzu beeinträchtigt. Es ist der didaktische Zweck der *Kaiserchronik*, die Reichsherrschaft der deutschen Kaisergestalten in einen möglichst engen Zu-

⁴ *SuL*, Einleitung; Einführung, S. 26, 42–51; und besonders S. 224–233.

sammenhang mit derjenigen Weltreichsvorstellung herzustellen, die nach seiner Meinung Caesar als den Gründer der römischen Weltherrschaft⁵ ausweist, die Deutschen aber als dessen wichtige Bundesgenossen.

»Caesar gewinnt, bei dem durch die *salvatio Romae*⁶ geofenbarten Anlaß durch den Senat zum Heerführer erwählt und nach der Besiegung der deutschen Stämme von den Römern verraten, nach der Unterwerfung aller Länder durch die entscheidende Hilfe der von ihm für das Reich gewonnenen Deutschen als erster Römer die Gewalt über das ganze römische Weltreich«⁷:

Nun kam es darauf an, »die Einheit der Weltherrschaft«, wie sie Caesar zum ersten Mal verwirklichte, mit Hilfe der Danielvision »in das Licht der prophetischen Verheißung zu stellen«⁸. Zu diesem Zweck zieht der Dichter die Danielvision⁹ nach Dan. 7 und 2 heran und gliedert sie in die Caesargeschichte ein.

Bevor wir unten auf die Danielvision in ihrem Verhältnis zur Bibel ausführlicher eingehen, noch ein Wort zu den Schwierigkeiten, die die Gestalt des Caesar für den Dichter aufwirft. Es besteht ein schwer überbrückbarer Kontrast¹⁰ zwischen Caesars vorbildlichen Herrschereigenschaften¹¹ und seinem unrühmlichen Ende durch Ermordung. Denn der Mord an dem ersten römischen Weltreichskaiser pflanzt

5 Diese Vereinfachung war, wie Ohly S. 43 gezeigt hat, seit Hieronymus allgemein üblich und wurde auch von den Gelehrten des Mittelalters akzeptiert.

6 Vgl. zu dieser Sage von den tönenden Schellen auf dem Kapitol V. 209—266, besonders 246.

7 Ohly, S. 42.

8 Ebd., S. 42 Anm. 2 und S. 48.

9 Diese Bezeichnung für die Montage aus Dan. 7 und 2 scheint mir angemessener als die im Deutschen üblichere »Danielscher Traum«. Ich benutze sie durchgehend.

10 Die *ungetruweliche* Haltung dient sowohl der Abwertung seiner natürlichen Untertanen als auch der Aufwertung seiner unnatürlichen deutschen Alliierten.

11 Siehe Ohlys Aufzählung, S. 44 f.

nicht nur ». . . dem römischen Reich als Prinzip eine neue keimhafte Anlage ein . . .«¹², sondern rückt das römische Weltreich in eine apokalyptische Perspektive, weist also von Anfang an auf das Nahen des Antichrists hin. Für den mittelalterlichen Hörer müssen die Kombination aus Mord und unchristlichem Begräbnis *uf ain irmensul* (= Merkursäule) (602) untrügliche Zeichen des nahenden Antichrists gewesen sein. Wie wir wissen, war dem *Kaiserchronik*-Dichter ganz besonders daran gelegen, die Todesart eines jeweiligen Herrschers nach seinem Verdienst oder Unverdienst um das *riche* auszuschnücken. Um sich aus dieser Verlegenheit hinsichtlich Caesars in Verbindung mit den Deutschen, die er ja zunächst besiegte, zu befreien, mußte der Dichter diese Ereignisse von einer höheren Warte aus betrachten. Oder wie Ohly es sagt:

»Er, der sonst dem *Annolied* fast wörtlich folgt, rückt den Traum als Ganzes von seiner Stelle, um ihn der Caesargeschichte einzugliedern, wobei er ihn zugleich entscheidend umdichtet«¹³.

Halten wir uns daher zunächst an die benutzte Quelle.

Ein genauer Vergleich der beiden Danielvisionen nach dem *Annolied* und nach der *Kaiserchronik* hat mich vor ein paar Jahren schon einmal beschäftigt¹⁴. Dennoch bringt jeder erneute Vergleich kleinere Überraschungen. Zum Beispiel hat es bis jetzt noch niemand bemerkt, daß auch der letzte *Kaiserchronik*vers vor der Vision, V. 525, und der erste Vers nach der Vision, 591, unter leichter Abwandlung des Wortlauts aus dem *Annolied* übernommen sind. Dort sind es nämlich sukzessive Zeilen, *Annolied*vers XXVIII, 12 und 13. Sie entsprechen V. 525 und 591. Daher kann man sagen, daß der *Kaiserchronik*ist seine Vision im wahren Sinne des Wortes in seinen Text eingeschoben hat. Die

¹² Ebd., S. 50.

¹³ Ebd., S. 47 f.

¹⁴ »Daniel's Vision of Four Beasts in Twelfth-Century German Literature«, *The Germanic Review*, XLI (1966) 5–26; S. 9–19 betreffen *AL* und *Kchr*.

erstgenannte Zeile vom *Annolied* drückt das Ende eines Satzes aus, aus dem hervorgeht, daß die Deutschen die Sitte der Römer angenommen hätten, Caesar zu *siezen*, wie man eben seinen Überwinder nicht gerne duzt. Den Deutschen mußte wegen ihrer Teilhabe an den weltherrschaftspolitischen Aufgaben Caesars diese Sitte beigebracht werden. Sie steigert die ursprünglich verwandtschaftliche Beziehung zu einem deutschen Stamm, den »trojanischen« Franken (V. 345), in ein erhöhtes Selbstbewußtsein der Deutschen. Es stützt sich auf ihre Einsicht in ihre bevorzugte Stellung im römischen Reich (480).

Darauf folgt unmittelbar die Danielvision (526–590). Äußerlich bemerkenswert ist, daß der Dichter die Vision von vierundachtzig Zeilen Länge im *Annolied* auf fünfundsechzig Zeilen in der *Kaiserchronik* verkürzt hat. Der anschließende Vers 591 übernimmt, wie gesagt, die Zeile XXVIII, 13, welche uns mitteilt, daß die römische Reichskasse geöffnet wird, um Gelder für Caesars *holden*¹⁵ flüssig zu machen. Die einrahmenden Zeilen der Danielvision in der *Kaiserchronik* befassen sich also am Eingang mit der Belehrbarkeit der Deutschen durch die Römer, am Ausgang mit der Dankbarkeit dafür, daß die Deutschen sich ihnen als Hilfstruppen zur Verfügung stellten, obwohl sie selbst von den Römern besiegt wurden.

Im *Annolied* ist die Danielvision (V. 179–262) auf das vorgeschichtliche Jerusalem bezogen, in der *Kaiserchronik* auf das Rom Caesars und weist indirekt auf seine Alliierten hin. Infolgedessen konnte der Regensburger die Vision nicht in der biblisch beglaubigten Reihenfolge erzählen. Er mußte sie umändern. Um diese Veränderung zu verstehen, müssen wir auf Dan. 7 zurückgreifen. Sie lautet in der Bibel wie folgt:

Liber Danielis caput VII, 2–8:

Videbam in visione mea nocte, et ecce, quatuor venti caeli

15 So im *AL*; nach *Kchr.* 593 heißt es *Dutisken holden*. Vgl. K. Fritschi, *Das Anno-Lied*, S. 155.

pugnabant in mari magno. Et quatuor bestiae grandes ascendebant de mari, diversae inter se. Prima quasi leaena, et alas habebat aquilae; aspiciebam, donec evulsae sunt alae ejus, et sublata est de terra, et super pedes quasi homo stetit, et cor hominis datum est ei. Et ecce, bestia alia similis urso in parte stetit; et tres ordines erant in ore ejus et in dentibus ejus, et sic dicebant ei: Surge, comede carnes plurimas. Post haec aspiciebam, et ecce, alia quasi pardus, et alas habebat quasi avis quatuor super se, et quatuor capita erant in bestia, et potestas data est ei. Post haec aspiciebam, in visione noctis, et ecce, bestia quarta terribilis, atque mirabilis et fortis nimis, dentes ferreos habebat magnos, comedens atque comminuens, et reliqua pedibus suis conculcans; dissimilis autem erat ceteris bestiis, quas videram ante eam, et habebat cornua decem. Considerabam cornua, et ecce, cornu aliud parvulum ortum est de medio eorum, et tria de cornibus primis evulsa sunt a facie ejus, et ecce, oculi quasi oculi hominis erant in cornu isto, et os loquens ingentia¹⁶.

Nach den Versen 17–24 des gleichen Buches bezogen sich die wilden Tiere auf vier Weltreiche und die Hörner auf zehn Könige des vierten Weltreichs. Hieronymus hat in seiner Auslegung das Richtige getroffen, als er lapidar feststellt: *Regnorum feritas atque crudelitas bestiarum nomine demonstratur*¹⁷. Nach jahrhundertelanger Spekulation, auf welche Weltreiche sich Daniel bezogen haben könnte, legte Hieronymus die Auslegung endgültig fest. Die vier Reiche hießen der Reihe nach: Babylon, Persien, Griechenland und Rom¹⁸.

Der Benediktinerabt Rupert von Deutz (1070–1130) gibt zu der Danielvision folgenden Kommentar:

». . . regnum Babyloniorum aureum, quod erat ditissimum, regnum Persarum et Medorum argenteum, id est minus opulentum, regnum Macedonum aereum, id est multa eloquentia

16 Nach der Vulgataversion bei H. Volz, *Vom Spätmittelhochdeutschen zum Frühmittelhochdeutschen* (Tübingen, 1963).

17 Migne, *PL*, XXV, 528 B in bezug auf Dan. 7,2–3.

18 Ebd., 504 B und 528 ff. Augustin vertrat wenig später die gleiche Auffassung, Migne, *PL*, XLI, 695.

sonorum, regnum Romanorum ferreum, id est fortissimum, quod comminuit et domat omnia ferrum«¹⁹.

Damit war das politische Prinzip abgeleitet, daß das römische Reich unter deutscher Vorherrschaft erhalten geblieben sei als die stärkste Macht, die von den Feinden nicht würde überwunden werden können. Denn nur Gott allein könnte es bezwingen²⁰.

Otto von Freising, der Halbbruder des deutschen Königs Konrad III. und zugleich der Onkel Kaiser Friedrichs I., legte die Danielvision noch schärfer zugunsten der Weltmacht (der Deutschen) aus:

»Ita nimirum potestas temporalis a Babilone devoluta ad Medos, inde ad Persas, post ad Grecos, ad ultimum ad Romanos et sub Romano nomine ad Francos translata est«²¹.

Die Kirchenväter und die Historiker des Mittelalters hatten durch ihre unablässigen Bemühungen²² den Text der Danielvision so weit ausgelegt, daß sich jetzt im zwölften

19 Migne, *PL*, CLXVII, 1505 B; J. Kocken, *De Theorie van de vier wereldrijken* (1935) S. 105—110; weitere neuere Literatur zur Danielvision: M. Noth, »Das Geschichtsverständnis der alttestamentlichen Apokalyptik«, *Geschichtsdenken und Geschichtsbild im Mittelalter*, Wege der Forschung, XXI (1961), 30—54; J. W. Swain, »The Theory of the Four Monarchies«, *Classical Philology*, XXXV (1940), 1—21; J. T. Nelis, »De vier wereldrijken in het Boek Daniel«, *Bijdragen XV* (1954), 349—362; A. Caquot, »Sur les quatre Bêtes de Daniel VII«, *Semítica*, V (1955), 5—13; K. Koch, »Die Weltreiche im Danielbuch«, *Theologische Literaturzeitung*, LXXXV (1960), 829—832; *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*, II (Tübingen, ³1958), »Danielbuch«, W. Baumgärtner; W. Schottroff, »Weltreiche«, VI³ (1962); W. Goetz, *Translatio imperii*, Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsdenkens und der politischen Theorien im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Tübingen, 1958).

20 Siehe dazu unten S. 175.

21 *Chronica*, V. 36, S. 428.

22 Die beste Übersicht bei J. A. Montgomery, *A Critical and Exegetical Commentary on the Book of Daniel*. The International Critical Commentary (N. Y., 1951).

Jahrhundert auch die Dichter und Politiker ihrer annehmen konnten. Man muß sich freilich vergegenwärtigen, daß im zwölften Jahrhundert, wie auch in anderen geistig beweglichen Epochen, die Herrscher-, Politiker- und Dichterberufe ineinander übergehen konnten, wofür der Minnesänger Kaiser Heinrich VI., der gewiß schon beim Mainzer Hoftag 1184, nachdem er das Schwert empfangen hatte, den besten Minnesängern des Reiches zuhörte, ein gutes Beispiel²³ liefert. Ein Politiker wie z. B. Rainald von Dassel, Barbarossas Erzkanzler, beschäftigte den Erzpoeten höchstwahrscheinlich auch als Propagandisten²⁴. Karl der Große wurde von dem politisch paktierenden Gegenpapst Viktor IV. am 29. Dezember 1165 kanonisiert und ehe noch das Jahrhundert abgelaufen war, kursierte eine *Vita Sancti Caroli* im Lande. Das staufische Herrscherhaus nahm eine Reichsideologie an, die ähnlich dem »großen und hohen und sehr glänzendem Bild« (Dan. 2, 32 ff.) in der Praxis »schrecklich anzusehen [war]« und teils auf eisernen, teils auf tönnernen Füßen stand. Es stilisierte sich als Erfüller der römischen Reichsgeschichte und degradierte im Geiste und in völliger Verkennung machtpolitischer Realitäten die Herrscher Frankreichs und Englands zu *reguli* (= Zaunkönigen)²⁵. Daher ist es nicht verwunderlich, daß Dichter wie der Siegburger und der Regensburger die Danielvision im *Annolied* und in der *Kaiserchronik* zu propagandistischen Zwecken verwendeten.

Im *Annolied* überbrückt die Danielvision den gähnenden Abstand zwischen der Herrschaft der Städtegründerin Königin Semiramis (9. Jh. vor Christi!) und der Zeit des Römerreiches. Die Reihenfolge der Tiere (= Reiche) ist die

23 *Des Minnesangs Frühling*, 4,17; 4,35; 5,16.

24 *Die Gedichte des Archipoeta*, herausgegeben von H. Watenphul und H. Krefeld (Heidelberg, 1958) S. 24.

25 R. Folz, *L'Idée d'Empire en Occident du V^e au XIV^e siècle* (Aubier, 1953) S. 110 ff.; H. J. Kirfel, *Weltherrschaftsidee und Bündnispolitik* (Bonn, 1959); H. Heuermann, *Die Hausmachtspolitik der Staufer* (Leipzig, 1939) Kapitel V; E. Nellmann, *Die Reichsidee*, S. 58ff.

traditionelle, von Hieronymus kommentierte. Stanza XI leitet auf die Vision über und endet mit V. 189—190:

*Die dier²⁶ vier Künincriche
Die diu werilt soldin al umbegrifen.*

Dieses sinnschwere Wort *umbegrifen* drückt eine Zangenbewegung aus: Persien vergrößert sein Weltreich auf Kosten Babylons; Alexander der Große vergrößert seine Weltherrschaft so sehr, bis sein Reich *driu deil* (Europa, Asien und Afrika) der ganzen Welt umfaßt. Rom endlich erobert und umklammert durch Machtentfaltung die ganze *werlt* (XVI, 12). Da die *werlt* eine Einwohnerschaft von *zungin sibenzog* bzw. nach den graeco-christlichen Auslegern von Genesis 10, 11, zweiundsiebzig Sprachen (= Völkern) hat²⁷, gibt der *Annolied*-Dichter seiner Visionsdarstellung genau zweiundsiebzig Zeilen nach eben diesem Wort *umbegrifen*.

Anders liegen die Dinge in der *Kaiserchronik*. Zunächst einmal erzählt der Kaiserchronist seine Version nicht mehr in der biblisch-patristischen Reihenfolge, Löwin, Bär, Leopard und [Eber], wie noch sein Lehrmeister, der *Annolied*-Dichter, *vorwärts* in Richtung auf das Römerreich als Herrschaftsziel, sondern von seinem schwierigen Ausgangspunkt aus *rückwärts* bis zu einem noch näher zu bezeichnenden Einschnitt. Ohly hat also Recht, wenn er feststellt, der *Kaiserchronik*-Dichter habe die vier Tiere »in ihrer Reihenfolge und ihrer allegorischen Sinnhaftigkeit *umgestellt und verändert*«²⁸. Allein, das Rückwärtserzählen der Vision ist nicht etwa eine ganz selbständige Erfindung unseres Dichters gewesen, sondern ist bereits in der Erzähltechnik von Dan. 7 und 2 angelegt:

26 Nach dem Wort »Tiere« muß man das *biceichenint* von V. 187 mitverstehen.

27 H. J. Weigand, »The Two and Seventy Languages of the World«, *The Germanic Review*, XVII (1942) 241—260. Vgl. *AL X*, 13.

28 *SuL*, S. 46; Unterstreichung von mir.

»Denn auch in Dan. VII wie in Dan. II liegt jenes Schweben zwischen Nacheinander und Gleichzeitigkeit der Reiche vor, das manche Ausleger dazu bewogen hat, nicht an aufeinander folgende, sondern an *nebeneinander* bestehende Reiche zu denken«²⁹.

Erst dieses Nebeneinanderschweben macht dem Dichter ein Rückwärtserzählen möglich, sobald die Vision erst einmal aus ihrer strikten Verbindung mit dem Alten Testament gelöst schien. Die freie Verschmelzung von alttestamentlichen Geschichten und vorhöfischen Erzählungen darf uns nicht überraschen. Ein Kenner des Danielbuches urteilt über die Danielgeschichten folgendermaßen:

»Dem Milieu nach sind es Hofgeschichten, wie wir sie aus dem Estherbuch, . . . Herodot, Ktesias und 1001 Nacht mit der stereotypen Sultansfigur kennen.« »Der Verdacht bleibt, daß diese Gesichte *rein literarische* Bildungen seien. All diese Eigentümlichkeiten teilt das Buch Daniel mit der übrigen apokalyptischen Literatur, die allerdings oft noch phantastischer ist und weniger religiös wertvolle Gedanken enthält«³⁰.

Warum sollte sich daher der Kaiserchronist nicht beflissen fühlen, die besagte Vision für seine Zwecke anzupassen und rückwärts zu erzählen? Die Abfolge Leopard, Bär, [wilder Eber] und Löwe zeigt im Gegensatz zum *Annolied* ganz unregelmäßige Zahlenverhältnisse und weist auch keine Binnenproportionen³¹ auf. Der Dichter deutet die allegorische Darstellung von *Künincriche* (XI, 11) auf (vier) *chunige riche* (534), d. h. mächtige Könige. Die vier Weltreiche stehen nicht mehr, wie noch im *Annolied* (XII–XIV; XVI zu XIX–XXIII), in einer direkten Parallele zu den deut-

29 M. Noth, »Das Geschichtsverständnis der alttestamentlichen Apokalyptik«, S. 52. Unterstreichung von mir.

30 W. Baumgärtner, *RGG*, II 129–130. Unterstreichung von mir.

31 Diese habe ich in bezug auf das *AL* in meinem zitierten Danielaufsatz genauer untersucht.

schen Stämmen, den Schwaben, Bayern, Sachsen und Franken. Übrigens irren sich sämtliche Interpreten des *Anno-liefs* und der *Kaiserchronik*, die der Meinung sind, diese Stämmeparallele habe sich der Siegburger Dichter selbst ausgedacht. Eine Vorlage dazu steht schon bei Flavius Lucius Dexter aus Barcelona³², der mit *leo, ursus, pardus* und dem vierten Tier nach Dan. 7 den Einmarsch der Alanen, Vandalen, Schwaben (*sic!*) und Goten vergleicht. Danach brauchten nur noch drei Stämme mit geeigneteren deutschen Stammesnamen ersetzt zu werden. F. L. Dexters *Chronicon* war in der Fuldaer Bibliothek im zehnten Jahrhundert vorhanden und Honorius Augustodunensis, zu dem sich uns schon mehrfach Parallelen zur *Kaiserchronik* ergeben haben, zitiert Dexter als Leuchte der Kirche³³. Der Siegburger könnte also mit seinen Werken oder einem Ableger derselben bekannt geworden sein.

Man darf leicht überspitzt sagen, daß der Siegburger in bezug auf die Einflechtung der Danielsvision Weltchronist war, der sich in großen Sprüngen an die Zeitenordnung hielt, in bezug auf die Stämmeparallele jedoch provinziell eingestellter Rheinländer war, der sich zudem der Dextertradition verpflichtet fühlen mußte. Der Grund dafür ist nicht schwierig auszumachen: Anno und nicht Karl der Große steht als Held der Dichtung im Mittelpunkt. Der Regensburger hatte sich keine weltchronistische, sondern vielmehr die Aufgabe, die *cronica* des römischen Reiches zu schreiben, gestellt. Außerdem konnte er die Stämmeparallele nicht mehr gebrauchen, nachdem er die Herkunftssagen der deutschen Stämme (V. 267–378) bereits in einen losen Zusammenhang mit der Caesargeschichte gebracht hatte.

Wir sahen schon, daß der *Kaiserchronik*-Dichter seine Danielvision, in die Vergangenheit gewendet, rückläufig erzählt. Wie hat er diese Neuerung erzähltechnisch bewäl-

32 *Chronicon omnimodaе historiae*, Mitte des fünften Jahrhunderts, Migne, *PL*, XXXI, 580 C bis 586 A.

33 *PL*, XXXI, 21 D; CLXX, 210 D.

tigt? Dem griechischen Reich geht bei ihm das medo-persische Reich voraus. Der Bär »behauptet« somit, wie Ohly gesehen hat, »seine zweite Stelle«. Nicht aber behält er seine relative Bedeutung; denn die Reiche des Darius und Cyrus lagen außerhalb des Gesichtskreises der *Kaiserchronik* in einer Epoche der Vergangenheit, die für den Dichter keinen Ansatzpunkt zur Verknüpfung bieten konnte und daher von keinem Interesse war. Darum nennt er auch diese beiden Herrscher nicht mehr, wie noch das *Annolied*, bei Namen. Und damit war der Bericht in umgekehrter Erzählrichtung der Haupterzählung so weit in die Vergangenheit vorgestoßen, wie es der Tradition nach unumgänglich war. Der Dichter kehrt nun von seiner »historischen« Exkursion *sprunghaft* zur Chronikzeit, der Epoche Caesars, zurück. Hätten wir den Regensburger nicht schon oft als nüchternen Aspekttechniker und souveränen Kumulativ-Stilisten kennengelernt, so würde es uns schwerfallen, an die soeben ausgeführte Deutung eines überraschenden »Horizontalaspekts« zu glauben. So aber entsteht keine Schwierigkeit.

Bezeichnet der Eber in Stanza XVI des *Annolieds* und V. 571—578 der *Kaiserchronik*, daß das Römerreich von seinen *weltlichen* Feinden nicht überwunden werden konnte, so gibt es daneben folgende gedankliche Abweichung in der *Kaiserchronik*: An die Stelle der *cüenen Romere* tritt Caesar selbst. Daher entfallen in der *Kaiserchronik* die negativen Attribute (»eiserne Klauen« und »fürchterliche Zähne«) des Ebers, eines allegorischen Tiers, das für Caesar einsteht, die der Eber, im *Annolied* eine Allegorie für Rom, bei dem Siegburger hatte. Das unmittelbar folgende vierte Tier muß innerhalb der Erzählrichtung der *Kaiserchronik* sowohl Züge des Römerreiches erhalten (um die Caesar *als Gestalt* »entlastet« worden war), als aus Endzeiterwägungen Attribute des Antichrist-Reiches, das *noch in die werlt kunftich ist* (586), annehmen. Deshalb war es für den Bayern von Vorteil, auf eine Tierreichbezeichnung zurückzugreifen, die Rom sowohl als zukunftssträchtiges

wie auch dem Antichrist verfallenes Reich allegorisieren würde.

Es gibt einen zeitgenössischen bayerischen Beleg aus Regensburg bei Honorius Augustodunensis, nach welchem . . . *Roma formam leonis habet, qui caeteris bestiis quasi rex praeest*³⁴. Das Weltbild des Honorius war zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre³⁵ vor der *Kaiserchronik* abgeschlossen, wenn man die herrschende Datierung zugrundelegt. Und die Entfernung von St. Emmeram nach Weih St. Peter beträgt nur ein paar Straßen. Diese hier zitierte lateinische Löwin-Personifizierung wird dadurch wichtig, daß der mhd. Text einmal *mennislichen* (580), einmal *mennicken* (581) gebraucht. Die Löwin bezeichnet in der *Kaiserchronik* nicht schlichtweg den Antichrist, sondern auch den antichristlichen Fluch, der über *Rom*, stellvertretend für das ganze Reich, verhängt ist. Im Keime liegt also auch der Verfall schon vorgezeichnet. Nebenher läuft, wie Ohly gesagt hat, »eine Entwicklungsrichtung zum Reiche Christi . . .«³⁶. Der Dichter hat gleichzeitig einen pessimistischen und einen optimistischen Blickwinkel.

Weil der *Kaiserchronik*-Dichter zu seinem Ausgangspunkt, dem Römerreich unter Caesar, auf sprunghafte Weise zurückkehrt, die Zeitenfolge-Vorstellung seines Siegburger Vorbilds jedoch nicht etwa linear, sondern *zirkulär*³⁷ gewesen ist, steht das kaiserchroniksche Caesarreich auch bei ihm *innerhalb* der Zeitenfolge, statt rein chronologisch am Anfang des Reiches. Die Änderungen des *Kaiserchronik*-

34 *De Imagine Mundi*, Migne, PL, CLXXII, 129 C.

35 E. Rooth, *Studia Neophilologica*, XII, 120 ff. Nach E. E. Stengels Datierungsvorschlag wären es etwa fünfunddreißig Jahre, siehe LV.

36 S. 50.

37 Die mittelalterliche Vorstellung der Zeitenfolge als eines Seils, das eine Kurve beschreibt, findet sich wörtlich bei Honorius Augustodunensis, *De Imagine Mundi*, Migne, PL, CLXXII, 146 D: [*tempus*] *veluti si funis ab oriente in occidentem extenderetur, qui quotidie plicando collectus, tandem totus absumatur.*

Dichters an der Danielvision, wie er sie in einer Version des *Annolieds* vorfand, erhöhen indes, aufs Ganze gesehen, die Bildlichkeit der Darstellung nicht gerade übermäßig. Im Gegenteil, man möchte annehmen, daß seine Verkürzung der *Annolied*-Version um 19 Zeilen eine erweiterte Kenntnis der Vision beim Publikum voraussetzen sollte³⁸. Für diese Annahme gibt es einen direkten Anhaltspunkt.

Den früheren *Kaiserchronik*forschern war nicht bekannt, daß zur Zeit der Abfassung der *Kaiserchronik* die Decke des westlichen Querschiffes der Dionisiuskapelle zu St. Emmeram in Regensburg ein Fresko abschloß, das die Danielvision abbildete³⁹. Leider sind auf uns nur die fünf Titel unter den Einzelfresken überkommen. Denn die St. Dionisiuskapelle brannte 1160 ab. Sie wurde zwar kurz darauf wiederaufgebaut, aber es läßt sich nicht mehr feststellen, ob die Fresken auch wiederhergestellt wurden. Der Codex, den Endres untersucht hat, stellt es indes klar, daß die Weltreichbeherrscher Nebuchadnezzar, Cyrus, Alexander und Julius Caesar auf den vier Tieren *ritten*. Die Titel in Hexametern mit Binnenreim lauteten der Reihe nach folgendermaßen:

- I. *Signas ecce lea babilonis magna trophea*
Sed quid nobilitas quam non vult diua potestas.
- II. *Ursa rapax et dente minax te persida pugnax*
Datque medum signisque ferum titulisque superbum.

³⁸ Seit der Abfassung des *ALs* waren 40–60 Jahre vergangen; vgl. hierzu P. Knoch, »Untersuchungen zum Ideengehalt und zur Datierung des *Annoliedes*«, *ZfdPh*, LXXXIII (1964) 275–301.

³⁹ Darauf habe ich in meinem Danielaufsatz vor vier Jahren hingewiesen. Ich verdanke diese Entdeckung der vorzüglichen Yale Bibliothek und J. A. Endres, »Die Reiterfiguren der Regensburger Domfaçade im Lichte mittelalterlicher Kirchenpolitik«, *Zeitschrift für christliche Kunst*, XIII (Düsseldorf, 1901) 363–376; siehe auch W. Molsdorf, *Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst* (Leipzig, 1926). Man muß dabei bedenken, daß St. Dionisius der fränkische Reichsheilige war.

- III. *Dat celer excursus paridi Macedo tibi cursus
Et regni laceras grecorum monstrat habenas.*
- IV. *Bestia bellatrix te Roma notat dominatrix
Et cornu grande te, rex in fine nephande.*

Die königlichen Reiter führten folgende Bezeichnungen: *rex Chaldeorum, rex Medorum et Persarum, rex Grecorum* und *primus Rex seu cesar Romanorum*. Der Autor dieser gar nicht üblen Verse, deren Herkunft ich nicht ausfindig machen konnte, erliegt ebenfalls der Verwechslung von Babyloniern und Chaldaern; er ändert den *ursus* zu *ursa* und betont Caesars hervorragende Stellung sowie sein böses Ende. J. Endres glaubt, daß Caesar auf einem schwarzen Löwen geritten habe, da er davon überzeugt ist, daß dem Plan des Freskos das *Malerbuch vom Berge Athos* zugrundeliege⁴⁰.

Der Dichter hätte beim Aufblicken in der Dionisiuskapelle zu Regensburg, der Stadt der Abfassung der *Kaiserchronik*, die Vision in jeder beliebigen Reihenfolge beobachten können. Man muß auch darauf hinweisen, daß die Fresken der vier Weltreiche nach Endres zirkulär um eine Zentralsphäre des Deckengemäldes angeordnet waren, wo sich eine Freske befand, unter der ein fünfter Titel stand. Dieser bezieht sich auf die Weltherrschaft Gottes:

- V. *Qui regit eterno complectens omnia giro
Sceptris esse quidem dat et omnibus auferet idem.*

Wenn wir annehmen, daß das Fresko älter war als die *Kaiserchronik*, so hätte der Dichter bei der Identifikation *Roms* mit einem Weltreichtier die Wahl gehabt, entweder sich für die Version des *Annolieds* (Rom als wilder Eber allegorisiert), oder für diejenige des heimatlichen Kompilators Honorius sowie des heimatlichen Freskos (Rom als

⁴⁰ »Die Reiterfiguren«, col. 366 f.; vgl. *Malerhandbuch vom Berge Athos* (Nachdruck München, 1960) Nummer 188, S. 65. Ob es bis ins zwölfte Jahrhundert zurückdatiert werden kann, kann ich nicht beurteilen.

Löwe⁴¹) zu entscheiden. Er hat anscheinend einen ›Mittelkurs‹ gesteuert. Der Eber blieb bei ihm eine Allegorie für die weltliche Macht *Roms*, vertreten durch Caesar, der Löwe aber ein allegorisiertes Antichrist. Die *Kaiserchronik* unterscheidet sich vom Fresko hinsichtlich der Einschätzung Caesars. Selbst wenn ihm das Fresko nicht bekannt geworden sein sollte⁴², so bleibt immer noch hervorhebenswert, daß der IV. Titel mit dem Satz des Honorius über die Form *Roms* näher übereinstimmt als mit dem *Annolied*.

Schließlich verstand es *Rom*, sich über die anderen Tierreiche zu erheben: *sulhes tieres newart uns e niht kunt* (582). Beim *Kaiserchronik*-Dichter liegen die Augen des Tieres nicht, wie im *Annolied*, auf dem elften Horn als unmenschliche Attribute des Antichrists, sondern tiefer, über dem Mund als menschlichere Attribute *Roms*. In der Behandlung der Frage, wie das Verhältnis vom römischen Reich zum Reich des Antichrists einzuschätzen sei, weichen also das *Annolied*, das St. Dionisius Fresko und die *Kaiserchronik* voneinander ab. Im *Annolied* erwächst das elfte Horn unter den alliierten Königen, *di mit Romerin rittint ci sturme* (XVII, 2), und nicht aus dem Zentrum des Reiches. Der Siegburger will sagen: Wenn das Antichristreich anbricht, so erfolgt sein Anbruch während eines Krieges *von außen* her. Eine gesunde politische Einstellung des Rheinländers kommt hier zum Vorschein. Anders verläuft natürlich die Darstellung der Danielvision durch byzantinische oder einheimische Maler, die nach griechischen Vorlagen wie etwa dem Malerbuch vom Berge Athos malten! Der III. Titel spricht zwar auch von der zertrümmerten

41 Im Titel I, Zeile 1 hat *lea* die weibliche Form wegen des beabsichtigten Binnenreims mit *trophea*. Andererseits mag die Unterscheidung von Löwe und Löwin geeignet gewesen sein, bis zur gefürchteten Ankunft des Antichrists für die Nachfahren Zeit zu gewinnen – mindestens im Reiche der Poesie.

42 Die Gegenmöglichkeit, daß die Dionisiuskapelle einen Text der *Kchr.* malerisch ausgeschmückt hätte, halte ich nicht für wahrscheinlich.

Herrschaft des Griechenreiches, aber im IV. Titel, zweite Zeile, wird das große Horn auf den König mit dem gottlosen Ende, Caesar, bezogen. Aus griechisch inspirierter Sicht würde das Antichristreich durch den Niedergang *von innen* her erstehen. Aus bayerischer Sicht, wie sie in der *Kaiserchronik* zum Ausdruck kommt, wird hingegen eine scharfe Trennung zwischen dem dritten und dem vierten Weltreich gemacht, Caesar also wiederum »entlastet« und die genaue Richtung, aus der der Antichrist einst zuschlagen werde, offengehalten.

Wir glauben, daß der *Kaiserchronik*-Dichter, der einen Kompromiß in der Weltrolle Roms darstellen wollte, die dramatischere Gestaltung der Danielvision durch den *Anno-lied*-Dichter *episiert* hat. Er hat versucht, die Vision zu steigern. Es zeigt sich jedoch an seiner Bearbeitung, daß die Weltreichvision, sobald sie zur Römerreichvision umgearbeitet wird, an Überzeugungskraft verliert und verlieren mußte. Eine Vision verträgt nicht ohne Schaden Retuschen der angegebenen Art⁴³. Indes konnten sich die Zuhörer an dem Emmeramer Fresko schadlos halten. Des Dichters Verwendung dieser Vision zeigt deutlich, daß er den Herrschaftsübergang auf Caesar und die Allianz mit den deutschen Hilfstruppen bewußt unscharf lassen wollte.

Eine Dichtung, die sich durchgehend auf triadische Vertikalvorstellungen stützt, hat zwar für eine horizontal ausgerichtete Epochalvision eine Verwendung. Die Danielvision, deren Aufgabe es innerhalb der *Kaiserchronik* gewesen wäre, sich auf Caesar, das römische Reich und auf die Herrschaftsgesamtepoche von Caesar bis Karl zu erstrecken, bleibt indes erzähltechnisch und symbolisch hinter den besten Stücken der *Kaiserchronik* zurück.

Nachdem der Epiker von der annalistischen Grundlinie erst einmal abgerückt war, konnte es sich für ihn nicht mehr um die Darstellung des Herrschaftsübergangs, son-

43 Eine schematische Übersicht der beiden Versionen der Danielvision ist im Anhang abgedruckt.

dern mußte sich um die Verdichtung der Herrschaftskontinuität handeln. Auch darin stand er in einem scharfen Gegensatz zu Otto von Freising.

Der hochgeistige Freisinger Bischof Otto hatte sich mit der Vorstellung von der Herrschaftsübertragung ausführlich beschäftigt. Otto hing einer abstrakten Theorie der Herrschaftsübertragung an, die besagte, daß die Ober Gewalt im römischen Reiche von den Römern auf die Griechen, von den Griechen auf die Franken, von den Franken auf die Langobarden und von diesen endlich auf die deutschen Franken übertragen worden sei⁴⁴. Bei der Beschreibung dieser Herrschaftsübertragung gebraucht Otto jeweils Begriffe wie *transferre*, *retransferre* bzw. *derivare*. Deshalb hat es sich in der deutschen Geschichtswissenschaft eingebürgert, die Herrschaftsübertragung bei Otto (und anderen Chronisten) mit dem Begriff *translatio imperii* zu fassen.

»In keinem Geschichtswerk des Mittelalters hat der Translationsbegriff eine so große Bedeutung wie in der Chronik Ottos. Er bedient sich des Gedankens mit einzigartiger Konsequenz und Systematik, ohne die geschichtliche Wirklichkeit dabei zu vergewaltigen«⁴⁵.

Bei Otto ist die *translatio-imperii*-Vorstellung eine geschichtsphilosophische, *horizontal* ausgerichtete Spekulation über die Frage, auf welchen Etappen (durch welche Weltzeitalter) sich die Weltreiche abgelöst hätten. Sie ist von eschatologischen Hoffnungen gespeist und läuft auf eine Prestigevorstellung über eine zukunftsweisende Vergangenheit hinaus.

Es wird zwar von Kocken und seinen Anhängern immer wieder behauptet, daß die *translatio-imperii*-Vorstellung bereits im Buche Daniel vorgeprägt oder angelegt sei oder mindestens bei den frühen Danielkommentatoren, Sulpicius Severus und Hieronymus, zu suchen sei. E. R. Curtius

44 *Chronica*, S. 90; 152; 310; 366; 398; 406; 418; 422; 450; 464; 548; 576.

45 W. Goetz, *Translatio imperii* (Tübingen, 1958) S. 112.

konnte jedoch zeigen, daß »die Übertragung der Herrschaft von einem Reich auf das andere eine Folge schuldhaften Mißbrauchs dieser Herrschaft ist«⁴⁶. Dieser Gedanke ist an einer *anderen* Stelle der Bibel deutlich ausgeführt:

*Regnum a gente in gentem transfertur propter iniustitias, et iniurias, et contumelias, et diversos dolos*⁴⁷.

Ohly glaubt nun, daß die Übertragung der Herrschaft im *riche* von Constantin VI. auf Karl den Großen (V. 14282 ff.), analog zu Ottos Translationsvorstellung, auch als *translatio imperii ad Francos* bezeichnet werden darf⁴⁸. Nach seiner Auffassung hätte der Kaiserchronist gewissermaßen das letzte Viertel der vier Übertragungen, die bei Otto systematisiert sind, in ein eigenes Übergangssystem einer Reichsherrschaft von den Deutschen umgeschaffen. Für diese Auffassung ist die Annahme einer literarischen Abhängigkeit der *Kaiserchronik* von der *Chronica*, falls sie chronologisch überhaupt möglich war, nicht notwendig⁴⁹. Zunächst hat auch mir dieser Gedanke eingeleuchtet, besonders, weil Ohly weitgehende Übereinstimmungen zwischen den Geschichten von Constantin VI. und Karl dem Großen nachweisen kann⁵⁰. Dann ist mir aufgefallen, daß die Translationsvorstellung mit ihrer horizontalen Ausrichtung der in der *Kaiserchronik* häufig verwendeten Vertikal-Erzähltechnik diametral zuwiderliefe, was an sich noch nichts beweist.

46 *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (1948) S. 37.

47 *Ecclesiasticus* = *Jesuch Sirach* 10,8, Ausgabe P. M. Hetzenauer, *Biblia Sacra Vulgatae Editionis* (Regensburg, ³1929). Curtius' Meinung, daß *translatio imperii* nicht aus der Bibel stamme, und schon gar nicht aus dem Buch Daniel, schloß sich der beste Kenner dieser Materie, W. Goetz, *Translatio imperii*, S. 366 ff. an.

48 In der Überschrift seines Kapitels über Karl den Großen, S. 224 und 227 ff. Siehe dazu unten S. 173 ff.

49 Vgl. oben S. 16 Anm. 16.

50 *SuL*, S. 230.

Das theoretische Fundament für Ohlys Meinung⁵¹ gab die einige Jahre vorher erschienene Abhandlung Kockens her. Kocken, S. J., entwickelt darin die Auffassung, daß die Theorie der *translatio imperii* auf eine tausendjährige, letztlich patristische Tradition zurückblicke, die im Verlaufe ihrer Ausbildung von der Danielexegese und besonders stark von der Auslegung durch Hieronymus abhängig sei. Kocken unterscheidet dabei drei historisch sich überschneidende Phasen: 1. die Übertragung (= *translatio*) der Weltherrschaft von Volk zu Volk; 2. die Übertragung der römischen Herrschaft (*imperii romani*) von Volk zu Volk (etwa von den Griechen auf die Franken); und 3. die Übertragung der höchsten Macht innerhalb des römischen Weltreichs (*translatio imperii*) durch das Volk auf den Kaiser. Wenn wir uns des Arguments wegen auf diese drei Traditionstränge beriefen, so fällt ins Auge, daß hier allenfalls die dritte Möglichkeit in Betracht käme. Das Volk der Römer ist gemäß V. 14250—14281 tatsächlich aktiv beim Übergang der Herrschaft auf Karl beteiligt. Am Ende der Geschichte erlangt Karl, nachdem er dem Verleiher der Kaiserwürde, Papst Leo, militärisch geholfen hatte⁵², den Kaisertitel als Ausdruck und Sinnbild der höchsten Herrschergewalt im römischen Reiche (14751).

Nach den gründlichen Erörterungen W. Goetz' erfordert eine *translatio imperii* jedoch eine formale Umwandlung bei

51 Von germanistischer Seite wurde sie zuerst von W. Mohr in seinem bereits zitierten Lukretia-Aufsatz und von H. G. Jantsch, *Studien zum Symbolischen in Frühmittelhochdeutscher Literatur* (1959) S. 203 ff. und Nellmann, S. 57 f. angefochten.

52 Es verläuft nicht nur eine Parallele von Karl zu Constantin VI., wie Ohly gezeigt hat, sondern auch eine von Leo zu Caesar, sowie den hilfsbereiten Truppen der Deutschen unter Caesar (480) und unter Karl. Auffälligerweise *siezt* Karl seinen Bruder (z. B. 14514), wodurch die Anknüpfung an das altrömische Reich Caesars durch das neurömische Reich Karls auch in detaillierter Hinsicht gesichert ist. Vgl. auch V. 14317 mit 7942!

zeitlicher Kontinuität⁵³. Die erstgenannte Voraussetzung, die formale Umwandlung, ist während der Herrschaftsunterbrechung zwischen Constantin VI. und Karl möglicherweise gegeben. Wie steht es aber mit der zeitlichen Kontinuität? Hier sprechen mehrere textliche Anhaltspunkte gegen Ohlys Annahme einer *translatio imperii* [*de Graecis ad Francos*]. Zunächst »[fehlt] bei dem letzten vorkarolingischen Kaiser, Constantin VI., [–] mit der Schlußformel die Zeitangabe«⁵⁴. Nachdem die Römer den in Griechenland geborenen Kaiser, der in der *Kaiserchronik* eigentlich Constantius heißt, geblendet und verstümmelt haben, sagt der Text ausdrücklich:

daz riche stuont do laere. (14282).

Der Dichter meint, hier folge eine *kaiserlose* Zeit von mehreren Jahren⁵⁵. Auch der Wortlaut, *von dannen wart Romisc riche gesceiden von den Criechen (14278–14279)*, ist im Zusammenhang mit den zwei vorausgehenden Römerkaisern griechischer Abkunft (13826 f. und 14195 f.) zu lesen; er sagt über den Herrschaftsübergang im Sinne einer Kontinuität nichts aus, sondern handelt vielmehr von Herrschaftsunterbrechungen. Eine solche Unterbrechung wird besonders hervorgehoben, nachdem erst einmal die Reichsherrschaft vakant blieb:

*die herren von Rome
komen alle zesamene,*

53 *Translatio imperii*, S. 83 ff. Siehe auch S. 173 unten.

54 Ohly, S. 17. Dies ist viel auffälliger als Ohly glaubt und weist auf Schwierigkeiten in seiner Interpretation hin, auf die wir noch zu sprechen kommen werden.

55 Oder Monaten? Historisch gesehen betrug die kaiserlose Zeit immerhin drei Jahre. Vgl. auch die Wendung in V. 7806:

*Diu riche stuonden laere.
die kuonen Romaere
rewelten . . . Constantinum. (7806–7809)*

*si swuoren vor der menige,
daz si von ir chunne*⁵⁶
*niemer mer chunich gewinnen,
noch rihtaere noch herren.* (14285—14290).

Der Dichter benutzt das Wort *entwichen* nicht nur generell in Bezug auf die West- und Oströmer in V. 14295 und die oströmischen Griechen in V. 13732, sondern unter Anknüpfung an ein ganz bestimmtes *Zurücktreten*, nämlich das in V. 10409 erwähnte, wo die Constantingestalt der Silvestergestalt sagt, daß sie vor ihr *entwiche*⁵⁷ und dabei fortfährt:

*ich bevilhe*⁵⁸ *dir min riche.* (10410).

Von der Silvester-Constantinlegende bis zu Constantius [VI.] blieb das Kaisertum nach Meinung des Chronisten romabhängig und romzentriert⁵⁹, nicht aus dem Grunde, daß das *imperium* dem Papste zur Stellvertretung anvertraut

56 Maßmann, III, S. 360, bezog das *si* von V. 14284 auf die Weströmer, Ohly, S. 226, auf die Oströmer. Es handelt sich nicht um eine Rückübertragung der Herrschaft, sondern um ihre zeitweilige Niederlegung. Daß die Griechen »zurücktreten« müssen, drückt schon V. 13729—13732 aus. Die Griechen wollen andererseits einen neuen Herrn aus einem *riche* haben, das ihrem an Macht nachstehe (14295). Ich wäre geneigt, Ohlys Meinung den Vorzug zu geben, wenn es nicht hieße, daß die Griechen (Oströmer) die Herrscherkrone auf den weströmischen Petersstuhl gelegt haben sollten. Möglicherweise haben wir zwischen den Versen 14281 und 14282 einen Sprung im *locale*?

57 *Entwichen* spielt in dieser Legende eine wichtige Rolle, vgl. 7817, 7861; es zielt auf *Diskontinuität* und *räumliche* Unterordnung; siehe auch 4458; 9004 und 12865. Siehe auch oben S. 128 ff.

58 Es hat hier die Bedeutung von »anvertrauen«, nicht, wie Nellmann, S. 113 meint, »Einsetzung eines Stellvertreters«. Die weltliche Macht vereinigt sich ab 10410 in der Person Silvesters mit der geistlichen Gewalt.

59 Ohly, S. 227, und ihm folgend Nellmann, *Die Reichsidee*, S. 29.

worden sei, sondern weil es Constantin ist⁶⁰, den man in Neurom als Silvesters *Stellvertreter* bezeichnen muß. An dieser Abhängigkeit ändert sich bis zur Herrschaft des letzten griechischen Kaisers nichts.

Nun wird es auch verständlich, daß die Kaiserkrone, nachdem sie keinen Träger mehr hat, auf den Petersstuhl placiert wird. Herr und Richter war in Altrom seit Silvesters Tagen der Papst, und nicht mehr der Kaiser. Die Inhaber der Regierungsgewalt erhoffen und erwarten eine Herrschaftsverfügung des Papstes über die Krone. Wir können die eigene Kontinuitätsvorstellung des Dichters jedoch erst am praktischen Beispiel herausarbeiten. Deshalb müssen wir die Kontinuität der Herrschaft in der nun folgenden Leo-Karls Geschichte behandeln.

Karl und Leo wachsen als Söhne Pippins von Kerlingen auf. Von einem Traumgesicht gewarnt, eilt Karl eines Tages nach Rom, wo sein Bruder Papst ist und läßt sich von ihm zum König krönen. Die Römer fangen nach seiner Abfahrt den Papst und stechen ihm die Augen aus. Der blinde Papst pilgert nach den Rheinlanden. Karl sagt seinem Bruder sogleich Hilfe zu, sammelt ein Heer, zieht nach Rom und bestraft die aufsässigen Römer und betet zu Gott. Leo gewinnt sein Augenlicht zurück. Daraufhin weiht er Karl zum Kaiser (14282—14826)⁶¹.

Die Überlegenheit des Petersstuhlinhabers, so gerechtfertigt sie dem Dichter in früheren Erzählungen erschien, hat, sobald Karl auf den Plan tritt, etwas Gewolltes an sich. Aus diesem Grunde sieht er sich gezwungen, Leo aufzuwerten und ihm die Kraft der karolingischen Geblütsheiligkeit zu verleihen. Indem er einen Sohn Pippins auf den Papstessel hebt, hat er einen ebenbürtigen Oberhirten gefunden, der eine bedeutsame Verfügung treffen wird. Leo *ist* von Anfang der Karls Geschichte an Papst, Karl in-

60 Wie wir auf S. 118 ff. gesehen haben.

61 Der Rest der Inhaltsübersicht (14827 ff.), der uns in diesem Buch nicht beschäftigt, steht bei Maßmann, III, S. 727 f. verzeichnet.

des *wird* erst im Verlaufe der Erzählung König und Kaiser.

Durch gemeinschaftliche Handlungen erreichen es die beiden Söhne Pippins, daß das Reich nicht dem Antichrist anheimfällt. Daß vor ihrer Neuordnung des Reiches Gefahr wirklich im Verzuge war, erfahren wir aus dem Schicksal des letzten Griechenkaisers. Ihm stach man auch die Augen aus (14274). Seine Strafe der Blendung ist freilich endgültig und ein Zeichen seiner Verworfenheit. Wir sollen uns dabei an das Auge⁶² als Zeichen auf dem vierten Tier (V. 581) erinnern und die Andeutung der Gefahr heraushören, daß das Antichristreich im Kommen sei, wenn es nicht aufgehoben wird.

Die sehr kühne Erfindung einer Verwandtschaftsbeziehung⁶³ drückt symbolisch eine harmonische Verbundenheit von Staat und Kirche aus, stellt aber auch klar, welch kräftiger Familiensproß die Neuordnung zustandegebracht habe. Der Dichter sichert sich übrigens vorsorglich gegen den möglichen Vorwurf, bei seinem Bericht könne etwas nicht stimmen: *Karl hat ouch enderiu liet* (15072). Bei ihm erfolgt die Übertragung der Kaiserwürde innerhalb der Karolingerfamilie, die sich durch diese Erhöhung selbst ehrt. Ich ziehe das Fazit: An eine *formale* Umwandlung, die den Übergang vorbereitet hätte und eine *zeitliche* Kontinuität beschrieben hätte, also an eine der *translatio imperii* auch nur nahekommende gewichtige Kontinuitätsvorstellung ist in der *Kaiserchronik* nicht zu denken⁶⁴. Damit entfällt die m. E. ohnehin für die *Kaiserchronik* zu abstrakte Systematik der *translatio imperii ad Francos*. Eine *translatio ad Francos* kommt in dieser Geschichte allenfalls im ironischen Sinne in Betracht, nämlich eine solche auf den Karolingerpapst Leo und auch eine solche von Franke zu Franke an den Bruder Karl. Waren im *Annolied* Caesar

62 Vgl. *AL*, XVII, 3 und 5.

63 Nach E. Schröder hat der Dichter diese Brüderschaft selbst erfunden.

64 So auch der Historiker Goez, *Translatio imperii*, S. 126 Anm. 1.

und seine fränkischen Bundesgenossen *alte mage* (XXII, 2), und hatten sich Caesar und die Deutschen militärisch die Hand gereicht, so wird dieser Anspruch, daß die Deutschen Diener des Reichs seien, durch Blutsverwandtschaft und Waffenbrüderschaft zwischen Karl und Leo neu aufgenommen und erhöht⁶⁵. Es ist gut möglich, daß der Dichter wegen der anstehenden Neugründung des Reiches auch an eine Parallele zu Romulus und Remus (V. 53 f.) gedacht hat.

Nachdem Karl zu den *Riflanden* zurückgekehrt ist, überfallen die Stadtrömer scheinbar grundlos den Karolingerpapst Leo und blenden ihm die Augen. Dieser Zug weist zwei Bedeutungen auf. Er bringt der Neuordnung vorübergehend einen bedrohlichen Rückschlag bei, so als sei Leo fast ebenso schwach wie Constantius [VI.], und als gebe dieser Abfall der Römer das *imperium romanum* dem baldigen Kommen des Antichrists preis. Allerdings stellt die Blendung eines Papstes aus dem Karolingerhaus in den Augen des Dichters eine viel größere Erniedrigung und Beschämung *Roms* dar als die Blendung des letzten schwächlichen römischen Kaisers griechischer Herkunft. Die Völkerschaften, in deren Mitte beide Taten begangen wurden, erscheinen in den Augen des Dichters abgewertet, ja für die Herrschaftsfortsetzung disqualifiziert. Das Publikum soll auf den Beginn der deutschen Reichsherrschaft – vorübergehend sogar auf dem geistlichen und dem weltlichen Thron – gespannt sein. Vermöge eines Wunders, das Karls Gebet ausgelöst hat, gewinnt Leo sein Augenlicht wieder. Er kann nunmehr seinen Bruder, der ihm Hilfe in der Not geleistet hat, zum Kaiser weihen (14751). Nach des Dichters Meinung ist damit ein göttlicher Wille zum Ausdruck gekommen. Ab jetzt, wenn auch nicht für immer, steht das Reich geordnet in festen Händen. Wie einst die Papstgestalt Gregorius während der Trajanherrschaft, nimmt Leo

65 Auch das *AL* enthält nicht einmal einen »Ansatz« zu einer geregelten *translatio - imperii* - Vorstellung, wie P. Knoch, *ZfdPh*, LXXXIII (1964) 290, meint.

— hier allerdings ein unfreiwilliges — Leiden auf sich für den Regenten des römischen Reiches. Insofern kündigt uns die *cronica* mindestens zweimal von Päpsten und Königen, die *baidiu . . . Romisces riches phlagen*⁶⁶. Hier ist das im Prolog aufgestellte *Ideal* endlich in voller Höhe erreicht.

Karls Reich, in dem Leo als Papst einträchtig regiert, ist geeignet, das vierte Danielsche Weltreichtier erneut in das Licht der Verheißung zu stellen, oder, wie sein Bruder Leo es ausdrückt:

*nu gehabet iuch froliche:
iu nahet daz gotes riche. (14735—14736).*

Wenn ein bestimmter Herrschaftsübergang wie derjenige auf Karl den Großen mit symbolisch bedeutsamen Verwandtschaftsbeziehungen beschrieben wird, kann, wie gesagt, von einer *translatio imperii* im strengen Sinne keine Rede sein⁶⁷. Von den mittelhochdeutschen und mittellateinischen Werken, die im zwölften Jahrhundert die Danielvision in ihren Erzählrahmen einverleibten, zeigt die *Kaiserchronik* in der Ausgestaltung der Herrschaftsübergänge die größten dichterischen Schwächen. Seine Darstellung der Danielvision holt nicht weit aus und vollführt keine dramatische Umzingelungsbewegung wie das *Annolied*. Die Ansippung Leos an Karl zeigt überdeutlich, daß die Kontinuitätsvorstellungen des Dichters keinen Mangel an Eingebungskraft verrät. Die Brüderschaft zwischen Leo und

66 V. 19—22. Ich stimme mit Ohly, S. 33, nicht überein, daß sich V. 20 nur auf die Könige bezieht; selbst nach seiner Meinung müßte es sich bei V. 20 nicht um eine Apposition, sondern um eine Parenthese handeln. Es bezöge sich dann V. 21 im Gegensatz zu V. 20 auf beide Herrschaftsvertreter; V. 18 und 23 umgriffen dann diesen Zusammenhang; siehe Nellmann, S. 91 und oben S. 22 Anm. 3.

67 Ebenso Nellmann, S. 57 f. und 112. Ich habe in *König Rother* (Bern, 1968) S. 79 ff. gezeigt, daß dort ebenfalls von einer *translatio imperii* im Sinne Ottos von Freising nicht gesprochen werden könne, sondern allenfalls von einer poetischen *translatio per nuptias*.

Karl ist zwar ein glücklicher Einfall in der Not, auf Grund dessen der Übergang mit einem Ruck bewältigt wird, nicht aber eine epochaltypische Erfüllung der Vergangenheit mit dichterischen Mitteln. Es ist richtig, daß der Dichter, wie Ohly sagt, versucht hat, »seinem Bilde von der Reichsgeschichte einen ideell gegründeten dichterischen Ausdruck [zu] verleihen . . .«⁶⁸; nur daß ihm der Versuch zwar erzähltechnisch geglückt, aber epochaltypologisch nicht gelungen ist.

Die Neuordnung des Reiches unter der Karlsgestalt wird, wie schon die Neuordnung unter Constantin, einfach durch Annahme eines Verwandtschaftsverhältnisses bewältigt. Nur ist es hier wesentlich enger geworden. Stand Constantin zu Silvester in einem Sohn-Vater-Verhältnis⁶⁹, so deutet hier das brüderliche Verhältnis auf Gleichordnung⁷⁰ hin; dies drückt sich textlich so aus: Bei Constantin und Silvester heißt es

*do sazten si die pfahte,
der chunich gebot sin edicta,
alse si ze Rome stant gescriben da . . .*

(7989—7991).

Hier beginnt der Engel, ein dem Papst übergeordneter (?) Himmelsbote, das neue karlsche Grundgesetz (= *die pfahte*, 14757) auf folgende Weise zu diktieren:

*ja was vergezzen harte
der pfahte Constantini . . . (14782—14783).*

Nunmehr ist der Papst von der Bürde des weltlichen Herrschaftsanteils in *Rom* entlastet, da sein Bruder Karl sie mit Hilfe des Engels (*der engel si im vor tihte*) (14758) auf ein sicheres weltliches Fundament stellen kann und da-

68 S. 50.

69 A. M. Nellmann, S. 123, der das Verhältnis als »brüderlich« ansieht.

70 A. M. Nellmann, S. 124, 128, 129 f., der glaubt, daß Leo Karl untergeordnet sei.

durch die Herrschaft auch gesetzmäßig erneuert. Die Brudereintracht im Hause Kerlingen wendet den Zwist für eine gewisse Zeitspanne vom Reiche ab und macht das Reich *deutsch*. Aber der symbolische Neuordnungsakt⁷¹ kommt letztlich durch die enge Blutsverwandtschaft der beiden maßgeblichen Gestalten zustande, nicht durch eine *translatio imperii ad Francos*. In den Augen des Dichters und nach dem Erwartungshorizont des Publikums bedarf es zum Herrschaftsübergang der Kraft *der* begnadeten *deutschen* Fürstenfamilie. Denn

*Karl was chuone,
Karl was scone,
Karl was genaedic,
Karl was saelic,
Karl was teumuote,
Karl was staete,
unt hete iedoch die guote.
Karl was lobelich,
Karl was vorhtlich,
Karlen lobete man pilliche
in Romiscen richen
vor allen werltkunigen.*

Im übrigen betont der *Kaiserchronik*-Dichter die *weltlichen* Aufgaben des richtenden Kaisers Karl (V. 14382—14411; 14779—14814) nicht nur hinsichtlich der Stände, sondern auch des ganzen Volks⁷².

⁷¹ Vgl. Nellmann, S. 130.

⁷² A. D. Gathen, *Rolande als Rechtssymbole. Neue Kölner Rechtswissenschaftliche Abhandlungen*, XIV (Berlin, 1960), S. 114. Gathen weist ebendort darauf hin, daß der Dichter »das Recht in die Person des Kaisers hineinverlegt« (Unterstreichungen von mir). Auch daran zeigt sich des Dichters unerhörte geistig-räumliche Gestaltungskühnheit. Auf dieses Buch machte mich freundlicherweise Frau Prof. I. Schröbler aufmerksam.

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Die *Kaiserchronik* ist für mich als Kritiker kein Dokument, das »als Quelle historischer Anschauungen«¹ aufgeschlossen zu werden braucht. Meine Untersuchung will nicht den Zusammenhang, in dem die *Kaiserchronik* entstanden ist, prüfen, sondern die »Zeit, die sie erkennt«². Erst wenn es der Kritik gelungen ist, in der Problematik, die ein ausgewähltes Werk aufwirft, die eigene zu erkennen, hat sie ihre Berechtigung nachgewiesen.

Die »eigene Gestaltung des Vorgegebenen«³, also, nach unserer Terminologie, die erzähltechnischen Neuerungen, welche in den Triadenüberlagerungen, der jähen Kumulierung und der humorvollen Wechselrede verwendet sind, spiegeln eine scharfsichtige Einschätzung des Regensburger Patriziats wieder. Selbst wenn wir sie unbewußt entstellt haben sollten, so glauben wir doch zu erkennen, daß dieses Patriziat in seiner Reichsvergangenheit eine gewisse Ordnung erblicken wollte. Die erzähltechnische Verarbeitung dieser Horizonterwartung hat eine intellektuell auf Vermittlung ausgerichtete Schaffensweise zustandegebracht⁴. Darin unterscheidet sich der *Kaiserchronik*-Dichter deutlich von den höfischen Dichtern, in deren Werken die Emotionen gänzlich fiktiver Gestalten einen freieren Spielraum haben, und die individuell ausgeprägte Menschenliebe stärker mitschwingt⁵. Man muß jedoch bedenken, daß die Er-

1 Diese Hoffnung hegt Nellmann, S. 144.

2 W. Benjamin, *Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft* (zuerst in *Literarische Welt*, 17. 4. 1931). *Angelus Novus. Ausgewählte Schriften*, II (1966) 456.

3 Ohly, S. 9.

4 F. Neumann, *ZfdA*, XCI, 290: »gleichartige Denkbasis«; Nellmann, S. 143 f.

5 So auch H. J. Gernentz, *Formen und Funktionen der direkten Rede in der deutschen epischen Dichtung von 1150 bis 1200*

zählenergie, die in der vorhöfischen mittelhochdeutschen Sprache dieses Genres damals noch schlummerte, erst einmal freigesetzt werden mußte, bevor sie in der höfischen Zeit quellen konnte. Damit will ich Folgendes andeuten: Das erzähltechnische Korrelat⁶ zu der verborgenen oder noch nicht literarisch entwickelten Emotionalität in der *Kaiserchronik*-Dichtung liegt, wie mein Verfahren gezeigt zu haben hofft, in der Vertikalanalogie, einer prä-psychologischen Erzähltechnik, und vor allem in der jäh wechselnden hierarchischen Triadenverbildlichung. Die vermittelnde Auffassung des Dichters zeigt sich daran, daß sowohl die heidnischen wie auch die christlichen Gestalten mit einem gewissen Gleichmaß⁷ gezeichnet oder verzeichnet sind. Der Zweck der Kumulationen ist stets darin zu suchen, daß er es seinem Publikum ermöglichen wollte, die Größenverhältnisse durch Über- bzw. Unterordnung wahrzunehmen. Seine Erzähltechnik bedient sich kumulativer Kunstgriffe, weil sich dem Dichter die Welt hierarchisch geordnet darstellte, und seine künstlerische Wiedergabe entsprechende Abstufungen vorführen wollte.

Die *Kaiserchronik* versteht sich zwar selbst als Chronik, ist aber trotz ihres Titels, ihres Themas und ihres reichshistorisierenden Inhalts dem Genre nach keine Chronik. Die Chronistik in Deutschland macht nicht mit dem Er-

(maschinenschriftliche Habilitationsschrift, Rostock, 1958) S. 74; 81. Ich danke Herrn Kollegen Gernentz für sein freundliches Entgegenkommen bei der Beschaffung des Mikrofilms. Auch Frank Shaw, *Die Darstellung des Gefühls in der Kaiserchronik* (Diss. Bonn, 1967) [vergleiche oben S. 14 Anm. 11] kommt zu dem Ergebnis, daß die Gefühle des Kaiserchronikverfassers »... als oberflächlich zu bezeichnen sind« (S. 276); vgl. auch ebendort S. 278, 282—284.

6 Vgl. zu diesem schwierigen Problem T. S. Eliot, »Tradition and the Individual Talent«, *The Sacred Wood* (1953) S. 47—59.

7 Dies hat schon G. Laehr, *Die Konstantinische Schenkung in der abendländischen Literatur des Mittelalters. Historische Studien*, CLXVI, S. 180, besonders hinsichtlich Silvesters und Constantins erkannt; *Sul*, S. 240.

scheinen der *Kaiserchronik*, sondern recht eigentlich mit Otto von Freising's ›gleichnamigem‹ Werk einen entscheidenden Fortschritt. Was jedoch Verbreitung und Wirkung der *Kaiserchronik*‹ anbelangt, so hat sie vor der Chronik Ottos auf lange Sicht mit großem Vorsprung beim deutschen Publikum des Hoch- und Spätmittelalters, was Beliebtheit angeht, gewonnen.

Wenn Ohly dem Gerüst der Kaisergeschichten eine »biblisch-heilsgeschichtlich-imperiale Art« zuspricht, aber auf der anderen Seite den anglo-französischen *Histoires* bloß eine »mythisch-sagenhaft-nationale Art«⁸ zugesteht, so trifft er eine Unterscheidung, für die aus dem deutschen Text selbst keine Formelelemente⁹ als Beweismittel beigebracht werden können, die diese Unterscheidung stützte. Wir würden vielmehr sagen, die Beimischung des Nationalen findet sich in der *Kaiserchronik* auf andere Weise als in den *Histoires*¹⁰.

Die *Kaiserchronik* wendet sich an eine bayerische Zuhörergemeinschaft, die selbst aufstrebte und von einem aufstrebenden Hause privilegiert wurde. Die Thematik ist zwar *rombezogen*, aber aus deutschem Winkel, wenn auch nicht ohne einen Grad von geistiger Kultiviertheit, imperial-deutsch gesehen. Der Ausdruck ›Chronik‹, der werktypisch nicht mit *cronica* identisch ist, ist von den bisherigen Kritikern genremäßig nicht richtig gewählt worden. Dieser Vorwurf trifft nicht etwa den Dichter. Nicht zufällig ist bereits nachgewiesen, daß der Dichter die für Chroniken übliche Gliederung der Geschichte in *aetates* fallengelassen hat¹¹. Ich bin einen Schritt weitergegangen und

8 S. 15 f. William von Malmesburys Chronik wird der Chronikcharakter von Ohly abgesprochen, S. 237; vgl. dazu oben S. 82—91.

9 Ebd., S. 13.

10 Eine vergleichende Studie über die Nationalverschiedenheiten bei der Abfassung von Weltchroniken würde diesen Punkt ausführlich zu beleuchten haben.

11 Ohly, S. 13, 34; Nellmann, S. 89.

hoffe gezeigt zu haben, daß er *als Dichter* von der augusti-
nischen Weltanschauung und der Zweischwertertheorie nicht beein-
flußt worden ist. Ich glaube sogar, daß man sein politisches
Engagement überschätzen kann. Ich würde die *Kaiser-
chronik* als deutsch-christliche *Imperialdichtung*^{11a} bezeich-
nen. In dieser Verbindung bezeichnet ›imperial‹ einen ge-
fährlichen Grad von ›national‹, eine Beobachtung, die den
weniger enthusiastischen Kritikern des Stauferreichs nie-
mals verborgen geblieben ist, trotz scharfsinnigster Aus-
legungsversuche von Generationen deutscher Historiker.
Das Gleichgewicht zwischen epochaltypischer Verheißung
und dichterischer Erfüllung in der *Kaiserchronik* halte ich
nicht für völlig ausgereift. Mir scheint, daß die Sicht des
Alten Testaments und seine Strenge vorherrsche und daß
der Geist des Neuen ein bißchen im Hintergrund stehe¹².
Auch gibt Jesus Christus noch nicht einmal eine Randfigur
ab. Überhaupt scheint mir im allgemeinen der Ausdruck
des christlichen Gottvertrauens nicht genügend ausgeprägt
zu sein.

Die Erfüllung, nach der der Leser beim Zuhören von
tausenden von Versen gedürstet haben muß, bleibt nach
Karls Tod allerdings meist aus. Mit zunehmender Nähe
zur eigenen Zeit wird der Bericht immer knapper und,
glaube ich, langweiliger. Der Regensburger Dichter hat
sich, nachdem Karls Tod erfolgt ist, der Durststrecke der
neueren deutschen Reichsgeschichte aus irgend einem
menschlichen Grunde rasch entledigen wollen.

Die letzte Frage bezieht sich naturgemäß auf den Wert
des Gedichts. Zunächst ist mir wie Neumann und Nellmann
nicht zweifelhaft, daß ein literarisches Kunstwerk wie die
Kaiserchronik jahrelang in Arbeit gewesen sein muß. Des-
halb kann keinesfalls das Argument gegen die *Kaiserchro-
nik* gehalten werden, sie sei hastig zusammengestellt wor-
den. Es gibt sogar unter den besser erzählten Geschichten

^{11a} Siehe oben S. 28 Anm. 15, und S. 18 Anm. 21.

¹² Eine Ausnahme bildet die Karl-Leolgende.

Glanzstücke. Es gibt auch einen Gesichtspunkt, unter dem man diese Stücke als zusammenhängend betrachten kann. Es sind nämlich regelmäßig solche, in denen besonders geschätzte Lokalheilige eine Rolle spielen. Es sind gerade diese hier behandelten Stücke, die dem Leser von heute ein ästhetisch einigermaßen befriedigendes Erzählergebnis vermitteln. Der erzähltechnische Erfolg dieser Geschichten wird nicht so sehr, wie bei anderen vorhöfischen Dichtungen (*König Rother, Rolandslied*) durch »Vergegenwärtigung«¹³, sondern durch *Verräumlichung* erzielt. Der Kaiserepiker schafft sich triadische Freiräume, die *das Ringen der Gemeinschaft um das Christentum auf der episierten Reichsebene dramatisch darstellen* sollen. Das ist ihm einwandfrei gelungen, soweit wir dies aus unserer Zeitsicht beurteilen können¹⁴. Die Wahl seiner Mittel verrät gelegentlich nicht nur den Dichter, sondern auch den Zeigestock des Propagandisten. Sein Werk ist erzähltechnisch imponierend. Dennoch gehört es auf große Strecken selbst in die von ihm eingangs (V. 27–34) verworfene Kategorie der *pädagogisch bedenklichen Gedichte*. Seine Erfindergabe triumphiert hier und versagt dort. Seine Stärke liegt nicht in der Handhabung der Allegorie und Vision, sondern in der nüchternen Aspekttechnik. Die Erzählelemente, die noch auf uns wirken und sich dem Gedächtnis ohne Schwierigkeiten eingepägt haben, sind, wie schon gesagt, bildliche Zentralmotive, um die sich die jeweiligen Einzelerzählungen gruppieren, ohne dabei jedoch den Charakter von Novellen anzunehmen.

Die sog. *Kaiserchronik* erweist sich in Tausenden von Reimpaaren als ein etwas zähflüssiges deutsches Werk, als die wahrhaft erste Erzähldichtung des römischen Reiches in deutscher Zunge. Die dynamisch-vertikale Erzähltechnik

13 E. M. Woelker, *Menschengestaltung in vorhöfischen Epen des 12. Jahrhunderts*, Diss. (Leipzig, 1940).

14 Vgl. H. Kuhn, »Interpretationslehre«, *Festschrift für Hermann Kunisch zum 60. Geburtstag* (Berlin, 1961) 196–217, 209.

hat nicht nur sein Werk auf weite Strecken zusammengehalten, den Leser verblüfft und erfreut, es hat auch in unserer Auswahl der modernen Kritik mindestens standgehalten. Der Kumulativstil der Triadenverbildlichung **beruht letzten Endes auf einem hierarchischen, sprich unpoetischen Ordnungsprinzip**, das die Einzelteile wie Glieder eines Regiments einordnet, so daß sie auf der Grundlinie einschwenken können. Insofern hat das Reichsepos deutliche Grenzen. Lücken und Brüche, die in großer Zahl verbleiben, werden von Visionen oder Verwandtschaftsbeziehungen nicht wirklich ausgefüllt. Der gliedernde Gemeinschaftsgeist, der aus dem Autor und seinem Werk zu uns gesprochen hat, aber nur selten, ästhetisch gesprochen, Technik und Geist nahtlos miteinander verbinden konnte, ist seit dem Triumph der höfischen Literatur, wenige Jahrzehnte später, auf den hinteren Platz verwiesen. Doch die Nachwirkung blieb dieser ersten deutschen Reichsdichtung, da sie ein unangefochtenes Bildungsmonopol erlangte, vermutlich zum Schaden für den allgemeinen Bildungshorizont vielleicht allzu kräftig für Jahrhunderte erhalten. Daß sich die höfischen Dichter so gut wie gar nicht auf die *Kaiserchronik* berufen, liegt an ihrer geänderten Auffassung von der Stellung des Individuums in der höfischen Gesellschaft, das in diesem frühen Werk literarisch noch nicht voll entdeckt ist, nicht aber daran, daß sie diese Geschichten etwa ignoriert hätten¹⁵. Die Dichtung zeichnet sich dadurch aus, daß sie in vielen Fällen »der realen Erscheinung des historisch Einmaligen . . . keine einführende und verstehende Gerechtigkeit zu schenken bereit ist, sondern dem geschichtlichen Geschehen die aus einer nicht immanent geschichtlichen Sphäre gewonnenen *Gesetze* aufzulegen versucht . . .«¹⁶. Jedoch bemüht er sich sehr lebhaft

15 Als ein Beispiel genüge es, Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, 795, 30 zu erwähnen, wo auf Zambris Stier (eine Zeile nach der Mitleidsfrage) angespielt wird.

16 Ohly, S. 241, Sperrung von mir. In diesem Sinne ist die Triade ein »Gesetz«.

darum, erzähltechnische Korrelate von mittelalterlichen Ordnungsvorstellungen zu meistern. Sie sind ihrem Wesen nach mittelalterlich, ihrer Darstellungskraft nach originell, einmalig und merkwürdig. Die wechselreiche *Rom*darstellung macht sowohl einen gliedhaft geschlossenen wie auch einen dramatisch erregten Eindruck. Weder der einen noch der anderen Seite der Darstellung darf man sich heute im Zeichen einer falschverstehenden Horizontverengung¹⁷, noch einer überrationalen, zu kritischen Einstellung, nähern.

Es ist klar, daß die *Kaiserchronik* nicht der ästhetischen Zielsetzung wegen verfaßt worden ist, sondern um ein dichterisch angemessenes Korrelat des höheren *ordo* zu finden. In diesem Sinne hat sich der Kaiserepiker bemüht, eine im mittelalterlichen Sinne christliche Dichtung zu schaffen, die weltbildliche Perspektiven aufwirft.

17 Insofern habe ich mich in einem *obiter dictum*, das ich in meinem *Rotherbuch* geäußert habe (S. 87, der Verfasser der *Kchr.* habe »das Kaisertum im päpstlichen Sinne »eingereicht«), geirrt.

LITERATURVERZEICHNIS

(in Auswahl)

- Auerbach, E.: *Typologische Motive in der mittelalterlichen Literatur* (Krefeld, 1953).
- : *Literary Language and its Public in Late Latin Antiquity and in the Middle Ages*. translated from the German by Ralph Manheim. Bollingen Series, LXXIV (1965).
- Baasch, K.: *Die Crescentiallegende in der deutschen Dichtung des Mittelalters* (Stuttgart, 1968).
- Bächtold-Stäubli, H.: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Zehn Bände (Berlin, 1927—1942).
- de Boor, H.: *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, I. Die deutsche Literatur von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung. 770—1170, (⁵1962).
- Bosl, K.: *Frühformen der Gesellschaft im mittelalterlichen Europa*. Ausgewählte Beiträge zu einer Strukturanalyse der mittelalterlichen Welt (München und Wien, 1964).
- : »Die Sozialstruktur der mittelalterlichen Residenz- und Fernhandelsstadt Regensburg: die Entwicklung ihres Bürgertums vom 9.—14. Jahrhundert«, *Bayerische Akademie der Wissenschaften*. Philosophisch-Historische Klasse. *Abhandlungen*. Neue Folge, Heft CLIII (1966).
- van den Brincken, A. D.: *Studien zur lateinischen Weltchronistik bis in das Zeitalter Ottos von Freising* (Düsseldorf, 1957).
- Brinkmann, H.: »Der Prolog im Mittelalter als literarische Erscheinung«, *Wirkendes Wort*, XIV (1964) 1—21.
- Bulst, W.: *Die Kaiserchronik*. Ausgewählte Erzählungen. I (*Faustinian*); II (*Crescentia*), Editiones Heidelbergenses, Heft 5 und 6 (Heidelberg, 1946).
- van Caenegem, R. C. — Ganshof, F. L.: *Kurze Quellenkunde des westeuropäischen Mittelalters: Eine typologische, historische und bibliographische Einführung*. Deutsche Übersetzung aus dem Niederländischen von M. Gyseling (Göttingen, 1964).
- Curtius, E. R.: *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter* (Bern, 1948).
- : Amerikanische Ausgabe: *European Literature and the Latin Middle Ages*. translated from the German by W. R. Trask.

- Bollingen Series, XXXVI (New York and Evanston, 1963).
- Delehaye, H.: *The Legends of Saints*. translated from the French by V. M. Crawford (London, New York, 1907).
- Dieterich, J.: *Honorius Augustodunensis. Summa Gloria. MGH. Libelli de Lite imperatorum et pontificum*, III (Hannover, 1897).
- Dobschütz, E. von: *Christusbilder: Untersuchungen zur christlichen Legende* (Leipzig, 1899).
- Ellinger, G.: *Das Verhältnis der öffentlichen Meinung zu Wahrheit und Lüge im 10., 11., und 12. Jahrhundert* (Berlin, 1884).
- Endres, J. A.: »Die Reiterfiguren der Regensburger Domfaçade im Lichte mittelalterlicher Kirchenpolitik«, *Zeitschrift für christliche Kunst*, XIII (Düsseldorf, 1901).
- Erb, E.: *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis 1160*. Kollektiv für Literaturgeschichte, I, 2. Halbband (Berlin, 1964).
- Fischer, H.: *Studien zur deutschen Märendichtung* (Tübingen, 1968).
- Folz, R.: *Le Souvenir et la Légende de Charlemagne dans l'Empire Germanique Médiéval* (Paris, 1950).
- : *L'Idée d'Empire en Occident du V^e au XIV^e siècle* (Aubier, 1953).
- Frings, Th. — Kuhnt, J. — Flämig, W.: *König Rother*. Altdeutsche Texte für den akademischen Unterricht (Halle, ²1961).
- Fritschi, K.: *Das Anno-Lied* (Zürich, 1957).
- Fuhrmann, H.: »Konstantinische Schenkung und Silvesterlegende in neuer Sicht«, *DAEM*, XV (1959) 523—540.
- : »Konstantinische Schenkung und abendländisches Kaisertum«, Erster und Zweiter Teil, *DAEM*, XXII (1966) 63—178.
- Funkenstein, A.: *Heilsplan und natürliche Entwicklung: Formen der Gegenwartsbestimmung im Geschichtsdenken des hohen Mittelalters* (München, 1965).
- Ganshof, F. L.: *Was ist das Lehnswesen?* (Darmstadt, 1961).
- Gellinek, C.: »Die Rolle der Heiligen im König Rother« *Journal of English and Germanic Philology*, LXIV (1965) 496—504.
- : »Daniel's Vision of Four Beasts in Twelfth-Century German Literature«, *The Germanic Review*, XLI (1966) 5—26.
- : »Marriage by Consent in Literary Sources of Medieval Germany«, *Collectanea Stephan Kuttner*, II. Band, *Studia Gratiana*, XII (Bologna, 1967) 555—579.
- : *König Rother: Studie zur literarischen Deutung* (Bern, 1968).
- : »The German Emperors' Chronicle: An Epic Fiction?«, *Colloquia Germanica*, Internationale Zeitschrift für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft, Heft 3 (1971).
- Gilson, E.: *Philosophie du Moyen Age* (Paris, ²1944).
- Goez, W.: *Translatio Imperii: Ein Beitrag zur Geschichte des*

- Geschichtsdenkens und der politischen Theorien im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Tübingen, 1958).
- Goppelt, L.: *Typos: Die typologische Deutung des Alten Testaments im Neuen. Beiträge zur Förderung christlicher Theologie*, zweite Reihe, XLIII (Verlag C. Bertelsmann in Gütersloh, 1939).
- : »TYPOS«, *Theologisches Wörterbuch*, VIII (Stuttgart, 1966).
- Grundmann, H.: *Geschichtsschreibung im Mittelalter: Gattungen — Epochen — Eigenart* (Göttingen, 1965).
- Heer, Fr.: *Die Tragödie des Heiligen Reiches* (Stuttgart, 1952).
- Helff, M. M.: *Studien zur Kaiserchronik. Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance*, XLI (1930).
- Hofmeister, A. — Lammers, W.: *Otto Bischof von Freising, Chronik oder die Geschichte der zwei Staaten*. Lateinisch und Deutsch. Übersetzt von A. Schmidt. Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters (Darmstadt, 1961); Nachdruck der MGH-Ausgabe (Hannover, 21912).
- Huber, P.: *Die Wanderlegende von den Siebenschläfern* (Leipzig, 1910).
- Ittenbach, M.: »Über die Kaiserchronik als strophische Dichtung«, *Dichtung und Volkstum (=Euphorion)*, XLII (1942) 14—46.
- Jantsch, H. G.: *Studien zum Symbolischen in Frühmittelhochdeutscher Literatur* (Tübingen, 1959).
- Knab, D. *Das Annolied: Probleme seiner literarischen Einordnung. Hermaea. Germanistische Forschungen. Neue Folge XI* (1962). Herausgegeben von H. de Boor und H. Kunisch.
- Knoch, P.: »Untersuchungen zum Ideengehalt und zur Datierung des Annoliedes«, *ZfdPh*, LXXXIII (1964) 275—301.
- Koken, E. J. J.: *De Theorie van de vier wereldrijken en van de overdracht der wereldheerschappij tot op Innocentius III.* (Nijmegen, 1935).
- Kuhn, H.: »Gestalten und Lebenskräfte der frühmittelhochdeutschen Dichtung«, *DVjs*, XXVII (1953) 1—30.
- : *Dichtung und Welt im Mittelalter* (Stuttgart, 1959).
- : »Interpretationslehre«, *Festschrift für Hermann Kunisch zum 60. Geburtstag* (Berlin, 1961) S. 196—217.
- Laehr, G.: *Die Konstantinische Schenkung in der abendländischen Literatur des Mittelalters bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Historische Studien*, CLXVI (Berlin, 1926).
- Malmède, H. H.: *Wege zur Novelle: Theorie und Interpretation der Gattung Novelle in der deutschen Literaturwissenschaft* (Stuttgart, 1966).
- Massignon, L.: *Les sept dormants d'Éphèse en Islam et en Chrétienté: recueil documentaire et iconographique avec le*

- concours d'Émile Dermenghem et alii, 4 fascicules (Paris, 1955—1958).
- Maßmann, H. F.: *Der keiser und der kunige buoch oder die sogenannte Kaiserchronik*, 3 Bände (Quedlinburg, 1849—1854).
- Maurer, Fr.: *Die religiösen Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts*, I und II (Tübingen, 1964/65).
- Neumann, F.: »Wann entstanden Kaiserchronik und Rolandslied?«, *ZfdA*, XCI (1961/1962) 263—329.
- Noth, M.: »Das Geschichtsverständnis der alttestamentlichen Apokalyptik«, *Geschichtsdenken und Geschichtsbild im Mittelalter. Wege der Forschung*, XXI (1961) S. 30—54.
- Ohly, E. F.: *Sage und Legende in der Kaiserchronik: Untersuchungen über Quellen und Aufbau der Dichtung. Forschungen zur deutschen Sprache und Dichtung*, Heft X (Münster, 1940: reprographischer Nachdruck, Darmstadt, 1968).
- Opitz, M. — Bulst, W.: *Das Anno-Lied*. Editiones Heidelbergenses/2 (2¹⁹⁶¹).
- Quadlbauer, F.: *Die antike Theorie der genera dicendi im lateinischen Mittelalter. Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse*, CCXXXI, 2 (1962).
- Ross, J. B.: »A Study of Twelfth-Century Interest in the Antiquities of Rome«, *Medieval and Historical Essays in the Honor of James Westfall Thompson* (Chicago, 1938) S. 302—321.
- Scholes, R. — Kellogg, R.: *The Nature of Narrative* (Oxford University Press, 1966).
- Schröder, E.: *Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen*. MGH. Deutsche Chroniken, I, 1 *Deutsche Kaiserchronik* (Hannover, 1892): *Deutsche Neudrucke. Reihe Texte des Mittelalters*. Herausgegeben von K. Stackmann (Berlin, 1964).
- Shaw, Fr.: *Die Darstellung des Gefühls in der Kaiserchronik* (Diss. Bonn, 1967). Druck der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. (Im Buchhandel nicht erhältlich.)
- Staiger, E.: »Die wissenschaftliche Interpretation von Dichtwerken«, *Worte und Werte. Bruno Markwardt zum 60. Geburtstag* (Berlin, 1961). S. 355—358.
- Stengel, E. E.: »Die Entstehung der Kaiserchronik und der Aufgang der staufischen Zeit«, *DAEM*, XIV (1958) 395—416.
- : »Nochmals die Datierung der Kaiserchronik«, *DAEM*, XVI (1960) 226—228.
- Swain, J. W.: »The Theory of the Four Monarchies«, *Classical Philology*, XXXV (1940) 1—21.
- Urbanek, F.: »Zur Datierung der Kaiserchronik: Entstehung-Auftraggeber-Chronologie«, *Euphorion*, LIII (1959) 113—152.

- Volz, H.: *Vom Spätmittelhochdeutschen zum Frühmittelhochdeutschen* (Tübingen, 1963).
- Weigand, H. J.: »The Two and Seventy Languages of the World«, *The Germanic Review*, XVII (1942) 241—260.
- Weisser, H.: *Die deutsche Novelle im Mittelalter* (Freiburg, 1926).
- Wesle, C.: *Das Rolandslied des Pfaffen Konrad* (Halle, ²1961).
- Woelker, E. M.: *Menschengestaltung in vorhöfischen Epen des 12. Jahrhunderts*, Diss. (Leipzig, 1940).

ANHANG

Die Strukturformel der Severus-Adelgersage

Szene

- 1 = V. 6621 ff. Adelgers 1. Verstoß gegen das *riche*
- 2 = 6652 ff. Der 1. Rat
- 3 = 6668 ff. Adelgers Reise nach Rom
- 4 = 6692 ff. Die 1. Schur
- 5 = 6720 ff. Der 2. Rat
- 6 = 6730 ff. Die 2. Schur
- 7 = 6760 ff. Ratgeber wird vom Kaiser verdingt
- 8 = 6784 ff. Rückreise Adelgers
- 9 = 6812 ff. Adelgers 2. Verstoß gegen das *riche*
- 10 = 6834 ff. Ratsverweigerung
- 11 = 6854 ff. *Spel* (= Parabel)
- 12 = 6922 ff. Botenfahrt zu Adelger
- 13 = 6940 ff. Adelger versteht das *spel* und lehnt eine zweite Fahrt nach Rom ab
- 14 = 6956–7135 Schlacht und Niederlage des Kaisers.

Die zwei Versionen der Danielvision

Annolied:

Tier	Charakterista	Identifikation	Beendigung
1. Löwin	menschlicher Sinn	alle Könige von Babylon	Nr. 2
2. Bär	zerstörerische Art auf Cyrus und Darius hinweisend	drei Königreiche zum Teil in Persien liegend	Nr. 3
3. Leopard	vier Adlerfedern	Alexander der Grieche	?
4. wilder Eber	unbezähmbar zehn Hörner elftes Horn Augen, Mund	die römischen Satellitenkönige Antichrist	Jüngstes Gericht

Kaiserchronik:

1. Leopard	vier Adlerfedern	Alexander der Grieche wundersüchtig	?
2. Bär	zerstörerisch unbezähmbar	drei nichtidentifizierte Königreiche	?
3. wilder Eber	verderblich den Feinden zehn Hörner	Caesar der Herrliche	Nr. 4
4. Löwe	menschlicher Sinn Augen Mund, ein großes Horn	? Antichrist	Jüngstes Gericht —

REGISTER

- Abälard, Peter, 84
 Abiathar, 122, 122 A 31, 123,
 124, 126 A 36
 Adelger, 56—59, 62—64, 144
Aetates, Gliederung der Ge-
 schichte, 180
 Aggregatstechnik,
 in der *Kchr.*, 15
 Alexander d. Große, 158, 163
 Analogie: horizontale, in der
Kchr., 12; vertikale, 12
 Anfängermaterial, in der
Kchr., 15
 Anno, Bischof, 160
Annolied, 22 A 3, 26, 26 A 12,
 131, 143 A 64, 153, 153 A
 14, 154, 157—161, 163—165,
 173—175; Weltbild 143
 Antichrist, 70, 74, 77, 111, 150,
 153, 162, 165, 173—174;
 Antichristreich, 161, 173
 Apollo, 113, 114 A 14
 Arbeitswoche: christliche, 110
 Archipoeta, 157
 Archisynagogus, 123
 Aroel, 126 A 36
 Arrangeur, der *Kchr.*, 15
 Aspekthäufung, 81
 Aspekttechnik, in der *Kchr.*,
 81, 182;
 -verknüpfung, 126;
 -vertauschung, 144;
 -wechsel, 118, 137 A 50,
 151
 Ästhetik, 103
 Athos, Malerbuch: vom
 Berge, 164
 Astrolabius, 81—91, 143
 Auftraggeber, der *Kchr.*, 26
 Augustinus, 31, 32, 48,
 155 A 18
 Augustus, 46
 Aunan, 126 A 36
 Babenberger Haus, 57 A 38
 Bär, in der Danielvision, 158,
 159, 161
 Basilius, Abt, 139, 140
 Beatrix von Schwaben 88 A 36
 Benjamin, 126 A 36
 Bernhard von Clairvaux, 43,
 117, 128 A 38, 146
 Bernold von St. Blasien,
 48 A 27
 Beschneidungsvorschrift, 125
 Beschreibungsschablone, in der
Kchr., 100
 Bildungseinwirkung,
 der *Kchr.*, 17
 Bildungshorizont, des Adres-
 saten, 183
 Bildungskampf, altbayerischer,
 24
 Bildungsmonopol, des Ver-
 fassers der *Kchr.*, 23, 183
 Bonifacius, 113 A 13
 Brecht, Bertolt, 53
 Brutus, 35 A 11
 Caduceus: Zauberstab Mer-
 kurs, 135, 141
 Caesar, Julius, 46, 141 A 62,
 152, 154, 161—163;
primus rex Romanorum,
 164; 165—166, 173—174

- Caesargeschichte, in der *Kchr.*,
152, 153
- Caligula, 29–31, 38, 72
- Captatio benevolentiae*:
im Prolog, 22, 23 A 6
- Cicero, 23 A 6
- Chaucer, 24
- Claudius, 29
- Constantin d. Gr. 95–100,
104–123, 128, 132, 136, 139,
149, 171, 172, 176
- Constantius, 95–99, 104,
120, 129
- Constantius Chlorus, 95
- Constantius, Constantin VI.,
105, 168–171, 174
- Constitutum Constantinum* =
Konstantinische Schenkung,
114, 114 A 15, 115;
Wasallenterminologie, 115,
116–117
- Cosdras, 78–81
- Crathon, 123, 126 A 35
- Cronica*: als Werktitel, in der
Kchr., 22, 175, 180
- Cronica*-Typ: Gegensatz zu
lugene-Typ, 25
- Chronistik, 179
- Cura Sanitatis Tiberii*,
41 A 17
- Curtius, Marcus, 31, 32
- Curtius-Sage, 33
- Cyrus, 161, 163
- Dante: *Divina Commedia*,
115 A 17
- Darius, 161
- Dassel. *siehe* Rainald
- Decius, 92–93
- Danielbuch, 159, 167, 168 A 47;
Danielis Liber, caput VII,
154, 155
- Danielscher Traum.
siehe Danielvision
- Danielvision = Danielscher
Traum in D. II und VII,
152–154, 157–158, 163,
166, 166 A 43, 175
- Dichtung: heimische, 23;
mündliche, 24; mündlich
tradierte, 24–25; nach
schriftlichen Quellen, 25
- Didascali, 126 A 36
- Dietrich von Bern, 24 A 7
- Dimension: epische, in der
Kchr., 149
- St. Dionisius, 163 A 39;
Kapelle des, 163–165
- Diskontinuitätsvorstellung,
in der Herrschaft, 171 A 57
- Domitian, 69–72
- Doech, 126 A 36
- Donatio Constantini. siehe*
Constitutum Constantini
- Doppelherme*, 138
- Doppellehnstreue, 56, 65 A 48
- Dreieinigkeit, 125
- Eber, in der Danielvision,
158–165
- Effekte: vertikale, 102
- Ehering: des Astrolabius, 83,
84; als Treusymbol, 86, 88
- Eigenleistung: des Autors der
Kchr., 10, 16, 145, 178
- Eigenstücke, 15, 19
- Einstufung, hierarchische, 102
entwischen, 171
- St. Emmeram: Kloster, 162
- Ephesus, Synode zu, 81, 91
- Epochaltypik, 15
- epochaltypologisch, 176
- Erwartungshorizont: des
Publikums, 148, 177
- Erzählebene, Einlinigkeit
der, 102
- Erzählgerüst: variables, 24

Eusebius: Bischof unter Domitian, 70; Zauberer unter Theodosius, 82, 87–90
Exaltatio crucis, 77–78

›Falke‹. *siehe* Zentralmotiv
Faustinian, 19 A 26, 75 A 12,
104 A 1
Figurendreieck, 33
Figurentriade, 102
Flavius Lucius Dexter,
Barcinonensis, 160
Formprinzip, der *Kchr.*, 150
Fresko, St. Dionisiuskapelle:
St. Emmeram, 163–166
Friedrich I. Barbarossa, 156
Fünftausend, Speisung der,
139
Fürstenspiegel, 39 A 14, 149

Gedankentriade, 91
Gedichte: heilsgeschichtlich
verantwortbare, 23
Gefühl, in der *Kchr.*, 179 A 5
Geistlicher, Regensburger:
angeblicher Dichter, 10
gemähelscaz: Ehering, 86
Genelum, 37 A 13
Gerüstepik, 100 A 51
Gesamtplan: typologischer,
in der *Kchr.*, 11
Geschichtsauffassung,
in der *Kchr.*, 18, 150
Godolia(s), 126 A 36
Gradierungstendenz:
geistliche, 33
Gregor: Papstgestalt,
47–56, 174
Gregor VII.: historischer
Papst, 146, 146 A 70
Gregor von Tours, 93 A 44

Grundlinie: annalistische,
149, 150, 166; epische,
149, 150
Grundplan, in der *Kchr.*,
11, 12

Haupthandlungsgipfel, 132
Haupttriade, in der *Kchr.*,
110, 129, 132
Heilsplan: visionärer, 16, 41;
prächristlicher, 56
Heinrich IV.: deutscher Kai-
ser, 146 A 70
Heinrich VI.: deutscher Kai-
ser, 157
Helena: Mutter Constantins,
95–99, 105, 119–123,
126 A 35, 127, 132, 133
Héloise, 84
Heraclius, 77–81, 143
Herkunftssagen: der deutschen
Stämme, 160
Hermann von Reichenau,
48 A 27
Hermes, 136; *kunstgeschicht-*
lich, 138; -säule, 113
Herodot, 159
Herrschaftskontinuität,
148, 151, 167
Herrschaftstriade, 132
Herrschaftsübergang, im Reich,
151, 170, 177; -übertra-
gung, 167; -unterbrechung,
170
Herz, Fabel vom gegessenen,
140 A 59. *siehe* Parabel
Höhepunkt: der Dichtung, 105
Honorius Augustodunensis,
18, 21 A 2, 78 A 16, 116,
117, 121 A 29, 128 A 38,
160, 162, 162 A 37, 164, 165
Horazscholien: Wiener, 41
Horizontunterwartung, 178

- Hieronymus: Kirchengvater, 152 A 5, 155, 158, 167, 169
Histoires: anglofranzösische, 180
- Imperium*, 150
 Imperialdichtung: Genrevorschlag f. d. *Kchr.*, 181
 Individuum, Stellung des, 183
 Interpretation: typologisch argumentierende, *Die Problematik*, 10–20, 147
Irmensul. siehe Merkursäule
 Iroschottenkloster: in Regensburg, 85 A 31
- Jesus Christus, 40–44. 55, 75 A 13, 80, 93 A 45, 121, 121 A 30, 122, 124–127, 140, 181
 Johannes: Apostelgestalt unter Domitian, 69–71, 143
 Johannes: Apostelgestalt unter Julian, 137, 139
 Johannes Diakonus, 49, 50, 52, 55
 John of Salisbury, 37 A 13
 Jona, 126 A 36
 Josephus: unter Titus, 44–45
 Jovinus, 30–33, 36–38
 Jubal, 126 A 36
 Jugendgefährdung, 23
 Julianus Apostata, 81 A 23, 132–142, 149
 Jupiter: als Stadtgott *Roms*, 29–32, 38, 72, 113, 114 A 14
- Kaisergerüst, 10
 Kaiserreihe: entheroisierte, 20
 Karl: Figur Karls d. Gr., 105, 149; *historisch*, 157, 160; Figur, 166, 169–176; als *werltkunig*, 177; 181
 Katalog, der Kaiserfiguren, 13
 Kollationstechnik, 41, 67
 König *Rother*, 14, 46 A 25, 50 A 35, 79 A 19, 96 A 47, 101, 175 A 67, 182
 Konrad I. von Wittelsbach, 25 A 11
 Konrad III.: dt. König, 156
 Konrad, Pfaffe, 37 A 13
 Konsensehe, rechtliches Institut der, 83 A 29
 Konstantin d. Gr.: *historisch*, 114; Constantinfigur siehe Constantin d. Gr.
 Kontinuität, *Roms*, 68, 68 A 51, 151, 170; epochaltypische, 150; -svorstellung, 150, 172, 173, 175
 Korrelat: erzähltechnisches, 179; von mittelalterlichen Ordnungsvorstellungen, 184
 Ktesias, 159
Kudrun, 134, 134 A 46
 Kulturkampf: altbayerischer, 24
 Kumulation, 103, 179; als Stilmittel, 100, 178, 183
 »kumulieren«, 67
 Kunstgriff: kumulativer, 179
 Kusi, 126 A 36
- Laienpublikum: weltliches, Adressat der *Kchr.*, 79
 Landesdichtung: mündlich tradierte, 24
 Lazarus, 94 A 46
 Legendenkollationierung, in der *Kchr.*, 41
Leo: Weltrechtler, 160
 Leo: Papstgestalt, 169, 172, 174–175, 176 A 70

Leo IX.: historischer Papst,
114 A 15
Leopard: Weltreichtier,
158–159
Liet, Bezeichnung der Silve-
ster-Constantinlegende,
130–131
Literaturpublikum,
des zwölften Jhs., 18
Livius, 31
Lokalheilige, 182
Lothar von Supplingenburg:
deutscher Kaiser, 131 A 42
Löwe: Weltreichtier, 159,
165, 165 A 41
Löwin: Weltreichtier, 158,
162, 165 A 41
Lugene, 25, 27
Lugene-Typ: Gegensatz zu
cronica-Typ, 25
Lügenhaftigkeit, des Plagia-
tors, 19
Lukretia, 14 A 11, 19 A 26,
134 A 46
Luna, 114 A 14
Luzifer, 125

Magie: schwarze, 87
Magus. *siehe* Simon Magus
Malchus, 95
Manifestatio, 33 A 5, 103
Maria: Mutter Gottes,
71 A 5, 141, 142
Mars, 114 A 14
Maxentius, Domitianlegende,
70
Mercurjus: Heiligengestalt,
133, 138–142
Merkur(statue), 81 A 23,
114 A 14, 132–137,
140–142; -gott, 138–139;
-säule, 141 A 62, 153;
-stag, 112
St. Michael, 90
Ministeriale, 16

Mitarbeit: gedankliche, der
Zuhörerschaft, 97
Mitleidsfrage,
im *Parzifal*, 183 A 15
Montagetchnik, 67
Mucius Scaevola, 34, 35
Mutatio anulorum, 88 A 36
Nachwirkung, der *Kchr.*, 183

Nationalgeschichte:
in Versen, 18
Nebuchadnezzar, 163
Nero, 72, 73, 75, 77, 143, 149
Nerva-Phalaris-Perillussage,
90 A 38
Neuordnung, des römischen
Reiches, 129, 130, 172,
176, 177
Nibelungenlied, 26
Nicäa, Konzil zu, 121, 124

Odnatus, 34–38, 141–142
Ordo Silvestri novus, 118
Otho, 35
Otto von Freising, 16, 17, 28,
31, 48, 116, 128 A 38, 156,
167, 168, 175 A 67, 180
Otto IV. von Braunschweig
und Poitou, 88 A 36
Otto V. von Wittelsbach,
25 A 11
Otto VI. von Wittelsbach,
25 A 11
Ovid, 138, 138 A 54 und 55

Palumbus: Zauberer, 84, 90
Pantheon, Umweihung des,
88 A 37, 113 A 13
Parabel: von den Pfunden,
53; — vom gegessenen
Herzen, 59–62, 64, 90
Parallelismus, 41, 60
Pardus: Weltreichtier, 160

- Paulus: Apostelgestalt, 116, 137, 139
Passio in imitatione Christi, 93
 Personenkategorien: nach der mittelalterlichen Schullehre, 41, 53, 53 A 37, 55, 67
 Peter: Apostelgestalt, 77, 106, 107 A 4, 116, 117, 123; – und Paul, 72, 74, 105, 107
 Pilatus, 42–43
Pilatusprosa, 41 A 17, 42
 Pippin: von Kerlingen, 172
Pfahle: Karls, 176; Constantins, 176
 Pflichtenkollision: in der Adelgersage, 64, 66
 Poetik, 137 A 50
Point-of-view, 87, 132
 Porsenna, 34
 Präfiguration, 11
Privilegium dormitionis, 71 A 5
 Publikum, der *Kchr.*, 79–81, 92, 99–103, 115, 122, 123 A 32, 129, 148, 163, 179, 180
- Rabenschlacht*, 26
 Rainald von Dassel, 157
 Räubersynode, 91 A 39
 Regensburg, bildungsvermittelnde Rolle, 19; Bürger, 17; Gründung, 39–40
Reguli = Zaunkönige, 157
 Reichsepos, 183
 Reichsidee, 34 A 8, 47 A 26
 Reichsideologie: staufische, 157
 ›Reichsgründungswoche‹, 118
 Reichsverweserschaft: durch die Papstgestalt Silvester, 129
 Religiosität, Wolframs, 12 A 7
- Rex justus / rex tyrannus*, 39, 47, 63, 64
Rex iudex, 53
Rhetorica ad Herennium, 23 A 6, 41
 Rhetorik, 102, 137 A 50
Richtaere: des Reiches, 137
Riflande, 174
 Ringparabel: als Bekehrungsexempel, 87
Rolandslied, 46 A 25, 79 A 18, 182
 Rollentausch, in der *Kchr.*, 106, 119, 141
 Romvorstellung, in der *Kchr.*, 34, 38, 61, 63, 65, 67–69, 73, 75, 81, 95–97, 99, 114, 123, 128, 133, 142, 158, 164, 165, 174
Romdarstellung, 184
 Romulus und Remus, 174
Rother. siehe König *Rother*
 Rupert von Deutz, 155
- Sacerdotium*, 150
Salvatio Romae, 152
 Saturn, 114 A 14
 Saturnsrotunda, 113
 Schwank, 31, 31 A 2, 34, 63, 149
 Schenkung: Konstantinische. siehe *Constitutum Constantinum*
Scophelich, 24 A 8
 Semiramis, 157
 Seil: Vorstellung von der Zeitenfolge, 162 A 37
 Serapion, 91–92
 Severus, 56–65
 Siebenschläfer, 81, 91–94, 101, 143
 Sichard von Cremona, 48
 Silvester: Figur Papst Silvesters I., 105–110, 114–120, 122–128, 131–132, 144,

150–151, 171–172, 176
Silvester I.: römischer Papst,
114
Simon-Clemenssche Opfer-
woche, 110
Simon Magus: Antipode von
Simon Petrus, 72, 73, 75,
78, 86
Simon Petrus: Antipode von
Simon Magus, 74, 75,
75 A 12, 76, 78, 101
Sinnhintergrund: einer Epoche,
34; der *Kchr.*, 38; 67
Sondereucharistie: dreistufige,
118
Spannung: typologische, 11
Spel, in der Adelgersage, 59
Standesordnung: mittelalter-
liche deutsche, 18
Stephanus-*translatio*,
31 A 2
Sulpicius Severus: 167

Tageswoche: römische, 111
Tarquinius-Lukretia-
Geschichte, 64, 64 A 46
Tausendundeine Nacht, 159
Thara, 126 A 36
Tiberius, 29, 39–46
Tier: viertes, in der
Danielvision, 160, 173
Titus, 39, 40, 45, 70 A 3,
Theodosius, 81–82, 84,
90–94
Trajan, 47–56, 174
Translatio imperii, 167,
168 A 47, 169, 170 A 53,
173, 174 A 65, 175, 175 A 67;
ad Francos, 168, 173; *de*
Graecis ad Francos, 170
Translationsbegriff: Ottos
von Freising, 167
Traum: Danielscher. *siehe*
Danielvision

Triade, 98, 99 A 50, 100, 102,
118, 131, 142, 143, 145,
148; als ›Gesetz‹, 183 A 16
Triadenbeziehung:
kumulierte, 142;
-bildung, 149;
-form, Anhäufung in,
118;
-konstruktion, 147;
-überlagerung, 178;
-verbildlichung, 179, 183
Trinitätsproblem, 122, 127
Trinität: *sui generis*, 124
Turaz, Synode zu, 105, 119,
121–126, 131–132
Tyrannenmord, 37, 37 A 13,
38
Typologie, 11, 13
typologisch, 12, 17, 127,
146, 151

Überlagerung: triadenförmige,
82 A 26; -stechnik, 101
Ursa: Weltreichtier, 164
Ursus: Weltreichtier,
160, 164

Variation, 41, 60
Venusbild, 81–83, 87, 88,
101, 113, 114 A 14
Verbalgeometrie, 102
Vergegenwärtigung, 182
Verheißung: epochaltypische,
19, 181
Veronica, 40, 41, 43, 45, 47
Verräumlichung, 182
Vertikalanalogie, 179
Vertikalstil, 102, 166
Vespasian, 39, 40, 45
Viktor IV: Gegenpapst, 157
Vindicta Salvatoris, 41 A 17
Vision, 117, 151, 182

- Vitellius: historischer Kaiser,
34 A 9
- Vitellus, 34–39, 71,
141–142
- Volusianus, 40, 41, 45
- Vorgänge, Synchronisierung
diachroner, 102
- Weih St. Peter, 78 A 16, 162
- Welfenhaus, 57 A 38
- Weltbild: augustinisches, 48;
statisches, 145
- Weltbildlich, 148, 184
- Weltherrschaft; römische, 152
- Weltreich: viertes, 155, 166
- Weltreiche, vier, 155, 159
- Weltreichskaiser, 152
- Weltreichvorstellung, 152
- Weltrolle: *Roms*, 166
- Werktitel, *cronica*, in der
Kchr., 22
- Werltkunige*, 177
- Wert: dichterischer, der
Kchr., 19
- Wich*, 78
- Wiederholungsmotiv,
Eschatologisierung des, 12
- William of Malmesbury,
83–90, 180 A 8
- Wilsaelde*, 19
- Wüterische: sieben, 95,
97, 99
- Zahlenpräzision, in der *Kchr.*,
111
- Zambri, Zauberer, 121–123,
127, 183 A 15
- Zauberstab, des Mercurjus,
141. *siehe* Caduceus
- Zeitenfolge. *siehe* Seil
- Zeitenordnung, 56
- Zeitenparallel-Triade, 94
- Zeitrechnung, 93–94
- Zeleon, 126 A 36, 127
- Zenophilus, 123, 126 A 35
- Zentralmotiv, 30 A 1,
143, 182
- Zentralvision, in der *Kchr.*,
15. *siehe* Danielvision
- Zeus: *kunstgeschichtlich*, 138
- Zuhörer. *siehe* Publikum
- Zuhörerschaft, Rolle eines
Fürsprechers der, 22
- Zweischwertertheorie, 150, 181